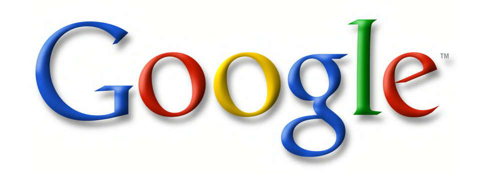
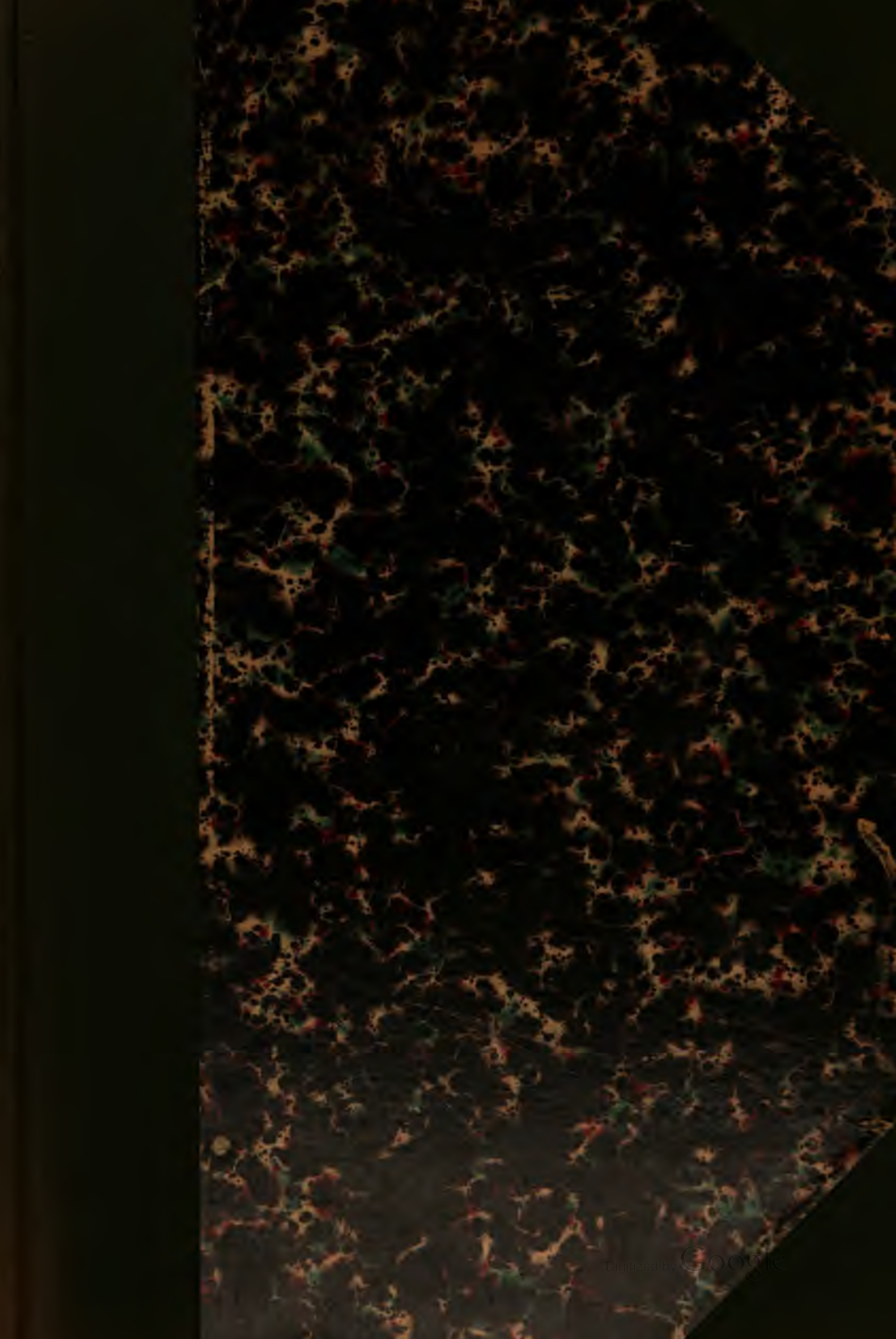
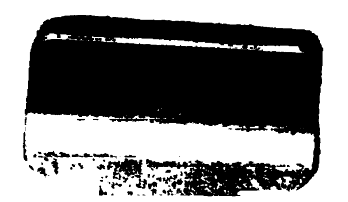








Das Ich

und

die sittlichen Ideen

im Leben der Völker

von

O. Flügel.

Vierte Auflage.



Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1904

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die beiden nachstehenden Abhandlungen erscheinen hier in dritter Bearbeitung. Zuerst wurden sie gedruckt in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, herausgegeben von *Steinthal* und *Lazarus*, Band XI und XII: alsdann vielfach erweitert in den Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht von *F. Mann*, im 12. Jahrgang 1885 und zugleich als selbständige Schrift. Auch die jetzige neue Bearbeitung ist beträchtlich erweitert, wie dies ja der Stoff des Buches mit sich bringt.

Wansleben bei Halle a. S. 1889.

O. Flügel.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die Gegenstände dieser Schrift sind von der Art, dafs sie beständig erweitert werden können. Das ist zum Teil auch in der neuen Auflage geschehen. Doch die gröfsere Kunst besteht hierbei in der Beschränkung und in der richtigen Auswahl des Stoffes.

Für die mitgeteilten Tatsachen aus dem Leben der Völker habe ich genau die Quellen angeführt, um den Leser einigermafsen in den Stand zu setzen, die Zuverlässigkeit des Mitgeteilten zu prüfen. Denn ein jeder, der sich mit dergleichen beschäftigt hat, weifs, wie unsicher zuweilen die Mitteilungen selbst sehr gewissenhafter Reisenden und Berichterstatter sind.

Wansleben bei Halle a. S. 1896.

O. Flügel.

Vorwort zur vierten Auflage.

Den bisherigen Grundsätzen gemäß haben auch in dieser neuen Auflage einige Ergänzungen und Berichtigungen stattgefunden.

Wansleben bei Halle a. S. 1903.

O. Flügel.

Inhalt.

Einleitung.

Mit den beiden Ausdrücken Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung pflegt man das eigentliche Wesen des menschlichen Geistes zu kennzeichnen; man versteht dabei unter Selbstbewufstsein die Persönlichkeit oder das Ich, welches von sich selbst weifs und sich selbst beurteilt; Selbstbestimmung bedeutet die Fähigkeit, sich in seinem Wollen nach Erwägungen, also auch nach vernünftigen, namentlich nach sittlichen Motiven zu richten. Beides, Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung, erhebt den Menschen über alle übrigen Geschöpfe auf der Erde, und beides kommt, wennschon mit beträchtlichen Unterschieden, allen geistig gesunden Menschen zu.

Eben darum lag es nahe zu meinen, jene beiden Merkmale müfsten dem Menschen als ein unter allen Umständen ursprüngliches und wesentliches Besitztum anhaften, ja unter allen sogenannten angeborenen Ideen verdienten keine so sehr diesen Namen, als Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung.

Dadurch, dafs man dergleichen Eigentümlichkeiten als ursprüngliche Mitgift der menschlichen Seele oder als angeborene Ideen betrachtete, schienen dieselben noch einen besondern Wert zu erhalten. Denn es ist ja bekannt, wie oft unser Urteil über einen Menschen oder eine Sache, über eine Wahrheit oder Forderung, nicht sowohl durch den inneren Wert, als durch deren Ursprung, hohes Alter, geheimnisvolle Herkunft und ähnliche äufsere Rücksichten zuweilen selbst in der Wissenschaft bestimmt wird. Darum scheint manchen der Wert des Menschen vermindert zu werden durch die Behauptung, auch Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung seien erst, wie alle andern geistigen Vorzüge des Menschen, im Laufe der Zeit durch Einwirkung sehr mannigfaltiger Einflüsse erworben.

Gleichwohl läfst sich zeigen, einmal dafs das Ich oder die wahre geistige Persönlichkeit des Menschen, sowie auch seine Be-

fähigung, nach sittlichen Ideen zu handeln, nur sehr allmählich entstanden ist, und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie dies auch jetzt noch immer ein menschliches Kind nur nach und nach erwirbt; und zum andern, dafs mit dieser Erkenntnis der Wert jener Vorzüge in keiner Weise angetastet wird. Die Würde des Menschen leidet unter solchen Betrachtungen nicht.

Nachdem dieser Entwicklungsgang hinsichtlich des einzelnen in den Lehrbüchern der Psychologie mehrfach erläutert ist, so sollen in folgendem gerade die beiden Punkte: das Ich und die sittlichen Ideen nach ihrer Entwicklung im Leben der Völker behandelt werden.

Nachdem ferner in den neuern Kulturgeschichten mehrfach sehr eingehend geschildert ist, welchen Anteil z. B. die Entdeckung des Feuers, das Hirtenleben, der Getreidebau, das Klima u. s. w. auf die Entwicklung des Geistes und Gemütes der Völker geübt haben, und welche Art der sittlichen Wertschätzung durch dergleichen gefördert ist, nachdem man also gewissermafsen von der Ursache zur Wirkung fortgeschritten ist, soll im folgenden im ganzen mehr von der Wirkung auf die Ursache zurückgegangen werden. Es ist z. B. die Frage: unser jetziger Begriff vom Ich, vom Wohlwollen, von der Billigkeit u. s. w. wie ist er entstanden, welche Umstände haben zur Erzeugung und Ausbildung desselben mitgewirkt, welche verschiedenen Stufen hat er durchlaufen u. s. w.? Dabei mufs denn auch auf die verschiedensten Lebensfaktoren, wie in der Kulturgeschichte, hingewiesen werden, doch genügt dabei meist eine kürzere Hinweisung, sofern sie dient, einmal die Entwicklung des Ich und sodann des sittlichen Urteils der Völker zu veranschaulichen und zu erklären. Aus dem reichen Inhalte der Kulturgeschichte im weitesten Sinne ist also auch nur das hierauf Bezügliche hervorzuheben, und diese ist wiederum um die betreffenden Begriffe und Ideen zn gruppieren.

Das Ich im Leben der Völker.

Diejenigen Begriffe, welche dem Denken die schwierigsten und dunkelsten sind, pflegen im praktischen Leben nicht selten gerade die verständlichsten und geläufigsten zu sein. Gar vielen scheint es eitel Spitzfindigkeit, in Begriffen wie in dem des Dinges mit mehreren Merkmalen, der Veränderung, der Geschwindigkeit, der

Kraft u. a. Schwierigkeiten zu sehen, oder gar Widersprüche zu finden. Schon eher ist man geneigt zuzugeben, dafs der Begriff des Ich gewisse Dunkelheiten in sich berge, denn bereits ein wenig Vertiefung in das, was das Ich, was ihm wesentlich und was unwesentlich dabei ist, ob ich dasselbe Ich wäre unter ganz andern Verhältnissen, läfst manche Schwierigkeiten fühlen. Indessen auch hier gilt es, je tiefer man gewissen Dingen nachforscht, um so verwickelter werden sie, während ein oberflächliches Denken dabei durchaus keine Schwierigkeiten findet. So ist auch das eigne Ich dem Kinde und dem gemeinen Manne keineswegs etwas Unbekanntes. Im Gegenteil. Andere Dinge mufs ich erst durch lange Erfahrung, vieles Probieren, Öffnen, Zerschlagen kennen lernen, damit ich weifs, was sie sind. Andere Personen mufs ich erst fragen, wer sie sind und was sie denken, fühlen oder wollen, und auch wenn sie antworten, ist es noch zweifelhaft, ob sie sich so geben, wie sie sind. Hingegen wer ich bin, was in mir vorgeht, ist mir unmittelbar bekannt. Das Ich scheint also das Allerbekannteste zu sein.

Und so finden wir es in der Tat im Leben der Völker. Das Ich hat zuletzt den prüfenden Blick der Forschung auf sich gezogen, ist das jüngste der philosophischen Probleme, eben darum, weil es für etwas ganz Bekanntes gegolten hat. Alles andre ward in den Kreis der Untersuchung gezogen, das Ich schien einer Untersuchung nicht zu bedürfen, jeder Mensch glaubte zu wissen und genau angeben zu können, wer er sei. „Wer bin ich? Diese Frage wirft der gemeine Mensch nicht auf, denn er glaubt sich sehr gut zu kennen“.[1])

Wenn nun auf diesem Standpunkte eine Antwort auf die Frage, was ist das Ich des Menschen? gegeben werden soll, so wird zunächst gesagt werden müssen: Das Ich ist mein Leib, wenigstens gehört dieser ganz wesentlich dazu.

Das Ich als eigner Leib.

In ähnlicher Weise, wie der Mensch durch sinnliche Wahrnehmungen zur räumlichen Auffassung der Dinge aufser ihm kommt, gewinnt er auch die Vorstellung seiner selbst, nämlich zunächst seines Leibes. Aber bald mufs diese Vorstellung vor den Vorstellungen der äufseren Gegenstände eine ganz besondere Stellung

[1]) *Herbart,* Ps. a. W. § 24. Ausg. *Hartenstein* V, 267. *Kehrbach* V, 237.

einnehmen, schon darum weil es einen Unterschied in der Empfindung macht, ob ich ein äufseres Ding oder eins meiner Glieder berühre. Es ist nun Sache der Psychologie, zu zeigen, wie die Vorstellung des Ich ihren Ausgang nimmt von der Vorstellung des eignen Leibes, dann aber bis zu den höchsten und abstraktesten Stufen fortschreitet, wo die Vorstellung des eignen Leibes begrifflich gänzlich aus der Idee des Ichs ausgeschieden wird.[1]) Als ganz zufällig für die eigne Persönlichkeit erscheint der Leib erst auf den höhern Bildungsstufen. Wie selten jedoch der Mensch sein Ich vom Körper ganz losreifst, das mögen die häufigen Verordnungen auf den Todesfall beweisen, welche so lauten: hier und auf diese Weise will ich begraben sein,[2]) wobei es sich doch lediglich um den Leib handelt.

Wie nun das Ich des einzelnen noch immer von der Vorstellung des eignen Leibes ausgeht, so hat auch im Leben der Völker diese Vorstellung den nämlichen Anfang genommen. Auf den niedern Bildungsstufen ist allezeit der Leib der allerwesentlichste Bestandteil des Ich, ja man möchte sagen: er ist das Ich. Man erkennt dies teils aus den Namen, mit welchen die verschiedenen Sprachen das Ich, das Selbst oder die Seele, also doch das Innerste und eigentliche Wesen des Menschen bezeichnen. Alle diese Ausdrücke sind von etwas Sinnlichem, gewöhnlich vom Hauch oder Atem, der aus dem Innern kommt, hergenommen. Zum andern gehen die ersten psychologischen Betrachtungen fast immer von einem materialistisch gefafsten Seelenbegriff aus.[3]) Und selbst da, wo man eine Unsterblichkeit der Seele glaubt, also dafs letztere selbständig auch ohne den Leib fortbestehen könne, bleibt doch noch sehr lange Zeit im Glauben der Völker das Schicksal der Seele ganz und gar abhängig von dem Schicksal des Leibes. Es ist bekannt, zu welch tragischen Konflikten mangelnde Totenbestattung, bei den Griechen selbst zur Zeit der Blüte ihrer Philosophie den Anlafs gab. Noch auffälliger ist dies bei den Ägyptern. Hier, sollte man meinen, müfste sich beides, einmal die ausgebildete Seelenwanderungslehre und sodann das Bestreben, die Leichen mög-

---

[1]) S. z. B. *Volkmann v. Volkmar*, Lehrbuch der Psychologie, § 105 ff.

[2]) *Herbart*, Ps. a. W. § 135; bei *Hartenstein* VI. 242; bei *Kehrbach* VI, 180.

[3]) S. *Volkmann v. Volkmar*, Lehrbuch der Psychologie § 9, S. 57. Vgl. auch *Max Müller*, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft 1876, S. 321.

lichst lange aufzubewahren, einander geradezu ausgeschlossen, oder doch abgeschwächt haben. Aber so war es nicht; es bestand beides neben und miteinander. So fest ist in Gedanken die Verknüpfung von Leib und Seele, nämlich die Meinung, dafs für das Ich, das eigentliche Wesen des Menschen, der Leib ein zugehöriger Bestandteil sei. Aber auch in christlicher Zeit glaubte man, dem Gesetze, welches keinen in seiner Abwesenheit, sondern nur einen Anwesenden zum Tode verurteilt, nicht anders genügen zu können, als dafs man z. B. den Papst *Formosus*,[1]) den Schotten *Logan*

[1]) Das schauerlichste Gericht, das die Weltgeschichte zu verzeichnen hat, ist wohl jenes, welches im Jahre 897 zu Rom über die Leiche des Papstes Formosus gehalten wurde. Formosus, Kardinalbischof von Portus, war im September 891 als Nachfolger Stephanus' V. auf den Stuhl Petri berufen worden. Rechtlich und durchaus ehrenhaft von Charakter, hatte er sich in den Kardinalen, Fürsten und Bischöfen des verkommenen und sittenlosen Roms jener Tage unzählige Feinde geschaffen. Schon im Jahre 896 traf ihn der Dolch des Mörders. Sein Nachfolger Bonifacius VI. ging 14 Tage nach seinem Regierungsantritt denselben Weg. Stephanus VI. folgte ihm. Gehetzt von den Feinden des Formosus, zu denen auch er gehörte, schändete dieser Papst die Geschichte Roms durch ein Gericht, das einzig dasteht. Im März 897 versammelten sich die höchsten geistlichen Würdenträger im Konziliensaal. Die Leiche des Formosus, nach dem achtmonatlichen Aufenthalt im Grabe bereits verwest und zerfallen, wurde aus ihrer Gruft in St. Peter gerissen, mit den päpstlichen Gewändern bekleidet in den Saal getragen und dort auf den Papststuhl niedergesetzt. Der Saal war voll Modergeruch, Entsetzen und Schauder ergriff alle. Ein Advokat des Stephanus erhob sich und verlas die Anklageschrift, als hätte er einen Lebenden vor sich, zum Schlufs aber wandte sich der Papst selbst an den Toten und rief mit Donnerstimme: „Warum hast du aus Eifersucht den apostolischen Stuhl von Rom ursurpiert, trotzdem du doch zuvor nicht Kardinal, sondern nur Bischof von Portus warst?" Ein Diakon, als Anwalt neben der Leiche postiert, verteidigte diese, soweit das Grauen nicht seine Zunge lähmte. Trotzdem lautete das Urteil auf „Schuldig". Die Synode schrieb das Absetzungsdekret über den Toten und bestimmte, dafs alle von Formosus ordinierten Geistlichen abgesetzt und neu zu ordinieren seien. Die päpstlichen Gewänder wurden dem Toten abgerissen, die drei Finger der rechten Hand, mit denen der Lateiner den Segen erteilt, abgeschnitten, an den Füfsen schleifte man ihn zum Saal hinaus und durch den Kot der Gassen Roms; endlich warf ihn der Pöbel in den Tiber. Am nächsten Tage stürzte die altersschwache Basilika des Lateran in sich zusammen; abergläubische Gemüter wollten darin ein Zeichen der Empörung des Himmels sehen. Nach Monaten, als auch Stephanus VI. schon wieder seinem verdienten Schicksal erlegen war, fanden Tiberfischer die geschändete Leiche des Formosus in den Fluten. Die Gemüter hatten sich inzwischen gewandelt, in Prozession trug man den Toten nach seiner Gruft in Sankt Peter zurück. Die Sage erzählt, dafs die Heiligenbilder in der Kirche sich weinend verneigt hätten, als man den Leichnam vorübertrug.

von Restalrig, den *Tancred von Sicilien* u. a. nach ihrem Tode wieder ausgrub, und ihnen nun in ihrer leiblichen Anwesenheit den Prozeſs machte.

Kein Wunder also, wenn man auf niedern Bildungsstufen das Wesen und die Persönlichkeit des Menschen ohne weiteres in dessen Leibe sieht. Hier ist der Leib vielfach geradezu das Ich selbst. Wird mein Leib verstümmelt, so auch mein Ich. Darum fürchten die Neger weniger den Tod, als eine abzehrende Krankheit vorher, weil dann der Sterbende siech und abgezehrt im jenseitigen Leben ankomme.[1]) Alle die Schicksale des Leibes treffen das Ich. Als die Sklaven eines westindischen Pflanzers sich massenweis erhenkten, konnte dem Selbstmord nur dadurch Einhalt getan werden, daſs den Erhängten Kopf und Hände abgeschlagen wurden. Das wirkte, weil die Neger nun meinten, daſs auch die Seelen im Totenreiche verstümmelt ankämen.[2]) Manche Australier schneiden dem toten Feinde wenigstens den Daumen der rechten Hand ab, damit dieser im Jenseits keine Lanze mehr werfen könne. Der Inka Atahuallpa wurde im letzten Augenblicke noch Christ, damit er nicht verbrannt, sondern gehenkt würde, denn im ersteren Falle meinte er nicht wieder auferstehen zu können.[3]) Die Chinesen nähen den Enthaupteten gern die Köpfe wieder an, weil die Verstümmelten sonst im Jenseits nicht von ihren Verwandten erkannt würden.

Aus dieser festen Verknüpfung der Person mit deren Leib ist die Rache zu erklären, die sich noch auf die Leichname der Feinde erstreckt. Nicht nur die eigentlichen Kannibalen verstümmeln oder verzehren den Feind, um ihn im Tode noch zu quälen oder zugleich mit seinem Leibe zu vernichten,[4]) auch Mohammed lieſs nach der siegreichen Schlacht von Badr die Leichen der gefallenen Mekkaner in Brunnen werfen und richtete vorwurfsvolle Worte an einen jeden, ja er lehrt im Koran (Sure 47. 29): nach dem Tode kommen die beiden Grabesengel Monkar und Nakyr und quälen den Leichnam der Ungläubigen im Grabe.

Ferner ist es eine naheliegende Vorstellung, daſs man mit dem Leibe eines Menschen oder eines Tieres dessen

---

[1]) *Waitz*, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig II, S. 193.

[2]) *Wuttke*, Gesch. d. Heidentums. Breslau 1852. I, S. 107.

[3]) *Spencer*, Sociologie I., S. 239 u. 208.

[4]) *Waitz* a. a. O. II, S. 165.

eigentümliche geistige Eigenschaften mit in sich aufnimmt. Sehr weit ist unter den Völkern dieser Glaube verbreitet. Die Indianer hüten sich, vor der Schlacht von furchtsamen Tieren zu essen, weil deren feige Seele in sie übergehen könnte, sie verzehren vielmehr das Fleisch des Hundes oder das Herz eines tapferen Feindes, um sich unwiderstehlich zu machen.[1]) Der Dakotah verschlingt das Herz des erschlagenen Feindes, um seinen eignen Mut zu erhöhen. Der Neuseeländer verschluckt die Augen seines verstorbenen Feindes, um besser sehen zu können, der Abipone ifst Tigerfleisch, weil er sich dadurch dessen Stärke anzueignen glaubt.[2]) Auf Neu-Britannien werden die Arm- und Beinknochen vom verzehrten Feinde am stumpfen Ende des eignen Speeres befestigt, man meint, dies verleihe die Stärke des Mannes, dessen Gebeine man trägt, und mache unverwundbar gegenüber den Verwandten des Erschlagenen.[3]) Noch 1885 afsen chinesische Seeräuber die Leber des ermordeten französischen Kommissars Haitce in Monkay und vermischten seine Galle mit Reisbranntwein, den sie tranken, um so den Mut des Ermordeten zu erlangen.[4]) *H. Brugsch* weifs von prähistorischen Menschenfressern in Ägypten zu berichten. Der ins Jenseits versetzte König Onnos verspeist Menschen, damit er ihren Zauber esse und ihre Vorzüge verspeise. Ihr Zauber befindet sich in seinem Leibe. Es geschieht also, um sich damit fremde Anlagen und Vorzüge anzueignen. (Vgl. auch *Andree*, Die Anthropophagie 1887.)[5]) Gibt eine Tscherkessin ihrem Gastfreunde einige Tropfen Milch von ihrer Brust zu trinken, so ist er ihr rechtmäfsiger Sohn und mufs von allen seinen Brüdern verteidigt werden.[6]) Freundschaft wird gleichfalls vielfach dadurch geschlossen, dafs ein Freund von dem andern einige Tropfen Blut trinkt, es geht auf diese Weise gleichsam ein Teil von dem Ich des einen auf das des andern über.[7]) Mit dem eignen Blute verschreibt man sich dem Teufel. Die Chavantes am Araguay verzehren die Leichen ihrer Kinder in der Absicht, dadurch deren

[1]) *Waitz*, a. a. O. III, 159. VI, 161.
[2]) *Spencer*, a. a. O. I, 129.
[3]) Globus, Zeitschrift 1884. Bd. 45, S. 329.
[4]) Globus 1890. Bd. 57, S. 345.
[5]) Globus 1893. S. 167.
[6]) *Ratzel*, Völkerkunde III, 721.
[7]) Vgl. z. B. *Herodot* VI, 70.

Seelen wieder in die ihrige aufzunehmen.[1]) So auch australische Mütter. In Queensland kommt ein Schmaus der Liebe vor. Stirbt eine junge Frau oder ein Mädchen, so verzehren die Männer, die mit ihr verwandt sind oder eine besondere Zuneigung fühlen, gewisse Teile ihres Leibes, nachdem sie sich zuvor weifs bemalt haben.[2])

Aber nicht allein die Substanz des Leibes kommt hier in Betracht, auch schon ein Bild desselben ist in gewisser Weise identisch mit dem Ich. Die Neger fanden das Abmalen eines Menschen gefährlich, weil dadurch ein Stück des Ich verloren gehen könnte.[3]) Der Matabelen-Häuptling Lobegula ist oft beschrieben worden, aber dennoch hat man nie ein Porträt von ihm erhalten können. Er widersetzte sich dem Photographieren stets auf das entschiedenste. Einem Reisenden erklärte er, er könne sich deshalb unmöglich photographieren lassen, weil sein Volk dann glauben würde, dafs mit dem Bilde ein Teil seiner Seele hinweggenommen wäre. Die Untertanen eines Sultans auf den Philippinen wollten nicht zulassen, dafs die Photographie ihres Sultans nach einer spanischen Stadt gebracht würde, damit ihr Fürst nicht ein Gefangener (im Bildnis) würde.[4]) Die Indianer meinten, der Zeichner und der Photograph, der ihre Bildnisse besitze, habe nun Macht über sie, könne sie töten, wenn er die Bilder durchsteche. Wenn sie stürben, würden sie auch im Grabe keine Ruhe finden, wenn der Maler ihre Bildnisse mit sich herumtrage. Die alten Mexikaner übten Verbrennen der Leichen, wenn aber der Leichnam eines Gefallenen in der Schlacht oder eines Ertrunkenen nicht aufgefunden werden konnte, machte man ein hölzernes Bildnis des Vermifsten und erwies ihm die Begräbnisehren. Die Tschippoways fertigten von einem Kranken ein hölzernes Bild an und vernichteten dieses, damit der Kranke genese, und die Krankheit gewissermafsen ihr Opfer habe. Überhaupt ist der Glaube weit verbreitet, dafs der Besitzer des Bildnisses Macht habe über den Abgebildeten.[5]) Manche, die den Frauen keine Seele zuschrieben, sind dadurch von ihrer Meinung zurückgekommen, dafs sie sahen, auch Frauen können photographiert werden, müssen also auch eine Seele haben,

---

[1]) *J. Lippert*, Kulturgeschichte der Menschheit, 1886, I, S. 209.

[2]) *Ratzel*, Völkerkunde II, 56.

[3]) *Waitz* a. a. O. II, 184 u. III, 215.

[4]) Globus 1884, Bd. 46, S. 55.

[5]) *Spencer* a. a. O. I, 373 u. 296.

die sich gewissermafsen im Bilde darstelle. Darauf beruht ja auch vielfach der Aberglaube der Behexung, es wird etwa ein Haar oder etwas, was mit dem Zubehexenden in genauer Verbindung gestanden, verbrannt, um so dem früheren Besitzer zu schaden. In der römischen Kaiserzeit war es ein gewöhnliches Mittel, sich eines Menschen dadurch zu entledigen, dafs ein Bild des betreffenden in Wachs oder Blei angefertigt wurde, das unter allerhand Zaubersprüchen vernichtet ward. Gift half dann wohl nach. Was vom Bilde gilt, gilt vielfach auch vom Schatten. Auch der Schatten eines Paria verunreinigt den Bramanen. Auf den Salomonsinseln wird jeder Eingeborene, der auf den Schatten des Königs tritt, mit dem Tode bestraft. Im schwäbischen Landrecht gilt die Bestimmung, dafs ein Unfreier, beleidigt von einem Freien, an dessen Schatten Rache nehmen kann. Der Unfreie schlägt den Schatten des Beleidigers am Halse. Eine Hinrichtung konnte zum blofsen Scheine herabgemildert werden, indem der Kopf des Schattens auf der Erde abgestochen wird.[1])

Wo der Leib als wesentlichster Teil des Ich angesehen wird, mufs natürlich auch jede Befleckung des erstern zugleich eine Verunreinigung des Ich sein, mufs also als sittlicher Mangel aufgefafst werden. Daher stehen fast überall, wo sich das Sittliche geltend zu machen beginnt, die äufserlichen Reinigungsgebote auf einer Linie mit den eigentlich sittlichen. So z. B. in Indien, Ägypten, bei den Persern, Juden u. s. w. Die Worte, welche im Hebräischen und in der Zendsprache die sittliche Gesinnung bezeichnen, bezeichnen eigentlich zunächst nur die leibliche Reinheit.

Mit diesem Glauben ist zugleich ein Mittel gegeben, gewisse Sünden zu sühnen, nämlich durch körperliche Reinigungen und Waschungen; je tiefer in das Innere des Leibes derartige Reinigungen eindringen, um so mehr sind sie natürlich geeignet, das Ich zu reinigen. Zu dem Zwecke werden aufser den Waschungen Schwitzbäder, Abführungsmittel, Brechmittel, Aderlässe, Fasten u. dgl angewendet.[2]) Durch diese Mittel scheint zugleich mit dem betreffenden Bestandteil des Leibes etwas von dem schuldigen Ich

---

[1]) *Fritz Schultze,* Psychologie der Naturvölker S. 264.

[2]) Über diese Sitten bei den amerikanischen Völkern s. *Waitz* a. a. O. III, 133; IV, 330, 279, 132; auf den Südseeinseln VI, 394. Bei den Ägyptern *Diodor* I, 82.

fortzugehen, zumal auch geistige Gebrechen erfahrungsmäfsig zuweilen mit dem zusammenhängen, dessen man sich auf jene Weise entledigt.

Wenn nun Leib und Ich für einerlei gelten, oder doch so, dafs der Leib ein unentbehrlicher Bestandteil des Ich ist, wird dann nicht auch das Ich zugleich mit dem Körper im Tode vernichtet? Sollte man also nicht erwarten, die Meinung von dem völligen Untergang des Menschen im Tode müsse die natürliche sein, während doch fast allgemein unter den Völkern in irgend einer Weise die Unsterblichkeit angenommen wird? Gewifs wird für die natürliche Deutungsweise mit der Vernichtung des Leibes auch die der ganzen Person verbunden sein. Allein eine Vernichtung des Leibes ist mit dem Tode nicht gegeben. Ist der Leib auch tot, so ist er der äufsern Erscheinung nach doch noch vorhanden. Für das eigentliche Wesen des Leibes und des zugehörigen Ich sind Leben und Tod nur wechselnde Zustände, nicht weniger zufällig als Schlaf und Wachen. Der Tod in unserm Sinne als völlige Auflösung des eigentlichen Wesens ist für die Naturvölker wie für unsere Kinder[1]) zunächst noch ein unvollziehbarer Gedanke. Der Tote ist nicht tot in unserm Sinne, er schläft nur und wird wie ein Schlafender behandelt.[2]) Der gefallene Feind wurde darum vielfach, um ihn wirklich ganz und gar zu töten, noch zerstückelt oder aufgefressen. Auf dem Hinterindischen Archipel werden die gefährlichsten Verbrecher aufgefressen, um sie völlig zu vernichten. Die Redensart „vor Zorn auffressen“ z. B. Ilias IV, 34 und Psalm 124, 3 ist gewifs anfänglich keine blofse Redensart gewesen.[3]) Der Leib der Freunde und Verwandten hingegen wird möglicht gegen wilde Tiere und gegen Vernichtung geschützt. Wo wie bei den Parsen die Leichen zum Frafse der wilden Tiere ausgesetzt werden, ist

---

[1]) Nur so kann man sich die scheinbare Grausamkeit sonst sehr harmloser Kinder erklären, welche so grofsen Gefallen haben an Erzählungen, Märchen, Bildern, wo Mord und grausame Strafen sich häufen (Struwelpeter). Die Kinder haben eben vom Tod einen andern Begriff, als die Erwachsenen. Tod und Leben sind nur Zustände, bei deren Wechsel das Wesen bleibt. Tod kann ebenso leicht in Leben übergehen, als Leben in Tod, oder Schlafen in Wachen.

[2]) Ausführlich darüber *Spencer* a. a. O. I, 188 ff.

[3]) Viele Beispiele bei *Lippert* a. a. O. 1, 482, es mag noch hinzugefügt werden *Theognis* 785: Dürfte ich trinken ihr (der Feinde) Blut! Erstünde mir ein guter Dämon, welcher nach Wunsch dieses erfüllete mir! *Xenoph.* Hel. III. 3, 6 schildert die Gesinnung des Kinadon gegen die Spartiaten: er hätte sie am liebsten roh aufgefressen. Auch *Anabasis* IV. 8, 14.



jene Gleichsetzung des Ich mit dessen Leib bereits aufgelöst, und ein ausgebildeter Glaube an körperlose Seelen und deren Fortdauer an ihre Stelle getreten. Geben hingegen niedriger stehende Völker wie die Kaffern, ihre Leichen den wilden Tieren preis, so ist da auch der Glaube herrschend, dafs die menschliche Person in das betreffende Tier übergeht. Daher hier Tierverehrung und die Meinung, es sei ein besonderes Glück, von einem gröfseren Tiere zerrissen zu werden, z. B. von dem Leopard, und so in dasselbe einzugehen.[1])

Weil der Tote gewissermafsen als ein Schlafender angesehen wird, darum gibt man ihm vielfach auch die äufsere Stellung eines Schlafenden, er wird weich gebettet, noch viel häufiger gesetzt mit auf den Ellbogen gestütztem Kinn. [2])

Übrigens ist die Verschmelzung des Ich mit dem zu ihm gehörigen Leib so natürlich und darum so mächtig, dafs sie sich auch da geltend macht, wo längst die Einsicht gewonnen ist, der Leib sei nicht ein Bestandteil des Ich, und wo der Glaube an ein Dasein und eine Fortdauer einer körperlosen Seele unerschütterlich feststeht. Das beweist der Glaube an die sogenannte Auferstehung des Fleisches, wie er in sehr grober Form von den Peruanern, die auch Nägel und Haare des Inkas als wesentliche Bestandteile derselben aufbewahrten,[3]) von den Parsen und einigen christlichen Richtungen festgehalten wurde. Darauf gründet sich auch die allgemeine Ehrfurcht, wie der gebildete Mensch seine Toten behandelt. Die Macht der durch Gewohnheit und viele andere Umstände so bedeutend verstärkten Verbindung der Person mit dem zugehörigen Leibe war gröfser als die Macht Kaiser Josephs II., der aus Sparsamkeitsrücksichten die Leichen nackt, in einen Sack genäht, verscharren und mit Kalk bestreuen lassen

---

[1]) *Waitz* a. a. O. II, 177.

[2]) *Waitz* III. 387; 500, 200; III, 420 u. a.

[3]) *Waitz* IV, 466. Die Peruaner setzten dem *Garcilasso* ihre Gebräuche so auseinander: Wir pflegen, damit wir unsre Haare und Nägel nicht erst suchen müssen zur Zeit, wo viel Hast und Verwirrung sein wird (am Tage der Auferstehung), dieselben an eine bestimmte Stelle zu legen, so dafs sie bequem zusammengelesen werden können, und wo es angeht, sehen wir darauf, dafs wir stets an dieselbe Stelle spucken. Ein Hegelscher Philosoph *Göschel* (über die Unsterblichkeit 1837 S. 255) meint, nicht nur der Leib mit allen Gliedmafsen stehe auf, es gehören dazu auch Haus und Hof und besonders das Hochzeitskleid.

wollte,[1]) weil man die Person des Toten nicht im Grabe, sondern im Himmel zu suchen habe.

Wenn es uns kaum gelingt, unser eignes Ich gänzlich losgelöst vom Leibe vorzustellen, wieviel weniger das Ich der andern Personen!

Das Ich und seine Umgebung.

Die Verschmelzung des Ich mit dem Leibe erweitert sich in der Regel noch, so dafs auch das, was mit dem Körper oder der äufsern gesellschaftlichen Stellung des Ich in naher Verbindung steht, zu dem Ich selbst als wesentlicher Bestandteil gerechnet wird, ohne welchen die betreffende Person nicht die wäre, die sie in Wirklichkeit ist. Und in der Tat, das Ich ist nicht mehr dasselbe Ich bei ganz veränderter Umgebung, weder in den eignen Augen noch in der Meinung der andern. Wer kann sich auffassen und dabei ganz absehen von Lebensalter Geschlecht, Stand, Beruf u. a?

So war es denn natürlich, dafs zu dem Ich eines Kindes auch das Jugendliche, die kleine Gestalt und die Hilflosigkeit gehörte. Daher verwandelte sich die Trauer einer Nadowessierin, die ihr vierjähriges Kind verloren hatte, in Freude, als kurz darauf auch dessen Vater starb, weil dieser es nun vor Mangel schützen könne.[2]) Die Eskimos legen auf ein Kindergrab gern einen Hundskopf, damit der Hund dem Kinde im Jenseits den rechten Weg zeige.[3]) Zum Ich gehört weiter sein Stand. Der Stand eines Königs, eines Freien, eines Sklaven ist dem Ich so wesentlich, dafs dieses ohne die bestimmte gesellschaftliche Stellung aufhören würde, dasselbe Ich zu sein. Der Gedanke, der uns so natürlich ist, dafs ein künftiges Leben die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten des irdischen Daseins ausgleichen werde, ist keineswegs den Naturvölkern geläufig. Ihnen ist das jenseitige Leben nur eine Fortsetzung des diesseitigen, jeder behält seine Stellung. Der König bleibt König, der Arme arm, der Sklave

---

[1]) *Gross-Hoffinger*, Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. II, S. 146. Der Kaiser nahm den Befehl mit den Worten zurück: „weil meine Untertanen länger Äser bleiben wollen.“ *Caroline Pichler*: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844, S. 134.

[2]) *Waitz* a. a. O. III, 200.

[3]) *Müller*, Allgemeine Ethnographie 241.



ein Sklave, der Gesunde gesund und der Kranke krank.[1]) Ja auf vielen der Südsee-Inseln, auf Sumatra, bei den alten Preufsen gelten die Sklaven und geringern Leute überhaupt für seelenlos.[2]) Jeder pflegt auch wohl nach seinem Stande begraben zu werden: der Fischer wird ins Meer gestofsen, der Vogelsteller wird zwischen zwei Bäumen beerdigt u. s. w.[3]) Denn auch die Umgebung verschmilzt mit dem Ich.

Ein Tier oder ein Mensch, aus der gewohnten Umgebung genommen, ist ein andres Wesen. Eine Seeschwalbe, auf das Binnenland gebracht, frafs wohl noch, aber machte nie den Versuch, zu fliegen, sie war ihrem Lebenselemente entrückt und liefs sich greifen. Andere Seevögel, in unsere Gegenden verschlagen, lassen sich mit den Händen vom Boden aufnehmen, ohne nur einen Fluchtversuch zu machen. Von den kurzschwingigen Vögeln des hohen Meeres gibt es sogar einige, welche man nur einige Schritte hinter die Dünenerhöhung fortzutragen braucht, so dafs sie das Meer nicht sehen, um genau denselben Erfolg zu erzielen. Sie hocken, trippeln ein wenig umher, lassen sich greifen und verhungern, wenn man sie nicht wieder in Sicht des Meeres bringt. Im letzteren Falle aber leben sie wie mit einem Schlage wieder auf, ihr verdämmertes Wesen weicht plötzlich einer lebhaften Erregung, sie fliegen ihrem Elemente zu[4]) und sind wieder, was sie ihrem Wesen nach sind. Ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ist nicht mehr der, der er war, er läfst nach *Herbarts* Ausdruck sein Herz und seine Herzhaftigkeit zu Hause. Bienen sind mutig nur in unmittelbarer Nähe ihres gewohnten Standes. Will man den Stock innerlich behandeln und man bringt sie vorher an einen andern Stand, so sind die Bienen sehr zahm.[5]) „Das Kind weint, wenn es allein an einem unbekannten Orte bleibt, nicht blofs seiner Bedürftigkeit wegen, sondern weil die Vorstellungen der bekannten Umgebung jetzt in der unbekannten eine Hemmung erleiden, die sich vermöge des Mechanismus der Komplexionen auf die Vorstellung von seiner eignen Person fortpflanzt. Selbst der mehr herangewachsene

---

[1]) *Waitz* II, 193.

[2]) *Waitz* VI, 137, 302, 402 u. a. und *Rée*: Die Entstehung des Gewissens 1885, S. 21.

[3]) *Waitz* a. a. O. VI, 413.

[4]) *Altum*, Der Vogel und sein Leben. 1868. S. 55.

[5]) *Huber*, Die neue, nützliche Bienenzucht. S. 17.

Mensch empfindet eine ähnliche Hemmung im Dunkeln; er singt, er spricht, er schreit, um etwas von sinnlicher Wahrnehmung zu haben, das mit der Vorstellung von ihm selbst zusammenhänge. Sogar unsere Kleidung wächst mehr oder weniger mit dem Ich zusammen.[1]) *Livingstones* treuer Diener, der jenen auf seiner Fahrt von Südafrika nach Europa begleiten wollte, hatte in seiner afrikanischen Heimat nie auch nur annähernd eine Wasserfläche kennen gelernt, die sich dem gewaltigen Spiegel des Ozeans hätte vergleichen können. Als er nun rings um sich nichts als Wasser erblickte und sein hohes Schiff, auch eine ihm unbekannte Welt, vom Meere getragen, dahingleiten sah, so konnte er, weil sich eine ältere mit dem Ich innig verschmolzene, zur Aneignung der neuen geeignete Vorstellung in seinem Innern gar nicht vorfand, die neue gewaltsam andrängende nicht bewältigen und stürzte sich sinnverwirrt in die Wogen des Meeres, um daraus nie wieder emporzutauchen.[2]) Das Ich selbst wird wenigstens zeitweise unterdrückt, verliert sich, wo es aus der mit dem Ich so fest vorbundenen äufsern Umgebung gerissen wird; das Ich erleidet mit der Veränderung der äufsern gewohnten Verhältnisse selbst eine Veränderung, wir bewegen uns sicher in uns gewohnten Verhältnissen, werden aber unsicher in ganz fremder Umgebung. In der Verbannung sagt *Cicero* von sich, er vermisse nicht nur die Seinen, sondern s i c h s e l b s t. Ein sehr natürliches Gefühl für einen, der gewohnt ist, s i c h als Redner oder überhaupt als öffentliche Person zu fühlen. In der Fremde vermifst er sich selbst. Auch ein Feldherr fühlt sich nicht als sich selbst ohne seine Soldaten. Mein Wesen, sagt Talbot (*Shakespeare*, Heinrich VI. II, 3) ist nicht hier. Ich (ohne meine Soldaten) bin mein eigner Schatten nur. Die (Soldaten) sind mein Wesen, Sehnen, Arme und Stärke u. s. w. *Melanchthon*, von seinem Katheder auf eine Kanzel versetzt, fing an zu stocken. Gute Landsoldaten sind oft schlechte Seesoldaten. Von der Verbannung der Verbrecher hofft man, mit der neuen Umgebung werde auch ein neuer Mensch angezogen werden. Die Veränderung nach Leib und Seele, soweit sie mit dem Mannbarwerden verbunden ist und die neue soziale Stellung, die damit für Jünglinge und Mädchen eintritt, wird vielfach angesehn

---

[1]) *Herbart* bei Hartenstein VI, 244, bei Kehrbach VI. 179.

[2]) *Olawsky*, Die Vorstellungen im Geiste des Menschen. 1868. S. 71.

oder dargestellt als ein Töten des Ich und Wiederwecken eines neuen Ich. Es wird alles getan, um in den Knaben wie im übrigen Volk die Meinung zu erwecken, dafs die mannbaren Jünglinge, wenn sie in den Zauberwald eintreten, getötet werden, und wenn sie den Wald oft erst nach Jahresfrist und nach vielen Prüfungen verlassen, wieder von dem Tode erweckt werden, um nun den Männern ebenbürtig zu sein. Ob die Zöglinge durch ihre Erzieher auf irgend eine Weise hypnotisiert werden und nachher wirklich an eine Tötung und Wiedererweckung glauben, oder aber einem abgelegten strengen Gelübde zufolge nur tun, als ob sie wirklich getötet und wiedererweckt wären, lasse ich dahingestellt. — Sicher ist aber, dafs die Knaben und auch Mädchen nach der sogenannten Wiedergeburt tun, als ob sie alle Erinnerung an ihr Leben verloren hätten, ihre frühern Bekannten nicht mehr kännten und alles, was ihnen früher bekannt war, ganz aufs neue wieder lernen müfsten.[1])

Am innigsten mit dem Ich ist nun gewifs das verschmolzen, was der Mensch als das Seinige, als seinen Besitz zu sich selbst rechnet, seien dies Sachen oder Personen. Hieraus sind die bei allen Völkern üblichen oder üblich gewesenen Totenopfer zu erklären. Wollte man den Toten begraben oder verbrennen, ihn selbst, der er war, wie er in der Vorstellung seiner Umgebung lebte, so mufste man ihm seinen ganzen Besitz mitgeben: erst mit diesem ist er er selbst. Dem Toten werden Speisen, Waffen, Geräte u. s. w. in der Absicht mitgegeben, damit er im Jenseits Gebrauch davon machen möge. Dieser Glaube hat aber doch eben darin seinen Grund, dafs man sich das Ich des Toten nicht denken kann ohne die betreffenden Bedürfnisse, Tätigkeiten und die dazu erforderlichen Gerätschaften. So beklagt sich bei *Herodot* (V, 92) Melissa, sie hungre und friere im Grabe, denn man habe versäumt, ihr Speise und Kleidung mit auf den Scheiterhaufen zu geben. Wollte einer in Walhalla geehrt sein, so mufste er mit Gefolge erscheinen und Schätze mitbringen, welche deshalb dem Toten mitgegeben wurden, denn, sagt *Odin*, mit soviel Gütern wird jemand nach Walhalla kommen, als er auf dem Scheiterhaufen gehabt hat.[2]) Darum, wie schon bemerkt, war auch nur der Reiche und Mächtige für sich unsterblich, die

[1]) Viele Beispiele bei *Schurtz*, Urgeschichte der Kultur. 119.
[2]) *Rée*, a. a. O. S. 22.

Geringen nur als dessen Diener oder auch gar nicht. Eine Königin von Madagaskar wurde als Leiche in 500 seidne Kleider gewickelt, in deren Falten 20 goldne Uhren, 100 goldne Ketten, Ringe, Broschen, Armbänder und 500 Goldmünzen enthalten waren.[1]) Die alten Assyrer gruben für ihre Toten sogar Brunnen in der Nähe der Gräber, andere Völker zünden ihnen ab und zu Feuer an, damit sie sich wärmen. Es ist gewifs sehr bezeichnend für die Russen, dafs sie dem Toten nicht allein Geld zur Überfahrt mitgeben, sondern auch, um den jenseitigen Totenrichter zu bestechen.[2]) Vor nicht langer Zeit hatte man im südlichen Indien, wo die Einwohner Dämonenverehrer sind, einen Altar errichtet, an welchem als Gottheit der Geist eines englischen Offiziers, eines gewaltigen Jägers, verehrt wurde. Die Opfer, welche die Verehrer, eingedenk der Gewohnheiten, die sie an dem Lebenden beobachtet hatten, auf dem Altar niederlegten, bestanden in Zigarren und Branntwein.[3]) So rechnete auch der ritterliche Herr des Mittelalters Rüstung, Lanze, Schwert und Streitrofs zu seinem Ich. Mit dem Degen übergibt der Krieger sich selbst. Darum konnten auch die Tätigkeiten im Jenseits nur Fortsetzungen, im besten Falle glückliche Fortsetzungen der irdischen Wirksamkeit sein. Der Indianer jagt, der Eskimo fängt Seehunde, der Germane kämpft, der Talmudist setzt seine Disputationen fort, der Patagonier hofft ewig betrunken zu sein. „Wer mit Aufmerksamkeit die von *Mospero* veröffentlichten Inschriften aus mehrern Pyramiden durchmustert, wird sehr bald zu der Überzeugung gelangen, dafs der verstorbene König wie ein behäbiger, wohlgestellter Gutsbesitzer seine Rolle im Jenseits spielt. Für ihn wird gepflügt, gesät, geerntet, gedroschen und Kanäle gegraben.“[4])

Selbst wo der Glaube längst aufgegeben ist, als folgten die mitgegebenen Gerätschaften dem Toten in das andere Leben, wie bei den Chinesen, ist doch die Verbindung des Ich mit den besessenen Gegenständen so mächtig, dafs dem Toten Speise und der Besitz an Haus und Vieh in Goldpapier ausgeschnitten mitgegeben wird. Bei einem Begräbnisse eines angesehenen Chinesen

---

[1]) *Spencer*, a. a. O. I, 229.

[2]) Globus 1891, S. 236.

[3]) *Tylor*, Einleitung in das Studium der Anthropologie. Braunschweig 1883. S. 425.

[4]) *Brugsch*, Ägyptologie 1890. S. 69.

auf Java wird erwähnt, wie dem Verstorbenen täglich noch sein Lieblingsgericht vorgesetzt wurde, seine Kleider werden neben ihm aufgehangen, 28 Puppen tragen ihm seinen Stock, Regenschirm, seine Waffen u. dgl. nach. Das Wohnhaus wird ganz genau im Kleinen von Papier ausgeschnitten, das ganze Ameublement darin, Ställe, Gärten u. s. w. Alle die Sachen aus Pappe werden 40 Tage nach dem Begräbnis noch einmal erleuchtet und auf dem Grabe verbrannt.[1]) Ja man sucht noch die Toten im Bilde zu verheiraten. In einer Nummer des „Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society“ finden wir folgendes darüber: „Die Geister aller männlichen Kinder, die ganz jung sterben, werden nach einiger Zeit mit den Geistern weiblicher Kinder, die im gleichen Alter aus dem Leben scheiden, vermählt. Stirbt z. B. ein 12jähriger Knabe, so trachten seine Eltern 6 oder 7 Jahre nach seinem Tode, seine Manen mit denen eines gleichalterigen Mädchens zu verehelichen. Sie wenden sich an einen Heiratsvermittler, der ihnen sein Verzeichnis toter Jungfrauen vorlegt: nach getroffener Wahl wird ein Astrolog zu Rate gezogen, der den Geistern der beiden Abgeschiedenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaſsen vor sich. Im Ceremoniensaale des Elternhauses des toten Bräutigams wird eine papierne Nachbildung des letzteren in vollem Hochzeitskleide auf einen Stuhl gesetzt. Um 9 Uhr oder noch später senden die Eltern eine Hochzeitssänfte im Namen des Geistes des Jünglings ins Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie möchten dem Geiste des Mädchens gestatten, sich in die Sänfte zu setzen, um in ihr neues Heim gebracht zu werden. Darauf wird eine papierne Nachbildung, die man ebenfalls von der toten Braut verfertigt hat, in die Sänfte gelegt und diese nach dem Elternhause des Bräutigams zurückgeführt. Sofort nach der Ankunft des Hochzeitszuges wird die Papierbraut aus der Sänfte genommen und auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der papierne Bräutigam sitzt. Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierne Brautpaar, das von einem halben Dutzend tanistischer Priester mittelst mehrerer Lieder und Gebete ermahnt wird, den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu ge-

---

[1]) Zeitschr. der deutschen morgenländ. Gesellschaft IX. 808.

niefsen. Den Schlufs der Feier bildet die Verbrennung des papiernen Paares, sowie eine grofse Menge von papiernen Dienern, Dienstmägden, Sänften, Geldnachahmungen, Kleidern, Fächern und Tabakpfeifen." Auch bei einigen Tartarenstämmen ist die eigenartige Sitte verbreitet, Tote miteinander zu verheiraten. So sonderbar uns auch diese Sitte ist, so fest wird an ihr gehalten; schon Marco Polo — der seine grofsen Reisen bekanntlich im 13. Jahrhundert machte — erwähnt diese Sitte und beschreibt die Ausübung derselben so, wie sie noch heutzutage im wesentlichen besteht. Wenn jemand eine Tochter hatte, die unvermählt starb, und ein anderer hatte einen Sohn, der ebenfalls vor seiner Vermählung gestorben war, so richteten die Eltern der beiden Verstorbenen eine grofse Hochzeit für dieselben aus. Ein Ehekontrakt wurde aufgeschrieben und dann verbrannt, damit die beiden in der anderen Welt die Tatsache erfahren und sich gegenseitig als Mann und Weib ansehen könnten. Die Eltern betrachteten sich von dieser Zeit an für Verwandte, gerade so, wie wenn ihre Kinder sich wirklich verheiratet hätten. Dasjenige, was als Brautschatz zwischen den Eltern vereinbart war, liefs derjenige, der es zu zahlen hatte, auf ein Stück Papier malen, worauf dies Papier ebenfalls verbrannt wurde. Man nahm an, dafs sich dadurch die gezeichneten Gegenstände im Jenseits für die Beteiligten verwirklichten. Einige Forscher glauben, dafs diese Sitte des Verheiratens Gestorbener chinesischen Ursprungs sei, es ist aber umgekehrt nachgewiesen, dafs sie da, wo sie in China vorkam, tartarischen Ursprungs ist.

In den Katakomben Roms findet man nicht selten den Kindern Puppen und Spielzeug mitgegeben. Und in New-York soll es etwas sehr Gewöhnliches sein, dafs auf den Kindergräbern das Spielzeug unter Glas aufgestellt ist.[1]) Auf dem Gottesacker *Père la Chaise* in Paris kann man am Allerseelentag Kuchen

[1]) *Spiefs*, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode 1877. S. 90. Ebenso waren die Ägypter längst über den Glauben hinaus, als könne der Tote seinen Besitz mitnehmen, und doch pflegte man ihm gewisse Geräte, deren er sich gern bedient hatte, mitzugeben. S. *Lepsius*, Totenbuch S. 13. Schon aus der Steinzeit findet man bei den Germanen Waffen, Handwerkszeug, Schmucksachen u. a. in den Gräbern. Die Sitte ist gewandelt mit der Kultur und hat deren Gewand angenommen, so dafs man jetzt noch in Schweden dem Toten die Schnapsflasche, im Vogtland Regenschirm und Gummischuhe mitgibt. (?) *Paul*, germanische Philologie I. 1000.



und Süfsigkeiten niedergelegt sehen.[1] Und ist es denn etwas anderes, wenn auch heute noch einem gestorbenen Könige die Krone vorangetragen wird, wenn einem Krieger Degen und Helm auf den Sarg gelegt werden, oder wenn *Pestalozzi* seiner Gemahlin die Bibel, als ihr Lieblingsbuch, mit in den Sarg gab? Das was jemand besitzt, namentlich, was das Eigentümliche seines ganzen Wesens bezeichnet, gehört zu seinem Ich in den eignen Augen und in denen der anderen.

Auf dieser Verschmelzung beruht auch der Reliquiendienst. Zu der Person des Heiligen gehört sein Leib, seine Kleidung und sein Gerät. Die zufälligen Zugehörigkeiten rufen im Geiste der Betrachter das Bild der betreffenden Person wach. Es ist zu weit hergeholt, hier von der Unfähigkeit des begrenzten Menschenwesens zu reden, welches das Unermefsliche selbst nicht fassen könne,[2] und die Idee in etwas Konkretem verkörpert anschauen mufs. So wie einige Negerstämme die Gebeine ihrer Verstorbenen besonders heilig halten, ja wie Reliquien verehren,[3] so wird der Nachlafs des Confucius von den Chinesen; der Mantel, der Betteltopf, der Schatten Buddhas von dessen Anhängern verehrt, besonders der Zahn des letzteren spielt in den buddhistischen Sagen eine grofse Rolle. Zu den Gräbern der Derwische wallfahrtet man wie zu dem Mohammeds und nach Jerusalem. Mantel und Barthaar Mohammeds werden sorgfältig aufbewahrt. In Griechenland zeigte man in Metapontum noch in sehr später Zeit die Werkzeuge, die beim Bau des trojanischen Pferdes gebraucht waren, in Chaeronea war das Zepter des Pelops, in Phasalis des Achilles Speer, Memnons Schwert in Nikomedia, in Tegea die Haut des erymantischen Ebers zu sehen. Viele Städte behaupteten das wahre Palladium Trojas zu besitzen. Kurz der Reliquiendienst ist wohl unter allen Völkern, die Heroen aufzuweisen haben, vorhanden gewesen, und ist gar so natürlich. Der Vorzug der einen Vorstellungsgruppe kommt auch denen zu gute, die mit dieser verknüpft sind. In Rufsland gilt das Nicaeno-constantinopolische Bekenntnis für so heilig, dafs auch die Tinte, mit der es abgeschrieben wird, heilig gehalten wird und dafs in den Prachtgewändern der Patriarchen Sprüche daraus eingewebt

---

[1] *Tylor* a. a. O. 244.

[2] *Isis,* Der Mensch und die Welt. 1863. II. 437.

[3] *Waitz* II, 181.

sind. So überträgt sich die Heiligkeit des Opferns auf alles, was zum Opfer gehört. Das Feuer (Agni), der Opfertrank (Soma), die Opferstreu (Brahma, wenn die Ableitung *Haugs* richtig ist) werden in Indien selbst zu Göttern; ja der Opferlöffel (Dschuhu) soll den Himmel befestigt haben;[1]) in den Überbleibseln des Opfers (Utschhischta) sind alle Götter enthalten, wie die Speichen eines Rades an der Nabe.[2]) Wurde der Inhalt des Korans erst einmal für heilig gehalten, so erstreckte sich die Heiligkeit bald auch auf den Einband und das Futteral, und es schien des Korans unwürdig, gepreſst zu werden, er wurde lithographiert. Die hindustanische Koranübersetzung unseres Jahrhunderts ist die erste, die mit beweglichen Lettern gedruckt und als gültig anerkannt ist.[3])

Aus dieser Verbindung, in welcher das Ich steht mit dem, was zu ihm gehört, erklärt sich auch die grausame Sitte, die fast allen Völkern eigen ist oder gewesen ist, dem Toten seine Weiber und Sklaven mitzugeben.[4]) Sie gehören zu dem Besitzenden wie das Accidens zur Substanz, sind an sich nichts Selbständiges, haben eine Existenz gleichsam nur durch An-

---

[1]) *Atharna Veda* XVIII, 4. 5.

[2]) A. a. O. XI. 7.

[3]) *Alfred v. Kremer*, Gesch. der herrschenden Idee des Islam. 1868. S. 241 ff. und *Sprenger*, Das Leben und die Lehre Mohammeds. 1861. Auf Polynesien verbrennt man die Knochen des Tieres, was man gegessen hat. Denn durch einen solchen Knochen würde jemand Zauberkraft erhalten über die, die vom Fleisch an diesem Knochen gegessen haben. Ratzel II, 95.

[4]) So teilt *Simrock* (Handbuch der deutschen Mythologie. 1864. S. 598) aus der Edda folgendes mit:

> Dem Hunnengebieter brennt zur Seite
> meine Knechte mit kostbaren Ketten geschmückt
> zween zu Häupten, zween zu Füſsen,
> dazu zween Hunde und der Habichte zween.
> So fällt dem Fürsten auf die Ferse nicht
> die Pforte des Saales, die ringgeschmückte,
> wenn auf dem Fuſse ihm folgt mein Leichengefolge.
> Ärmlich wird unsre Fahrt nicht sein.
> Ihm folgen mit mir der Mägde fünf,
> Dazu acht Knechte edlen Geschlechtes,
> Mein Milchbruder, mit mir erwachsen,
> die seinem Kinde Budli geschenkt.

Am Grabe des Patroklus werden 12 Trojaner geopfert. Über die Gallier s. *Caesar*, de bello gall. VI. 19. In Mexiko gab man den Groſsen auch ihre Freunde, sogar einen Priester mit, damit dieser im Jenseits die nötigen Ceremonien vollziehen könnte, ja auch Zwerge, damit es an Belustigung nicht fehle. *Spencer*, Sociologie I. 231 u. II, 406.

lehnung an den Hausherrn. Am innigsten ist das Band der Zusammengehörigkeit zwischen der Mutter und dem neugeborenen Kinde; letzteres wird ohne weiteres der verstorbenen Mutter mit in das Grab gelegt, auch wo sonst die Totenopfer weniger gebräuchlich sind, wie z. B. bei den Eskimos.[1]) Wie das junge Kind nichts ohne die Mutter, so ist auf gewissen Bildungsstufen die Mutter nichts ohne den Vater. Dieser erst besitzt ein selbständiges Ich. Weil der Mann sich überall nach dem Recht des Stärkern Macht über das Weib zu verschaffen weiſs, so steigt die Person des Mannes in der allgemeinen Achtung, und der Wert des Weibes sinkt. Und wenn selbst christliche Sekten bezweifelten, ob die Frau eine Seele besitze, ist es zu verwundern, wenn Chinesen, Indier, Mohammedaner dem Weibe eine eigne Seele absprechen? Wird der Chinese nach der Zahl seiner Kinder gefragt, so zählt er nur die Knaben, hat er nur Töchter, so sagt er, er habe keine Kinder.[2]) Die Irokesen gebrauchen das Masculinum d. h. das höhere Geschlecht nur für Götter und erwachsene Männer, das Femininum d. h. das niedere Geschlecht für alles andere, wie Frauen, Kinder, Sachen.[3]) Vor Aufhebung der Leibeigenschaft besaſsen die Bergwerke Demidoffs im Ural 56000 Leibeigene oder Seelen. Zu den Seelen (*doosch*) gehören nicht die weiblichen Leibeigenen, sie gelten nicht für Seelen, sondern nur eben für Frauenzimmer.[4]) Indessen liegt der Grund der Zugehörigkeit zu einem andern Ich nicht im weiblichen Geschlecht als solchem, sondern in dessen gesellschaftlicher, unselbständigen Stellung. Bei den Aschanti wählen die Schwestern des Königs beliebig ihren Gatten; hier ist das Weib das Selbständige, zu dem der Mann gehört, und dem er auch im Tode folgen muſs.[5])

Die Sitte blieb vielfach auch da noch, wo der Glaube verschwunden war, daſs die Frauen und Sklaven dem Herrn im Totenreiche dienen würden. Noch im Zeitalter Philipps von Macedonien wurden bei der feierlichen Bestattung des berühmten

---

[1]) *Waitz* III, 310; dieselbe Sitte bei den Australiern s. *F. Müller*, allg. Ethnographie, 215.

[2]) *Waitz* I, 380.

[3]) *Wundt*, Völkerpsychologie II, 22.

[4]) *Through Siberia by Henry Landsdell.* 1892.

[5]) *Waitz* II, 108.

Feldherrn Philopoemen messenische Gefangene geopfert.[1]) Die Karthager errichteten dem Hamilkar Grabdenkmäler, welche mit wiederkehrenden Opfern beehrt wurden. An einem solchen Denkmale bei Himera opferte sein siegreicher Enkel 70 Jahre nach der Schlacht 3000 griechische Gefangene. Ja Augustus opferte noch 300 Perusianer dem Divus Julius.[2]) Wenn Lucian von der Sitte spricht, dafs den Toten Pferde, Weiber und Mundschenken geopfert werden, so hat er wohl nicht seine Zeit, sondern eine frühere im Sinne.[3]) Bei dieser Art von Totenopfer hatte man allerdings nicht mehr das eigentliche wirkliche Ich des Verstorbenen im Auge, sondern vielmehr das Ich desselben, sofern es im Gedächtnis der Nachwelt lebte. Das Andenken an die betreffende Person, das Nachbild des Ich sollte geehrt werden. Es ist aber immer derselbe Gedanke, zu dem Herrscher gehören Beherrschte in Wirklichkeit wie in der blofsen Vorstellung, das Bild des Herrschers ist noch unvollständig, wo es nicht gehoben wird von einer Anzahl zugehöriger Knechte.

Und ist es nicht auch in der Tat so? Mit geliebten Personen verliert der Mensch oft sich selbst, zumal wo die Hoffnung des Wiedersehens oder neuen Lebensglückes schwindet. Daher kehrt unter den Motiven des Selbstmords beständig wieder: Trauer über den Verlust geliebter Personen. Finden wir es nicht schön und natürlich, wenn Odysseus der Kirke, der ihn unsterblich machen will, falls er seinem Weibe und Kinde entsage, antwortet:

> Zürne mir nicht, du Erhabene, weifs ich doch selber
> Ganz wohl, wie dir in allem die sinnige Penelopeia
> Weit nachsteht an schöner Gestalt und Gröfse und Ansehen,
> Ist sie ja doch nur sterblich und du bist ewig unsterblich!
> Dennoch verlangt es mich auch so, und ich sehne mich immer,
> Heim zu gelangen und endlich der Rückkehr Tag zu erleben.[4])

Und als Wallenstein den Max Piccolomini verloren hat, fühlt er, er hat etwas von seinem Ich verloren:

> Ich fühl' es wohl, was ich in ihm verlor.
> Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
> Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen . . .
> Was ich mir ferner auch erstreben mag,
> Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder.

---

[1]) *Plutarch*, Vita Philop. c. 21.

[2]) *Sueton*, Vita Octavii c. 15.

[3]) *Lucian*, Über das Trauern um die Verstorbenen c. 14.

[4]) Wiederum hat für Penelope das Leben keinen Reiz ohne Odysseus. 18. 202.

Weil der Mensch die Seinigen zu sich selbst rehnet, selbst in ihnen geehrt und gekränkt wird, darum ist auch die Blutrache eine allen Naturvölkern eigentümliche Sitte. Sie ist vielfach der einzige Ersatz für mangelnde Polizei und fehlenden Rechtsschutz. Besonders ausgebildet und durch bestimmte Regeln, die gewissenhaft beobachtet werden, geordnet ist sie bei den Arabern der Wüste. Auch der Koran hatte sie bestehen lassen und gesagt: „O ihr wahren Gläubigen, das Wiedervergeltungsrecht ist euch eingesetzt für den Erschlagenen: Der Freie soll sterben für den Freien." Doch empfiehlt der Koran Mäfsigung und verbietet die Grausamkeit. Die Araber betrachten die Familie des Mörders als den gesamten Erben seines Verbrechens und nehmen nicht blofs am wirklichen Totschläger, sondern an allen seinen Verwandten bis zur Khomse d. h. bis ins fünfte Glied blutige Rache; jeder Araber betrachtet den Thar oder die Blutrache als eine seiner heiligsten Pflichten und Rechte.[1]) An den Grenzern von Old-Kentuky sehen wir, wie auch Europäer ganz nach dem Grundsatz verfahren, dafs die Rache, wenn sie den Schuldigen selbst nicht erreichen kann, sich statt seiner an seine Landsleute hält.[2])

Das Ich und der Name.

Das Ich sahen wir verknüpft mit seiner Umgebung, noch enger mit dem eignen Leibe; ebenso innig, vielleicht noch inniger ist der Name mit der Person verbunden. Überhaupt erscheint das Wort, nicht allein das geschriebene, sondern auch das gesprochene, feierliche Wort, die Formel, den ungebildeten Völkern etwas Geheimnisvolles; der naive Glaube schreibt ihm übernatürliche Kraft zu. Nirgends (so bemerkt *Jhering*, Geist des römischen Rechtes, III, 442) war dieser Glaube mächtiger, als im alten Rom.[3]) Die zwölf Tafeln enthalten z. B. eine Strafe für denjenigen, welcher die Feldfrüchte beschrie. Die Formel vermag die Götter vom Himmel auf die Erde zu ziehen und aus einer belagerten Stadt zu vertreiben. Man denke auch an die fast

---

[1]) *Klemm*, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. IV, S. 192.

[2]) *Waitz* I, 376.

[3]) Eine reiche Materialiensammlung gewährt das Werk: *Brissonius*, *de vocibus ac formulis*. Auch *Plinius hist. nat.* XXVIII. 3—5. Vgl. auch *J. Bruni Nolani opera* III. *de virtute nominum*. Hier heifst es auch, dafs der Name und die benannten Sachen einerlei Schicksal haben.

allmächtigen Zauberformeln der Perser und der Buddhisten, und wie hier ein einziger absichtlicher oder unbeabsichtigter Fehler in der Aussprache die ganze Wirkung der Formel aufheben kann.

Eins der inhaltvollsten Worte, vielleicht das inhaltvollste für jeden, ist nun der eigene Name. Er bildet oft mit unserm Ich eine Einheit, die selbst für den Gebildeten, wenn er einen neuen Namen annimmt, nicht leicht zu lösen ist; und zwar ist der Name noch vollständiger mit dem Ich als das Ich mit dem Namen verknüpft, so dafs der Name sicherer die Vorstellung des Ich reproduziert, als diese den Namen. Der Grund davon ist der, dafs die Vorstellung des Ich aufser mit dem Namen noch mit manchen andern Vorstellungen z. B. der des Leibes, der Seinigen u. s. w. verbunden ist, hingegen der Name, wenn er wirklich Eigenname ist, ist einzig und allein mit dem betreffenden Ich verknüpft, welches er bezeichnet; und zwar ist der Name mit dem Ich nach allen seinen Beziehungen verschmolzen, in allen Verhältnissen bleibt meistens der Name der nämliche, von allen wird der Mensch gleich benannt. Wo daher der Name genannt wird, belebt er unfehlbar die Vorstellung des betreffenden Ich. Nachdem dann in Wirklichkeit auf den Namenruf das Herbeikommen des Gerufenen zu dem Rufenden unzählige Male erfolgt ist, verschmelzen Namen und Personen immer inniger. Auf diese Weise bekommt der Name für den Genannten wie für den Nennenden nach und nach geradezu die Bedeutung des Ichs selbst. „Der eigne Name ist gleichsam das gehörte Ich: der Namenruf weckt am schnellsten, bringt Kataleptische und Schlafwandler zu sich, macht den Genannten präsent, wer ihn in seine Macht bekommt, hat den Menschen selbst in seiner Macht.“[1]) Für den Genannten hat der Name zunächst die Bedeutung, dafs er ihn von andern seinesgleichen unterscheidet. Ganz naturgemäfs hat jeder Mensch das Bestreben, sich von andern zn unterscheiden, sich als eine besondere Person geltend zu machen, aber bei dem Mangel der geistigen Ausbildung, bei der Gleichförmigkeit der äufseren Verhältnisse, bei dem unwillkürlichen Trieb der Nachahmung pflegen die Individuen der Naturvölker sich durchschnittlich nur wenig voneinander zu unterscheiden.[2]) Hier ist oft der Name das Einzige,

---

[1]) *Volkmann v. Volkmar*, Lehrbuch der Psychologie. I. § 74.

[2]) *Waitz* I, 78.



was eine gewisse individuelle Eigentümlichkeit verleiht, daher auch das Streben nach recht bezeichnenden, bedeutungsvollen Namen und auch unter uns wollen zuweilen Eltern, namentlich Frauen, ihren Kindern eine gewisse Bedeutung geben durch Beilegung seltner oder schön klingender Namen. Es ist daher gewifs bemerkenswert und gilt mit Recht für einen Beweis der besonders niedrigen Kulturstufe der Buschmänner und einiger anderer Völkerstämme, dafs sie ohne individuelle Namen sind und nicht das Bedürfnis haben, einander zu rufen oder sich persönlich zu unterscheiden.[1]) Schwächlichen Kindern, die voraussichtlich bald sterben, gibt man auf der Insel Polawan gar keinen Namen.[2]) Die Frauen der Ostjaken haben keine Eigennamen. Sie heifsen die Kleine, die Alte, die Verheiratete u. s. w. Sie sind nichts Selbständiges, sind eine Sache, die zuerst dem Vater, dann dem Gatten gehört.[3])

Vom Zuchthäusler wird es schmerzlich empfunden, wenn ihm der Name so gut wie genommen und er selbst zu einer blofsen Nummer wird. Der Name ist gewissermafsen die Person selbst, er wird nicht wie ein Kleid getragen, sondern ist uns über und über angewachsen wie die Haut. *(Goethe.)* Die Indianer von Guiana glauben, dafs der Name einen Teil des Menschen darstellt und dafs, wer den Namen kennt, den Träger desselben in seiner Gewalt habe. Darum vermeidet man es, den Namen zu nennen und redet sich gegenseitig nur mit dem Verwandtschaftsgrad an: Bruder, Vetter, Gefährte, Knabe. Im Verkehr mit den Europäern bittet der Indianer, ihm einen besondern Rufnamen zu geben.[4]) Auf Mikronesien wäre es eine Beleidigung für den Ehemann, wenn ein anderer auch nur den Namen von dessen Ehefrau nennen wollte (*Ratzel* II, 186). Bei den Timonesen dürfen die Namen der Schwiegereltern von den Schwiegerkindern nicht genannt werden. Bei manchen Völkerstämmen herrscht die Sitte, kranken Kindern einen neuen Namen und damit gleichsam eine neue Persönlichkeit beizulegen. Rabbi Isaak empfahl die Umänderung des Namens als Mittel, dem Verhängnis zu entgehen.[5])

---

[1]) *Klemm* a. a. O. I, 336. S. auch *Waitz* III, 119 u. VI, 788 und *Herodot* IV, 184.

[2]) Globus 1891. 168.

[3]) *Mantagazza*, Anthropologisch-kulturhistorische Studien. 1886. S. 175.

[4]) Globus 1884. Bd. 46, S. 23.

[5]) *Volkmann v. Volkmar* a. a. O. II, S. 171.

K. Bock berichtet aus dem Reiche des weifsen Elefanten: den Kindern wird ein möglichst abstofsender Name gegeben, damit die Geister nicht etwa eine Neigung zu dem Kinde bekommen. Namen wie Kimu (Schweinemist) und Kihan (Gänsemist) sind nicht ungewöhnlich. Wird das Kind mannbar, so wird der erste Name mit einem weniger abstofsenden vertauscht, aber die Namen Kröte, Ratte, Kaninchen gehören zu den landesüblichen (Globus, 48, S. 234). Über die Feierlichkeiten bei der Namengebung vgl. *Ploss,* Das Kind in Sitte und Brauch der Völker I, 160 ff. Hier heifst es S. 175: Um das Kind vor bösen Geistern zu schützen, gibt man ihm möglichst häfsliche Namen. Die Dajaks ändern den Namen eines kranken Kindes, um den Krankheitsgeist zu täuschen, so auch die Mongolen. Bei den Kamtschadalen erhalten die Kinder Namen, die an allerlei verhafste und gefürchtete Dinge erinnern, so dafs die Geister sich davor fürchten oder die Kinder ihnen verächtlich erscheinen. Dagegen ist es höchst gefährlich, ihnen schöne Namen zu geben, z. B. strahlendes Gold, Gesegnete u. s. w., denn das lockt die Geister an. . . . In Ostpreufsen geben Eltern, deren Kinder frühzeitig sterben, einem Neugeborenen, welches sie am Leben auf der Erde erhalten wollen, gern die Namen Erdmann oder Erdmuthe. Der Name des Königs von Schottland Johannes wurde in Robert verwandelt, weil die Johannes in England und Frankreich unglücklich gewesen waren. Auf einigen Inseln der Südsee tauschen Freunde ihren Namen aus, um das Freundschaftsbündnis inniger zu machen, man betrachtet den Namen als einen Teil seiner selbst und kann dem Freunde nichts Kostbareres anbieten.[1]) In Indien darf ein Bramine kein Weib heiraten, welches denselben Stammnamen hat. Auch der Chinese darf keine Frau heiraten, welche zufällig denselben Zunamen hat, wie er; Gleichheit des Namens gilt hier wie dort als Verwandtschaft. Oft gibt es auch kein anderes Mittel, um Verwandtschaft festzustellen, als die Gleichheit der Namen. Besonders hart wird die Gleichheit der Namen als Ehehindernis von den Chinesen empfunden. Für die 400 Millionen Chinesen gibt es nur etwa 400 Familiennamen, oft haben alle Einwohner eines Dorfes denselben Namen.[2]) Bei den Indianern darf in

---

[1]) *Klemm* a. a. O. IV, 309.

[2]) *Tylor,* Einl. in das Studium der Anthropologie. 1883. S. 486. Das Gleiche bei den Australiern auf Neuholland s. *Peschel* S. 233 u. 352. Globus 1890. S. 267.



manchen Stämmen der eigentliche, wahre Name nicht ausgesprochen werden, er bleibt ein sorgfältig bewahrtes Geheimnis und wird schwerlich gewechselt, wie dies oft mit dem gewöhnlichen Namen der Fall ist, welcher zu den grofsen Taten oder eigentümlichen Schicksalen der Person in Beziehung steht,[1] und der auch bei den Malayen meist bei neuen grofsen Erlebnissen verändert oder mit Zusätzen versehen wird, so dafs der Name oft mehr die Bedeutung eines Titels hat. Auf den Fidschiinseln bekommt der Töter eines Menschen einen neuen Namen, zuweilen den des Getöteten. Der Häuptling erhält nach einem siegreichen Kampfe Ehrentitel wie Zerteiler, Verwüster u. s. w.[2] Die Eskimos des Cumberland-Sundes nehmen nach einer schweren Krankheit einen neuen Namen an.[3] Die Tuschiner im Kaukasus mögen wohl früher die Steinigung als Todesstrafe gehabt haben, seit sie unter russischer Herrschaft stehen, dürfen sie nicht mehr den Verbrecher selbst, sondern nur dessen Namen steinigen. Unter Nennung des Namens und unter Verwünschungen gegen den Verbrecher häufen sie namentlich an Kreuzwegen Steine an.[4] Bei vielen Völkerschaften der Südsee dürfen die Namen der Verstorbenen nicht ausgesprochen werden, sie gelten für *tabu*,[5] hat einer der Lebenden einen gleichen Namen mit dem Toten, so mufs er ihn vertauschen,[6] die Kamtschadalen wagen auf offener See nie den Namen des Walfisches auszusprechen, aus Furcht, er möchte die Kähne umwerfen, sie bezeichnen ihn, indem sie sprechen *Sipang* d. h. o Unglück.[7] Die Javaner bezeichnen den Tiger mit dem Namen „Grofsvater“.[8] Die Dajaks nennen die

---

[1]) *Waitz* III, 118.

[2]) *Ratzel* a. a. O. II, 287.

[3]) Globus 1884. Bd. 46, S. 217.

[4]) Globus 1891. S. 109.

[5]) *Gerland*, Anthropologische Beiträge. Halle 1875. S. 377. Allen Männern der Indianer ist es eigen, Namen Verstorbener nur ungern zu nennen. Man sagt: der Freund, der Mann, der war u. s. w. Wenn es sich begibt, dafs bei einem fröhlichen Geplauder einer unbewufst den Namen eines Toten ausspricht, dann schreit ein andrer auf: Kedatscheda (es ist eine tote Person) und sofort folgt eine unheimliche Stille. Keine Worte können den Schauder beschreiben, der die Anwesenden ergreift, wenn sie diesen Ausruf hören. Der Tod wird gefürchtet, am liebsten hört man nichts davon. *Ratzel* II, 710.

[6]) *Müller*, allg. Ethnographie 215.

[7]) *Klemm* a. a. O. II, 329.

[8]) Globus 1882. Bd. 41, S. 45.

gefährliche Pockenkrankheit nie bei ihrem Namen, sie bezeichnen sie als Häuptling.[1] Als eine dänische Expedition in Grönland an dem Gletscher Puisortok vorbeifahren wollte, bekam sie von den Eingeborenen die Weisung, ja nicht das Wort Puisortok auszusprechen, sonst würde der Gletscher böse und sie vernichten.[2] Die Beziehung des Namens zu der damit bezeichneten Sache spielte in der alten Medizin keine geringe Rolle. Gegen Blutflüsse sollten Zähne vom Flufspferd helfen, gegen Wassersucht die Wasserfrösche, gegen den grauen Star das Badewasser eines gefangenen Stars.

Die Römer pflegten aus einer belagerten Stadt feierlich deren Schutzgott herauszurufen, und ihn durch Belohnung zu reizen, seine Verehrer preiszugeben. Dabei spielte der Name des Schutzgottes eine grofse Rolle, und deswegen war der Name des Schutzgottes von Rom ein tiefes Geheimnis. Haben doch auch, bemerkt *Vilmar*, die Hirten bei uns, so lange es Wölfe gab, sich ängstlich gehütet, den Wolf bei seinem Namen zu nennen, er wurde durch Goldfuchs oder ähnlich umschrieben. Die Geheimlehre vieler Sekten besteht in der Kenntnis und dem Aussprechenlernen gewisser Namen von Geistern, welche man durch die Namennennung in seiner Gewalt und zu seinem Dienst zu haben meint. Bei den Bezauberungen spielte ebenfalls der Name des zu Behexenden eine grofse Rolle, z. B. bei dem Tode des Germanikus werden derartige Zaubereien erwähnt, die auf den Namen des Germanikus Bezug nahmen.[3] Daran erinnert auch das Sprichwort: wenn man den Teufel nennt oder an die Wand malt, . . .

Welche Schwierigkeit die Namengebung zuweilen bereitet, möge man aus folgendem ersehen: Ein Missionar sollte ein 13-jähriges Mädchen aus dem Stamme Ainu (Japan) taufen. Diese Ainu sind sonderbare Leute. Gerade die Namen haben bei ihnen eine ganz übertriebene Bedeutung. Bei einem Kranken können sie z. B. sagen: der hat einen falschen Namen bekommen. Das macht krank. Der Missionar schlug Namen um Namen vor, aber keiner leuchtete den Eltern ein. Nach verstorbenen Verwandten darf man niemand nennen, das hätte frühes Sterben zur Folge. Den Namen eines lebenden Freundes oder Nachbars darf man

---

4) *Spencer* I, 279.
5) Globus 1885. Bd. 48, S. 122.
6) *Tacitus*, Ann. II, 69.

nicht stehlen. Rhoda? Nein, Ro heifst Gefängnis. Da könnte man denken, sie komme aus dem Gefängnis. Sarah? O nein, das heifst ja Hundeschwanz. Eunike? Nein, das erinnert in ihrer Sprache an Schwanz. Rebekka? Das könnte gehn, denn Ripeke heifst guter Name. Nun war der Missionar ganz vergnügt. Aber siehe da! eine Stunde vor der Taufe kommt atemlos ein Bote: Der Missionar möchte einen bessern Namen wählen, Rebekka gehe nicht an, weil eine vor 6 Jahren gestorbene Grofsmutter Rerura geheifsen habe, und dem sei Rebekka doch gar zu ähnlich. Er erfand nun den Namen Tomunmot d. h. Leuchtende. Alle waren zufrieden. Ich, setzte er hinzu, lege mich jetzt ernstlich aufs Namenschmieden.[1])

So steht überall das Ich in der innigsten Verbindung mit dem Namen, welcher die ganze Lebensgeschichte des Ich in sich zusammenfafst und gleichsam trägt.

Das Ich als Inneres.

Was die Menschen veranlafst, ihr eignes Wesen, nämlich das Ich bezw. die Seele allmählich weniger in der äufsern leiblichen Erscheinung zu suchen, dasselbe vielmehr als etwas Inneres anzusehen, war zunächst wohl die Betrachtung des Lebens. Das Unbelebte bewegt sich nur, wenn es gestofsen wird, und seine Bewegung richtet sich genau nach der Stärke des Anstofses. Anders das Lebendige; es bewegt sich von selbst, ohne äufsern Anstofs, rein von innen heraus; gegen äufsere Veranlassungen verhält es sich keineswegs auf die gleiche Weise, wie die leblosen Dinge, bald rührt es sich gar nicht, bald so, bald anders. Das führt zu der Vermutung, es mufs doch in dem Leibe etwas sein, welches diesen als ein Werkzeug benutzt.

Und dieses geheimnisvolle Innere mufs ziemlich unabhängig vom Leibe und etwas Geistiges sein. Der Mensch, der sich eben noch bewegte, der redete und handelte, ist jetzt mit einem Male still und unbewegt, er schläft. Aber sein eigentliches Wesen schläft nicht, ist tätig; was es im Schlafe erlebt, gesehen, getan hat, wohin es gewandert ist, das kann der Mensch nach dem Erwachen erzählen. Denn er sieht natürlich anfänglich die Traumgebilde für Wirklichkeit an. Darum darf man bei manchen

[1]) Basler Missionsblatt für Kinder 1893. S. 144.

Völkern einen Schlafenden nicht wecken. Seine Seele könnte im Schlafe herumschweifen und nicht Zeit genug haben, in den Leib zurückzukehren. Der Betroffene würde dann geistig verwirrt bleiben. So zieht sich das eigentliche Ich des Menschen immer mehr in das Innere zurück und dieses bekommt eine gewisse Unabhängigkeit vom Körper, wird zu einem besondern Wesen, Seele, die dann wie den Schlaf auch wohl den Tod überdauern kann.[1])

Hierzu kommt nun noch ein psychologischer Grund. *Herbart* leitet diesen Punkt mit der Frage ein: was mag wohl leichter und eher ausgebildet werden, die Vorstellung des Toten oder des Belebten? Sicherlich die letztere. Das Kind sei von einem fallenden Körper getroffen: so oft es denselben von neuem fallen sieht, reproduziert sich die Erinnerung an den Schmerz. Fällt nun der Körper auf ein äufseres Ding, so reproduziert sich auch hier die Vorstellung des Schmerzes, dieser selbst aber tritt nicht ein. Das Kind hat hier ein blofses Bild der Empfindung: wo wird die Empfindung sein? Dort, wo die Berührung stattfand, dahin wird auch der Schmerz der Berührung versetzt. Darum ist dem Kinde und dem Naturmenschen alles lebendig und je lebendiger der Mensch und das Volk, um so mehr Leben setzt er vor näherer Prüfung überall voraus.[2]) So wird in allen Dingen hinter der äufsern Hülle noch ein empfindendes Innere angenommen. Was in der Folge diese Auffassungsweise berichtigt, ist das Benehmen des Gegenstandes, der für empfindend gehalten wird. Das Kind hat Vorstellungen von Äufserungen der Empfindungen, von Rückwirkungen gegen die Empfindung; bleiben diese aus, so hebt es die zugesprochene Empfindung wieder auf. Der Schlufs, wenn hier von einem Schlusse im weitern Sinne die Rede sein kann, aus den Ursachen der Empfindung wird durch

---

[1]) Vgl. über die Entwicklung des Seelenbegriffs *Volkmann von Volkmar* a. a. O. 1884. § 9, S. 54 ff. Bei den Papuas wird das Wort „Geist“ nicht blofs für die Seele des Menschen gebraucht, sondern es heifst auch Nebel, Hauch z. B. *Bur isam* kochendes Wasser oder heifser Geist, *Bur aiknand* Nebel, eigentlich Geist der Bäume (*Warnecks* allg. Missionszeitschrift. IV, 379).

[2]) Vgl. *Herbart* Lehrb. z. Ps. § 198 u. Ps. a. W. § 133. *Hartenstein* V, 137; VI, 233. *Kehrbach* IV, 402; VI, 171. — Ein anderer wichtiger Punkt in der Entstehung des Seelenbegriffes hat namentlich *Kuhn* hervorgehoben in der Schrift über die Herkunft des Feuers. Die weitere Ausführung und Anwendung der betreffenden Gedanken s. bei *Caspari*, Die Urgeschichte der Menschheit. 1873. II, S. 26 ff.

den aus der Wirkung der Empfindung kontrolliert. Die Blume, die bei der Berührung sich schliefst, und die vertrocknend sich senkt, gibt Zeichen des Schmerzes; der Käfer, der bei Verstümmelungen stumm und regungslos bleibt, gilt für empfindungslos. Die Vorstellung des fremden Ich oder des Du entwickelt sich auf dieser Stufe ganz parallel zu der des eignen Ich.[1]) Es ist keineswegs so, dafs man die andern Dinge zunächst als ein Nicht-Ich ansähe, sondern zuvörderst gelten sie als Ich neben unserm Ich; und von den Dingen wiederum vor allen diejenigen, welche Lebenszeichen von sich geben, Veränderungen erleiden oder erzeugen. Kommen nun derartige Veränderungen von innen heraus, finden sie statt auch aufser der Berührung vermöge einer eignen Beweglichkeit, einem innern Leben, wie sich die Magnetnadel nach dem Eisen, die Sonnenblume nach der Sonne, der Schatten nach dem Gehenden, die Uhr nach der Zeit richtet, so werden sie zunächst mit demselben Recht für ein Ich angesehen, als man den Hund, der vor dem aufgehobenen Stocke flieht, und den aus sich selbst heraus handelnden Menschen für ein Ich hält.

So gelten der Wasserfall, feuerspeiende Berge, der Sturm, Feuer, Donner, Blitz, Sternschnuppen u. s. w. für beseelte Wesen. Dem Naturmenschen ist nichts natürlicher als das (für uns) Übernatürliche. Die Karaiben glauben, dafs sie soviel Seelen haben, als sie Adern schlagen fühlen.[2]) Die Indianer liefsen Verbrechen, welche im Rausche verübt waren, darum ungestraft, weil die Tat dem berauschenden Getränke zugerechnet wurde. Schickt, sagen sie, euren Wein und Branntwein ins Gefängnis: diese, nicht wir, richten das Unglück an.[3]) Die Malayen halten dem Brande einen Spiegel vor, damit er vor sich selber erschrecke und vergehe.[4]) Wenn ein Hindu an einem Baume in seinem Garten besonderes Interesse nimmt, so legt er alle seine Gedanken und Gefühle in ihn hinein und bemüht sich vor allem, ihm eine passende Frau zu werben. Hat er in der Nähe einen andern Baum gefunden, der sich nach sachkundiger Prüfung als Braut eignet, so wird der Brahmane gerufen, um die Einsegnung der Ehe zu bewirken.[5]) Es wäre freilich möglich, dafs es sich hier

---

[1]) *Volkmann von Volkmar* a. a. O. § 106.
[2]) *Klemm* a. a. O. II, 161. 165.
[3]) *Waitz* II, 83.
[4]) *Ratzel* II, 474.
[5]) *Sprenger*, Das Leben und die Lehre Muhammeds. 1861. II, 489.

um Bäume aus der Klasse Dioecia handelt, wo männliche und weibliche Blüte verschiedenen Exemplaren angehören. Vielleicht spielt auch der Gedanke der Seelenwanderung mit hinein. In Indien gehört es zur Gewohnheit der Hindus, leblose Gegenstände miteinander zu verheiraten. Kein Hindu, der einen Garten anlegt, kann z. B. von den Früchten der Bäume etwas essen, bevor er nicht einen Baum des Gartens, meist einen Mangobaum, mit einem anderen, einem Tamarindenbaum oder Jasminbusch verheiratet hat. Die Sitte besteht heute noch; sie geht im Beisein vieler Brahmanen unter großer Feierlichkeit vor sich und ist deshalb mit nicht geringen Kosten verbunden. Wer ein Wasserbassin errichtet, darf aus demselben nicht eher trinken, bevor er nicht das Wasser mit einem Bananenbaume vermählt hat, der zu diesem Zwecke am Rande des Bassins gepflanzt wird. Am sonderbarsten ist aber die Verheiratung des Saltigram mit der Tulsi, die der Radscha von Bescha alljährlich auf seine Kosten feiern läßt. Saltigrams sind nämlich abgerundete Kiesel, welche durch die Flüsse von den Kalksteinfelsen mit herabgespült werden. Diese Steine sind sehr zahlreich und die Eindrücke in denselben werden von den Hindus für die Schriftzüge des Gottes Wischnu gehalten. Wer einen solchen Stein zerschlagen wollte, würde den Zorn des Volkes auf sich ziehen und dasselbe in die höchste Angst vor der göttlichen Strafe versetzen. Der Tulsi dagegen ist ein kleiner, heiliger Strauch. Der Stein wird nun, wie erwähnt, alljährlich mit der Pflanze verheiratet. In der dabei ausgeführten Prozession befinden sich Elefanten, Hunderte von Kamelen und Pferden, sämtlich sehr reich geschirrt. Auf dem vorangehenden, prachtvoll herausgeputzten Elefanten liegt der kleine Saltigram, welcher seiner Braut, der kleinen Tulsi, seinen Hochzeitsbesuch macht. Dann werden alle bei der Verheiratung üblichen Ceremonien durchgemacht und nach denselben läßt man die Neuvermählten ruhig bis zum nächsten Jahre im Tempel allein. Der Radscha läßt die nach Tausenden zählenden Zuschauer der Hochzeitsfeier mit Speise und Trank bewirten.

Auch werden zuweilen Menschen mit Pflanzen verheiratet, freilich ist dies meist ein Kunstgriff, um ein Ehehindernis zu umgehen. So darf hier und da einem Herkommen gemäß die jüngere Tochter nicht vor der ältern heiraten. Die Eltern haben aber für die jüngere eine passende Partie. Dann wird die ältere

an einen Baum verheiratet, und nun kann die jüngere zur Hochzeit schreiten.[1])

Auch in der deutschen Mythologie nimmt Frigg Eide von Feuer, Wasser, Erde, Stein, Gewächsen, Tieren, ja von den Seuchen, dafs sie Baldr schonen möchten, nur die Mistelstaude wird aufser acht gelassen.[2]) Starb der Hausherr, so mufste dies unter den Germanen allem seinen Vieh, selbst den Bäumen angesagt werden.[3]) Auch wenn ein Ding selbst weniger Bewegung zeigt, als vielmehr mittelbar Veränderungen hervorbringt, gilt es für belebt, empfindend und wollend. Die Nutzbarkeit eines Gegenstandes ist hier das, was auf die Annahme eines Inwendigen führt; das Ding und seine Seele oder sein Ich werden einander gegenübergestellt wie Stoff und Kraft. Ein Neger, der einmal einem Baume Verehrung und ihm Speise darbrachte, wurde darauf aufmerksam gemacht, dafs der Baum doch nichts esse, und verteidigte sich dagegen mit der Antwort: „O, der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich in diesem Baum niedergelassen. Freilich kann er unsere körperliche Speise nicht verzehren, aber er geniefst das Geistige davon und läfst das Körperliche, was wir sehen, zurück.“[4]) Ebenso verteidigen sie den Gebrauch, die Lanze und den Bogen mit dem Toten zu verbrennen, das Sichtbare am Bogen verbrennt, aber seine Seele nicht.[5]) Desgleichen wird im Rig Veda (X, 10) bei der Verbrennung der Toten gebetet: „Verbrenne ihn nicht, tue ihm kein Leid, o Agni, zerstückele nicht die Haut und seine Glieder,“ welche doch ihrer sichtbaren Gestalt nach vor aller Augen verbrennen. Desgleichen heifst es Ath. Veda IV, 34, 2: Agni verzehre nicht den penis. Es ist eigentlich nicht das fleischerne Herz, was unsterblich ist und in den Himmel kommt, sagten die Indianer, sondern das, was ihm erst Leben gibt.[6]) Immer ist hier die Vorstellung, dafs dem äufsern Dinge noch ein Inneres als Kraft zu Grunde liege und auch wohl abtrennbar sei

---

[1]) Globus, 1891. S. 354.

[2]) *J. Grimm*, Deutsche Mythologie. 1785. II, 539.

[3]) *Simrock*, Handbuch der deutschen Mythologie. 1864. S. 599.

[4]) *Waitz* II, 188.

[5]) Zahlreiche Beispiele s. bei *E. B. Tylor*, Die Anfänge der Kultur. Aus dem Englischen von *J. W. Spengel* und *Fr. Poske*. Leipzig, 1873. XI. Kapitel.

[6]) *Max Müller*, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 1876. S. 323.

von dem Stoff. So ist z. B. die Seele der Kokosnufs abtrennbar von der Nufs und wandert nach der Insel Longia in der Südsee, wo das Paradies dieser Seelen ist; und der Häuptling von Reva auf Longia beklagt sich oft, dafs er in Zeiten grofser Festlichkeiten, wo viele Kokosnüsse verzehrt werden, nicht schlafen könne, weil er stets das Krachen der Nüsse höre, die, sowie sie irgendwo im Archipel verzehrt wurden, sofort in ihr Paradies nach Reva kommen.[1]) Desgleichen weckt man die Kähne durch Trommelwirbel auf, wenn sie gebraucht werden sollen und schläfert sie nach dem Gebrauch durch Lieder ein.[2]) „Die Allbeseelung ist die breite Grundlage aller Religion bei Polynesiern wie bei Molanesiern. Alles war hier beseelt oder mindestens der Beseelung fähig und man sprach sogar von der Beseelung der toten Dinge, der Geräte. Was Schatten hat, hat Seele, darum wird den Seelen der Menschen und denen der Tiere, Pflanzen und Steine, auch den Gerätschaften zu allerhand Handarbeit ein Fortleben in Bolotu zugeschrieben. Einmal begonnen, führte dann dieses System zu dem primitivsten Pantheismus. Atua ist das Geistige, ist Gott, vergötterter Mensch, Seele, Schatten, Gespenst.“ *Ratzel* II, 289. Auch das Spiegelbild gilt als Anzeichen einer Seele (*Ratzel* II, 315). Den ersten Reis, welchen der Dajake erntet, wagt er zunächst nicht für sich zu verwenden. Er gehört dem Beil (*bliong*) und dem Messer (*pisan*), welche den Wald gefällt haben, sowie dem Schleifstein und allen Werkzeugen, welche beim Pflanzen gebraucht werden. Dieselben werden in eine Reihe gestellt und zum Essen genötigt. Man streut den zuerst reifgewordenen Reis auf die Gerätschaften, läfst ihn eine halbe Stunde liegen, damit sie gemächlich essen können, holt ihn aber dann wieder fort, um ihn schliefslich doch zu eigner Speise zu verwenden. Diesen und ähnliche zum Teil sehr umständlichen Bräuchen liegt die Überzeugung der Dajaken zu Grunde, dafs fast jedes leblose Ding eine Seele (*gana*) hat. (Globus 1882, Bd. 42. S. 27.) In Indien besteht ein jährliches Fest der sog. Waffen- und Geräteanbetung, bei dem der Gelehrte seine Bücher aufhäuft, der Artillerist seine Kanone begrenzt, der Arbeiter seine Werkzeuge zusammenbringt u. s. f., ihnen Blumen und Reis vorsetzt und sie bittet, ihn auch im künftigen Jahre zu ernähren. Noch

---

[1]) *Waitz* VI, 671.

[2]) a. a. O. 684.

im Mittelalter wurden Tiere zuweilen ganz wie Missetäter behandelt und vor Gericht gestellt.[1]) Man erwäge ferner, dafs man alle diese Dinge auch im Traume sehen kann, während sie selbst doch ruhig an ihren Orten liegen bleiben. Sie mufsten also noch eine zweite schattenhafte Existenz haben, wie ja auch der Schatten selbst und das Bild im Wasser und im Spiegel für eine Art Nebenexistenz betrachtet wurde, und bei manchen Völkern ist das Wort Seele gleichbedeutend mit Schatten.[2])

Weil demnach alle Dinge, namentlich alle lebendigen Dinge, mit einer persönlichen Seele gedacht und als solche behandelt werden, entschuldigt man sich z. B. in Afrika bei dem Elefanten höflich, wenn man ihn jagt.

Die Malaien halten dem Krokodil, das sie töten wollen, lange Reden, um ihm den Tod mit Schmeicheleien zu versüfsen. (*Ratzel* II, 971). Die Indianer sprechen zu einem getöteten Bären: Zürne uns nicht, du bist verständig und siehst ein, dafs unsere Kinder Hunger haben. Sie lieben dich und wollen dich essen. Macht es dir nicht Ehre, von den Kindern des grofsen Häuptlings verzehrt zu werden?

Oftmals versöhnen sie das getötete Tier, indem sie ihm eine Tabakspfeife in das Maul stecken oder ihm das Maul voll Rauch blasen.[3])

Daher rührt für uns das Poetische, was meist den Sprachen der Naturvölker eigen ist; was uns und bei unsern Dichtern nur eine personifizierende, poetische Naturauffassung ist, das ist den Naturvölkern die wirkliche Auffassung der realen Welt, und ist als solche auch unseren Vorfahren eigen gewesen.[4]) Aber schwerlich kann es ein wissenschaftlicher Fortschritt sein, bei exakten

---

[1]) *v. Hellwald*, Kulturgeschichte. 1875. 616. Hierauf beruht auch oft die Tierquälerei. Ganz unwillkürlich projiziert man in das ungehorsame Tier ein Ich mit freiem Willen hinein und wendet seinen Zorn strafend gegen den (fingierten) bösen Willen des Tieres. Vgl. aufser *Grimm* (deutsche Rechtsaltertümer) auch *H. v. Meyers* Lehrbuch des Strafrechts und *Du Boy*: Geschichte der Kriminalgesetzgebung. *Berriat Saint-Prix* zählt mehr als 80 Todesurteile und Exkommunikationen auf, welche von 1120 bis 1741 gegen allerhand Tiere bis herab zur Heuschrecke verhängt worden sind.

[2]) *Spencer*, Sociologie I. 217.

[3]) *F. Schulze*, Psychologie der Naturvölker 246.

[4]) Namentlich bedienen sich die Sänger des deutschen Mittelalters sehr häufig derartiger Personifikationen (die wohl damals auch noch zum Teil im Volke als ein Rest des Heidentums lebten), um gewisse abstrakte Begriffe

Untersuchungen wieder in die Ausdrücke der personifizierenden Naturauffassung zurückzufallen, etwa Anziehung und Abstofsung mit *Empedokles* wieder durch Liebe und Hafs auszudrücken, oder den chemischen Kräften Bewufstsein zuzuschreiben und zu sagen: „Lust und Unlust, Begierde und Abneigung, Anziehung und Abstofsung müssen allen Massenatomen gemeinsam sein; denn die Bewegungen der Atome, die bei Bildung und Auflösung einer jeden chemischen Verbindung stattfinden müssen, sind nur erklärbar, wenn wir ihnen Empfindung und Willen beilegen."[1])

Wie diese personifizierede Naturbetrachtung notwendig zur Mythologie und Religion hinführt, ist unschwer einzusehen.[2]) Ebenso leicht ist es zu erklären, warum die Naturvölker oft eher auf den Glauben an böse als an gute Götter gekommen sind, oder warum jene wenigstens in den Mythologien durchschnittlich eine gröfsere Rolle spielen. Diejenigen Dinge und Ereignisse, welche unserm Dasein schaden, unsre Pläne hindern, den gewünschten und gewohnten Ablauf unserer Gedanken und Bedürfnisse stören, machen sich in ihrer Wirksamkeit viel bemerklicher als die fördernden Ereignisse; und was sich in unserem Bewufstsein zumeist bemerklich macht als ein kraftbegabtes Ding, unterliegt am ersten

---

poetisch behandeln zu können. So finden wir Frau Ehre in der Nibelungennot, Frau Abenteuer bei *Wolfram v. Eschenbach*, Frau Stäte, Welt, Sälde, Minne, Frau Bohne, Herr Sommer u. s. w. bei *Walther von der Vogelweide.* Zwei allerliebste Beispiele des letzeren sind folgende:

Diu heide, diu sich schamt vor leide:
sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt.

(Ausgabe von *Lachmann* S. 42, 21). Die Heide wird schamrot, wenn sie den Wald grünen sieht und selbst noch ungeschmückt ist; wie denn das Heidekraut erst im Hochsommer, wenn die Bäume bereits im schönsten Schmuck prangen, seine kleinen, roten Blüten entfaltet und so weite Strecken rot färbt. Das andere (51. 34):

Du bist kurzer, ich bin langer,
also strîtens auf dem anger,
bluomen unde klé.

Ilias 21, 69; 15, 317; 4, 125; 11, 72 wird die geworfene Lanze genannt „begierig das blutige Werk zu vollenden". Die Schlacht heifst ein Ungeheuer mit zwei Köpfen.

[1]) *Haeckel*, Die Perigenesis der Plastidüle, oder Wellenzeugung der Lebensteilchen. 1876. S. 38.

[2]) Vgl. *Delbrück*, Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von *Lazarus* und *Steinthal* III, 1865.

und am meisten jenem Prozefs der Personifikation. „Undankbar, wie der Mensch immer ist gegen das Glück, auch schon im Naturzustande, sieht er im Gelingen seiner Pläne und in der Erfüllung seiner Wünsche überhaupt entweder nur den regelmäfsigen Lauf der Natur, der sich von selbst versteht, oder die notwendige Frucht seiner eignen Einsicht und Geschicklichkeit.“[1])

Auf solche Weise wird also das Ich, das eigne wie auch das fremde, als ein vorstellendes und von innen heraus handelndes Wesen gedacht. Dieses Handeln, welches von dem Ich ausgeht, kehrt nun in vielen Fällen auf dasselbe zurück. Greift das Kind nach einem Stück Brot und eignet sich selbst dasselbe zu, so läuft beim Zugreifen von dem Selbst des Kindes eine Vorstellungsreihe nach aufsen, dieses Zugreifen darstellend, beim Zueignen von aufsen nach innen zum Selbst zurück, das Zueignen abbildend. Wessen die Begierde war, dessen ist auch die Tätigkeit, dessen ist auch die Befriedigung. Vereinigen sich viele solcher Handlungen und zugehörige Vorstellungsreihen, zu deren Erregung die äufsere und innere Welt des Menschen fortwährend auffordert, so bildet sich das Selbst als Kern der Persönlichkeit, als ein in die äufsere Welt tätig eingreifendes Prinzip aus, dessen Tätigkeit ihm selbst zu gute kommt.

Das Ich als tätiges Prinzip.

In dem Umstande, dafs von dem eignen Ich eine Tätigkeit ausgeht und eben diese Tätigkeit wieder auf das Ich zurückläuft, sind zugleich die Bedingungen zur Entstehung gewisser Lustgegefühle gegeben, welche als Selbstgefühle sich bei den verschiedenen Völkern in verschiedener Weise geltend machen.

Einmal liegt schon in der Tätigkeit selbst, wenn sie glücklich von statten geht, ein Lustgefühl, sodann aber auch darin, dafs die Tätigkeit dem Ich selbst zu gute kommt. Bei der Tätigkeit, etwa bei dem Zugreifen, tritt das Ich selbst in den Hintergrund das Ende der Tätigkeit, das Zueignen, befreit es alsdann wieder aus der Hemmung. Man kann das Ich als eine Vorstellungsmasse betrachten, welche stets zu steigen geneigt ist, einmal aus eigner Kraft, sodann weil sie auf das innigste mit der ganzen Umgebung verbunden ist und also von allen Seiten mittelbar reproduziert wird. Allein weil das Ich aus so vielen und verschiedenartigen

[1]) *Waitz* I, 362.



Bestandteilen besteht, mufs stets ein grofser Teil desselben sich im Zustande der Hemmung befinden. Jede Befreiung aus der Hemmung wird hier als ein Lustgefühl empfunden, es sei denn, dafs mit dem Ich besonders schmerzliche Gefühle etwa der Reue verbunden wären: in diesem Falle wird jedes Wachrufen des Ich zugleich jene Unlustgefühle mit wachrufen, z. B. wenn der Mörder überall an seinen Mord, den er bereut, erinnert wird. Der Mensch möchte alsdann am liebsten sich selbst vergessen. Im allgemeinen aber ist jedes Steigen der Vorstellungen, in welchen das Ich seinen Sitz hat, mit einem eignen Lustgefühle, dem Selbstgefühle verknüpft, und jedes ungewöhnliche Sinken derselben mit einem Unlustgefühl. Darum schreibt der Schriftsteller, wie *Jean Paul* einmal bemerkt, an seinem Buche nichts lieber, als das Vorwort, weil er hier endlich einmal von sich reden darf. Das Ich geht hier von dem Zustande der Involution in den der Evolution über. Aufserdem werden in den meisten Fällen, wo die Reihe, welche als Tätigkeit von dem Ich ausgeht und wieder in dasselbe zurückläuft, zwei oder mehrere Reihen sich gegenseitig unterstützen und also gleichfalls das Lustgefühl erhöhen.

Diese Freude des Selbstgefühls wird sich nun geltend machen da, wo das Ich unvermutet sich selbst findet, an sich erinnert wird und noch mehr, wo es sich selbst nach aufsen hin darstellt.

So findet der Hund gewissermafsen sich selbst, wo er seinen Herrn oder etwas von demselben antrifft, und freut sich. „Alle Objekte, die uns irgend eine Determination unsers Ich vorführen, haben etwas ganz besonders Ansprechendes und Anheimelndes an sich: ein Buch irgendwo anzutreffen, das wir selbst geschrieben oder in dessen Lektüre wir uns vertieft haben, auf ein Citat aus unsern Schriften zu stofsen u. s. w., gewährt uns stets Freude, ja schon dem eignen Namen irgendwo unvermutet zu begegnen, regt freudig an.“ [1])

Darum wirkt auch überall der Besitz, das Eigentum auf Befestigung und Erhöhung des Selbstgefühls, jeder Blick auf sein Eigentum weist den Menschen auf sich selbst zurück. Daher wohl auch die Redensart: sich ankaufen. Wo vollends der Mann in der Gesellschaft gerade so viel gilt, als er besitzt, wird die fremde Schätzung auf die eigne Selbstschätzung gar bald zurückwirken. Das Selbstgefühl steigt mit dem Besitz. Mit dem

---

[1]) *Volkmann v. Volkmar*, a. a. O. II, § 135.

Verlust des Besitzes, namentlich desjenigen, welcher mit dem Ich innig verbunden war, kann das Selbstgefühl so niedergedrückt werden, dafs das Leben d. h. das Dasein des Ich überhaupt aufgegeben wird. Zu der verzehrenden Macht des Heimwehs der Schweizer hat *Livingstone* folgende ähnliche Erscheinung gefügt: „Die seltsamste Krankheit, die ich in diesem Lande (in der Nähe des Flusses Lualaba) gesehen, ist die Krankheit des gebrochenen Herzens. Dieselbe befällt freie Menschen, die man zu Sklaven gemacht hat. Acht Gefangene in Ketten starben innerhalb dreier Tage. Sie klagten nur über das Herz und legten die Hand genau auf die Stelle. Kinder, die man als Sklaven verkauft hatte, hielten sich mit bewunderungswürdiger Ausdauer aufrecht. Traf aber in der Nähe eines Dorfes der fröhliche Schall der kleinen Trommeln und das Geräusch der Tanzenden ihr Ohr, dann ergriff sie die Erinnerung an die Heimat und die daselbst glücklich verlebten Tage mit allzumächtiger Gewalt. Sie weinten und schluchzten, das gebrochene Herz stellte sich ein und sie schwanden schnell dahin."

Aber auch schon geringe Ungewohntheiten in Kleidung und Umgebung üben eine Hemmung auf das Ich aus. Steifes Hofceremoniell, unbequeme Galakleidung u. dgl. soll gewifs auch auf eine Verminderung des Selbstgefühls dem Höhern gegenüber hinwirken.

Noch viel lebhafter ist das Selbstgefühl, wo sich das Ich als das, was es ist (fühlt oder will), in eigner Tätigkeit nach aufsen hin darstellt. Hier wirkt zweierlei zusammen, einmal die Entlastung des eignen Innern durch die äufsere Tätigkeit, zum andern der Erfolg derselben. Was den ersten Punkt betrifft, so hat man Ursache zu der Annahme, dafs die Empfänglichkeit des Naturmenschen für äufsere Eindrücke weit höher als unsre eigne anzuschlagen ist, dafs demnach auch jede nur einigermafsen stärkere Empfindung das ganze Vorstellungsleben in Aufruhr versetzt, dafs selbst schwächere Vorstellungen, die an uns fast unbemerkt vorübergehen, für den Naturmenschen nicht ohne affektartige Erregung bleiben. Je lebhafter und stärker die Vorstellungen, um so weniger vertragen sie sich untereinander, um so schwerer ist ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, um so mehr ist das Bedürfnis vorhanden, des innern Dranges sich durch Handlungen, durch Bewegungen des Körpers zu entledigen. Lappen und Samojeden haben eine besonders starke Reizbarkeit

der Nerven, zumal die Frauen, so dafs sie beim Anblick von etwas Aufsergewöhnlichem ganz aufser sich geraten und sich nur langsam erholen. Pfeifen, Geräusch, unvorhergesehene Berührungen haben manchen bis zur Ohnmacht erschreckt; gleiches wird berichtet von Tungusen, Buräten, Grönländer und Jakuten. Eine jede unvermutete Berührung in den Seiten oder andern reizbaren Stellen, Zurufen, Pfeifen oder sonst fürchterliche und schleunige Erscheinungen bringen sie aufser sich, fast in eine Art von Wut, welche oft so weit geht, dafs sie, ohne zu wissen was sie tun, das erste Beil oder Messer erfassen, und damit verwunden, wen sie erreichen. Werden sie daran verhindert, so schlagen sie um sich, schreien, wälzen sich und sind vollkommen wie Rasende. Die Kamtschadalen sind erregbar, um nicht zu sagen hysterisch. Ein geringfügiger Umstand macht sie beinah wahnsinnig oder bringt sie zum Selbstmord. Auch die sonst so kaltblütigen Indianer geraten doch leicht in blutdürstige Wut, und die phlegmatischen Creeks kommen sehr häufig zum Selbstmord infolge von geringfügigen Enttäuschungen.[1]) Ebenso geraten die Tscherkessen gleich den Berserkern der alten Skandinavier nicht selten in eine Wut, die zu Mord und zu Zerstörung treibt. Besonders häufig soll dieser Paroxismus unter den in Petersburg unter den Waffen stehenden (und also manchen Beschränkungen der Freiheit unterworfenen) Tscherkessen vorkommen.[2]) Auf sehr mannigfache Weise sucht man nach Lösung solcher Spannungen, nach Entladung der Gefühle. Wann irgend ein Einwohner von Britisch Neuguinea sich ärgert über Moskitos, über schlechtes Wetter und dergleichen, macht er seinen Gefühlen Luft, indem er mit dem Bogen Pfeile abschiefst, gleichviel, wen er trifft (*Schurtz* 607).

Eine andere Art der Entladung ist das Schimpfen. Aus allen Erdteilen liegen sehr mannigfaltige Berichte vor, wie die Völker ihren Unmut durch Worte äufsern. Die Eskimos haben förmliche Versammlungen, worin die Gegner sich öffentlich ausschimpfen. *Schweinfurt* berichtet von den Kongonegern: Bei Pausen im Gefechte werden in sicherer Entfernung alle sich darbietenden Terrainhöhen, vorzüglich die 10—15 Fufs hohen

---

[1]) Noch andere Beispiele s. bei *Spencer*: Sociologie I, 71 ff.

[2]) *Klemm* a. a. O. II, 200, III, 123 und 67. Ähnliche Beispiele bei *Schurtz*. 68.



Termitenhaufen bestiegen und die feindlichen Parteien rufen sich alsdann stundenlang die lächerlichsten Schimpfreden und Herausforderungen zu. Überall in Polynesien hört man viel Wortgefechte und sieht wenig wirklichen Streit.

Vor dem Kampf riefen die Samoaner ihren Feinden zu: Ihr Bananenfresser! möge Moso eure Gurgeln herumdrehen. Ihr Kokosnufsfresser, mögen euch die Zungen herausgerissen werden! Hier meine Keule, um die Schweine von Savaii zu erschlagen! Wo ist das Schwein von Savaii, das seinen Tod sucht? Röste diesen Atuakönig, der durch meinen Speer sterben soll u. s. w. *Ratzel* I, 94. II, 121, 208. *Nietzsche* bemerkt: es ist ein Vergnügen für alle arme Teufel zu schimpfen. Es gibt einen kleinen Rausch von Macht. *Nietzsche*, selbst ein solch armer Teufel, hat sich dem Rausch des Schimpfens gern hingegeben.

Den Fidschiinsulanern eigen ist eine Art Toast, der dem Trunke folgt. Nachdem der Trinker getrunken und die Tropfen von den Lippen geblasen, äufsert er einen Wunsch des Herzens in pathetischer und humoristischer Form, etwa: einen Schädel, ein Menschenherz, oder ein langes Schwein d. h. einen menschlichen Leichnam, Fische, Geld u. s. w. (*Ratzel* II, 257.)

Eine andre Entladung aufregender Gefühle namentlich freudiger Art sind die Tänze und Gesänge der Naturvölker. Diese selbst stellen sich in ihren Tänzen dar nach dem, was sie empfinden und erlebt haben. Es möge gestattet sein, die längere Darstellung *Klemms* über diese Tänze mitzuteilen. Die Tänze bei den Völkern auf den anfänglichen Kulturstufen sind zum gröfsten Teile der Ausdruck ihrer herrschenden Empfindungen, die Darstellung ihrer Zustände und Erlebnisse; der Tanz ist für sie überhaupt das, was den Vorgeschrittenen die bildende Kunst, Malerei, Plastik, Poesie, Geschichte und alle übrigen Arten der Darstellung sind. Wie der erste Trieb der Bildnerei im Menschen sich als Verzierung und Umgestaltung der Hautfarbe, der natürlichen Gestalt der Lippen, Ohren, Haare und anderer Glieder des Körpers offenbart, so ist denn auch die älteste Darstellungsweise, die ursprüngliche Erzählung, die Mimik. Sie ist die Ergänzung, Vervollständigung und Erläuterung der Sprache — wie wir ja bei unsern Kindern sehen, dafs sie in frühen Jahren, wo die Sprache ihnen noch nicht recht zu Willen und geläufig ist, gar oft durch Gebärden, durch Nachahmung der gesehenen Gestalten, Erscheinungen, Töne ihre Darstellung

und Erzählung vervollständigen. So ist es auch mit den Völkern, die dem Urstande menschlicher Kindheit nahe stehen. Diese Menschen, die zwischen träumender Ruhe und höchster Anstrengung des Leibes und der Seele dahinleben, die nur den Augenblick und die Gegenwart kennen, fühlen oft, nachdem Glückszufälle ihr eintöniges Dasein unterbrochen oder andere Ereignisse ihre Seele in ungewöhnliche Bewegung gesetzt haben, das Bedürfnis, ihren Empfindungen, ihrer Erfahrung Luft zu machen und Darstellung zu geben. Ein zusammenhängendes Denken findet bei ihnen ebensowenig statt, wie überhaupt ein zusammenhängendes Lebensbewufstsein; eine zusammenhängende Darstellung dessen was in ihnen vorgeht, vermittelst der Sprache, ist ihnen daher auch unmöglich. Um aber doch ihr Inneres nach aufsen darzustellen, werden aufser der Stimme auch die übrigen Gliedmafsen zu Hilfe genommen und so entstehen die von Geschrei, Wiederholung der Hauptworte und Hauptgedanken begleiteten Tänze. Der Takt findet sich von selbst, ist nicht das Resultat des Nachdenkens .... Der Wilde, der von einem Jagd- oder Kriegszug heimkehrt, der durch ungewöhnliches Glück oder Unglück sich auszeichnete, fühlt den Drang aus frischer Erinnerung und noch voll von den aufgenommenen Bildern das Erlebte darzustellen; er ahmt Stimme, Gebärden und Gang der Tiere, der Feinde nach, er findet an den Freunden Teilnehmer, die ihn wohl in der Darstellung unterstützen. Je öfter die Darstellung sich wiederholt, je mehr Darsteller sich finden, desto weniger individuell, je flacher wird die Darstellung, das Individuelle wird dem Ganzen angepafst, bis die Darstellung etwa einer Jagdpartie oder eines Kriegsabenteuers durch öfteres Wiederholen festgestellt ist, und weitere Abänderung nur stören würden.[1]) Weil die Tänze die Freuden und Leiden eines Volkes darstellen, darum auch so viele

---

[1]) *Klemm* a. a. O. I, 200 und Globus 1891. Von den zierlichen Tänzen der Samoaner berichtet ein Augenzeuge: „Sie schienen mir Nachahmungen der Fische im Wasser, von dem Hin- und Herschiefsen derselben, wenn sie miteinander spielen oder einander verfolgen. Andere Touren schienen mir wieder mehr die Bewegungen fliegender Tiere auszudrücken. So sah ich von einem einzelnen eine mimische Darstellung, welche offenbar das Flattern eines Schmetterlings oder das Schwirren einer Biene vor einer Blume bedeuten sollte. Ohne Zweifel zeugen diese Tänze von einem grofsen körperlichen Geschick und von einer aufserordentlichen Gewandtheit, sowie von feiner verständnisvoller Beobachtung der Natur.“ Zeitschr. Globus Bd. 37. 1880. S. 187.)

unzüchtige Tänze. Von einer bestimmten Absicht indes, durch die Tänze gewisse Ereignisse oder Gefühle darstellen zu wollen, hat man auf dieser Stufe der Kultur zunächst noch abzusehen. Eigentlich mimische Tänze mögen sich daraus entwickelt haben, gehören aber einer weit späteren Stufe an. „Der Urmensch selbst versteht oft erst aus seiner Handlung und seinem Benehmen, welche Bedeutung und Beziehung das Benehmen auf das Ereignis hat.“[1])

Eine andre Entlastung der inneren Spannungen geschieht dadurch, daſs das Empfundene ausgesprochen wird. „Die affektartige Unruhe des Kindes legt sich, sobald es zu sprechen anfängt, mancher Lebensmüde ist vor dem Selbstmord nur durch die stete Ankündigung desselben bewahrt worden.[2]) Darauf beruht die Einrichtung der Beichte. So alt als die Qualen eines schuldbeladenen Gewissens sind, ist auch das Gefühl, das im Psalm ausgedrückt ist: da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine; und so alt ist auch das Mittel der Erleichterung durch Bekenntnis, oder Beichte der Sünden.[3]) Wir finden die Einrichtung der Beichte namentlich sehr weit verbreitet bei denen, die schon eine gewisse Höhe der Kultur erklommen haben; hier sind ja auch die sittlichen Begriffe mehr ausgebildet und die sozialen Verhältnisse verwickelter, so daſs hier viel leichter die Erscheinung des bösen Gewissens vorkommen und tiefer empfunden wird. Indessen ist doch auch den unteren Stufen der Bildung die Beichte nichts ganz Fremdes. Von einigen Neger-

---

[1]) *Lazarus*, Über den Ursprung der Sitten. 1867. S. 17.

[2]) *Volkmann v. Volkmar* a. a. O. II, § 127.

[3]) So lautet z. B. ein Buſspsalm aus Alt-Babylonien:

„O Herr meiner Sünden sind viel,
Groſs sind meine Missetaten,
Der Herr im Zorn seines Herzens hat mich gezüchtigt,
Gott im Grimm seines Herzens hat mich heimgesucht.
Ich suchte nach Hilfe, aber niemand faſste mich bei der Hand.
Ich weinte, aber man nahte sich mir nicht.
Ich schrie laut, aber keiner hörte mich.
O Herr stürze nicht deinen Knecht.
In die Wasser des Sturms geworfen, fasse ihn bei der Hand.
Die Sünden, die ich begangen, wende in Gerechtigkeit.
Die Missetaten, die ich vollbracht, entführe der Wind.
Meine vielen Schlechtigkeiten zerreiſse gleich einem Kleide.“

Dann folgt ein Gebet, daſs die Sünden möchten vergeben werden, wie ein Vater oder Mutter sie vergibt. Und solche Psalmen kehren oft wieder. S. *Würdter*, Geschichte Babyloniens und Assyriens. 1882. S. 38.

stämmen wird dies berichtet, ebenso beichtete man auf Polynesien dem Priester ganz ehrlich, nahm Verwünschungen zurück und gestand oft die schwersten Verbrechen.[1]) Desgleichen beichteten die Indianer, zumal in Krankheiten; ja die Ojubway-Indianer, haben einen Monat im Jahre, wo sie sagen: ich werfe meinen schlechten Lebenswandel weg.[2]) Besonders ausgebildet ist die Einrichtung der Beichte unter den Mexikanern, Peruanern und deren Verwandten. Hier wird entweder regelmäſsig in gewissen Zeiträumen oder nur einmal im Leben kurz vor dem Tode gebeichtet, weil im letztern Falle die Sünden nach der Beichte unsühnbar waren. Man beichtete meist dem Priester, zum Zeichen der vollen Aufrichtigkeit entkleidet sich der Beichtende; der Priester, welcher Beichte hört, darf bei manchen Stämmen, um leichter Schweigen zu bewahren, nicht verheiratet sein; aber die Beichte geschieht nicht allein vor dem Priester, der Mann beichtet der Frau, die Frau dem Manne, die Kinder den Eltern; der Inka beichtet allein der Sonne. Im allgemeinen wurde das Gebeichtete verschwiegen gehalten, nur auf besondern Wunsch wurden die Sünden den Verwandten mitgeteilt, damit diese mit um Vergebung bitten möchten. Ob die Beichte vollständig war, erfuhr der Priester durch Loswerfen oder Opferschau. Das Gebet des Priesters für den Sünder lautete meist also: „O barmherziger Gott du, der du die Geheimnisse aller Herzen kennst, laſs deine Verzeihung und Gnade herabträufeln, wie die reinen Wasser des Himmels, um die Flecken aus der Seele zu waschen. Du weiſst, daſs dieser arme Mensch nicht aus eignem, freien Willen gesündigt hat, sondern durch den Einfluſs des Zeichens, unter welchem er geboren ist. Der Priester ermahnte sodann den Verbrecher, die vorgeschriebenen Leistungen genau zu beobachten und macht es ihm zur Pflicht, einen Sklaven zum Menschenopfer für die Gottheit herbeizuschaffen. Er schloſs mit den Worten: Kleide den Nackenden und speise den Hungrigen, welche Entbehrung es dich auch kosten mag; denn bedenke, daſs ihr Fleisch dem deinen gleich ist und daſs sie Menschen sind, wie du."[3])

---

[1]) *Waitz* a. a. O. VI, 394; s. auch Globus 1885, Bd. 48, S. 76.

[2]) *Waitz* III, 209.

[3]) Vgl. *Waitz* IV, 129, 265, 279, 462 u. *Klemm* a. a. O. V, 96. Auch mit den hellenischen Mysterien war mehrfach die Ohrenbeichte vor dem Priester verbunden. Darauf deutet schon die bekannte Anekdote: „Ein Lacedämonier wurde von einem Priester, der ihn in die Samothracischen Mysterien einweihen

Zahlreiche Beichtformulare finden sich in den heiligen Schriften der Parsen: hier wird Rücksicht genommen auf Übertretungen des Ceremoniells, Sünden gegen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib, Kind, Nachbar, Gatten, Vorgesetzte, Diener, Fremde; Sünden in Gedanken, Worten und Werken; Erbschleicherei, Störung der Ehen, Hochmut, Zorn, Neid, Faulheit, Unzufriedenheit, falsches Zeugnis, Diebstahl, Unzucht u. s. w. und schliefst z. B. so: „vergib, was ich hätte denken und tun sollen und habe es nicht getan und gedacht." Dem Sterbenden wird das Sündenbekenntnis *(paitita)* von den Umstehenden vorgesprochen. Eine Entartung ist es wohl, wenn späterhin einer für den andern beichten konnte.[1])

Die umständlichen und ausführlichen Bekenntnisse, welche in dem Totenbuche der Ägypter einen sehr grofsen Raum einnehmen, sind allerdings nach *Champollions* Ausdrucke nur „negative Sündenbekenntnisse", indem sie allein aufzählen, was der Tote nicht getan hat, drücken aber wohl im allgemeinen den Sinn aus: wer nicht einmal soviel mit gutem Gewissen vor dem Richter der Seelen sagen könne, dürfe vor ihm überhaupt nicht erscheinen.[2])

Tief und ergreifend sind die Bufslieder in den Veden der Indier.[3])

---

wollte, aufgefordert, seine schwersten Sünden zu beichten. Der Lakonier fragt: wem: dir oder Gott? Der Priester erwidert: Gott. Da fügt der Spartaner lakonisch hinzu: nun dann gehe so lange auf die Seite. Vgl. *Götte*, Das delphische Orakel. 1839. S. 92.

[1]) *Spiegel*, Avesta, die heiligen Schriften der Parsen 1852. III, S. 207 bis 229 und a. a. O. z. B. II, 23 ff.

[2]) *Bunsen*, Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte V, 545 ff.

[3]) Übersetzungen davon s. bei *Max Müller*, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 1876. S. 209 ff. und derselbe, Essays. I. 25 ff. *Darwin* (Abstammung des Menschen. I, S. 143) bemerkt: „Ich war anfangs erstaunt, dafs ich mich keiner irgendwo erzählten Beispiele für Gewissensbisse bei den Wilden erinnern konnte, und Sir *J. Lubbock* führt an, dafs ihm keins bekannt sei. Wenn wir aber alle in Romanen und Schauspielen gegebene Fälle und alle auf den Sterbebetten den Priestern anvertraute Bekenntnisse aus unsrer Erinnerung streichen, so zweifle ich, ob viele von uns wirklich Zeugen von Gewissensbissen gewesen sind, trotzdem wir oft Scham und Zerknirschung wegen kleinerer Vergehen mit angesehen haben. Innere Vorwürfe sind sehr tief verheimlichtes Gefühl." Das ist gewifs richtig. Dafs aber wirklich Gewissensbisse sehr allgemein verbreitete Gefühle sind, ersieht man aus den zahlreichen Bufsübungen, Beichten, Bufsliedern u. dgl., so wie man aus Liebesliedern in einem Volke auf das Vorhandensein der Liebe schliefst. Aufserdem wird uns z. B. ein Beispiel sehr langjähriger Reue über Gattenmord von einem Neger berichtet. S. *Waitz* II, 211. Auch auf eine Bemerkung von *Robertsons* sei

Dies Bedürfnis des schuldbewufsten Gewissens, sich zu öffnen, durch Bekenntnis der Schuld diese gleichsam aufser sich zu stellen, ist allgemein menschlich, auch ganz abgesehen von aller religiösen Sitte. *Goethe* bekennt, er sei nicht eher über das Gefühl seiner Untreue an der Friederike aus Sesenheim hinweggekommen, als bis er im Charakter des Clavigo und des Weislingen im Götz seine Treulosigkeit objektiv dargestellt und so gleichsam eine Generalbeichte abgelegt habe. „Verheimliche es nicht, wenn du böse gelebt hast, sondern gib dich zu erkennen, denn es ist kein geringes Merkmal des Fortschritts im Guten, seine Fehltritte zu bekennen, der Zurechtweisung von andern sich hingeben und es fühlen, dafs uns einer nottut, der unsern Schaden berührt und uns ermahnt.“[1]) So sagt *Plutarch* allerdings weniger im Interesse, die begangene Schuld los zu werden, als vielmehr um Fortschritte im Guten zu machen.

Wo freilich das Gefühl der Schuld nicht als Gewissensdruck empfunden wird, da wird auch das Aussprechen nicht als Entlastung gefühlt; im Gegenteil, wer gern beichtet, der schämt sich nicht. Das Bemühen, sich aufzufassen und auszusprechen, wirkt hier unmittelbar als ein Bemühen, sich zu befestigen, denn das Festere wird dadurch von dem minder Festen noch mehr im Bewufstsein gehoben. Der Mensch kommt dadurch leicht zu irgend einer Art von Einheit mit sich selbst. Hierin liegt ein Wohlgefühl, was mächtig genug ist, sich der innern Zensur Meister zu machen.[2]) Daher auch in manchen Fällen vor dem Aussprechen der Sünden gewarnt werden mufs, nämlich dann, wenn der Sünder innerlich noch nicht mit dem Bösen gebrochen hat, sondern leicht wieder hineingeraten kann.

Mag nun das Sündenbekenntnis eine innere Entlastung oder eine Befestigung oder nur eine anschauliche Vergegenwärtigung

---

hingewiesen: Das Geheimnis, warum England von Revolutionen und Verschwörungen verschont geblieben ist, liegt in der Tatsache, dafs uns hier über alle Dinge freie Diskussion zusteht. Ungerechtigkeiten brauchen nicht im Verborgenen zu schwälen, um dann unerwartet als Flammen emporzuschlagen. Jede Unzufriedenheit darf laut werden, und da sie sich nicht aufstaut, ergiefst sie sich, ehe sie gefahrbringend wird. Es gibt Gefühle, die den Menschen gefährlich, krank oder wahnsinnig machen würden, wenn er sie nicht aussprechen dürfte. Ihre Äufserung gewährt Erleichterung und während sie sein Gefühl abschwächt, läfst sie den Mann erstarken. *Robertson*, Lebensbild v. Broicher 1894. S. 449.

[1]) *Plutarch, De profect. virt. sent. opp. ed. Reiske* VI, 305.

[2]) *Herbart* X, 120. Allg. Päd. S. 334.

des Unrechts sein, in jedem Falle wirkt es sehr nachhaltig auf das Selbstgefühl ein, indem das Ich sich nach gewissen sehr bedeutsamen Seiten gleichsam objektiviert, es schaut sich selbst an, findet sich selbst in seinem Bekenntnis.

Noch anschaulicher stellt sich das Ich dar, wo die eigene Tätigkeit einen bleibenderen, wahrnehmbaren Erfolg in der Aufsenwelt hat. Der angeschaute Erfolg, das eigene Werk versetzt in die Zeit der Spannung zurück, aus welcher die glücklich gelungene Tätigkeit befreite, und zeigt, wie nun das, was erst in dem eignen Innern eingeschlossen war, in der Aufsenwelt objektive Gestalt gewonnen hat. Selbsterworbener Besitz wird werter gehalten als ererbter. Selbstgezogene Früchte schmecken süfser als andere. „So findet der praktische Mensch sich in der Tat bei jedem seiner Schritte im kleinen wie im grofsen unzählige Male; seine Werke sind seine Spiegel. Kleinliche Menschen dagegen, die kein eigentümlich bezeichnendes Werk, das gerade auf sie und keinen andern zurückwiese, zu vollbringen wissen, schreiben mit besonderem Vergnügen ihren Namen, um sich zu erblicken. Läge ihnen blofs daran, denselben zu lesen, so könnte ihn wohl eine fremde Hand schreiben. Aber das würde die Freude verderben. Das Auge soll gerade die eigne Hand im eignen Namen erblicken, damit, indem der Name das Individuum verkündigt, eben dieses Sehende durch das Gesehene hindurch sich anschaue.“ [1])

Natürlich geht dieser Trieb zu handeln und im Handeln sich selbst zu finden und darzustellen, zunächst nach aufsen; und Naturvölker werden allein das Handeln für ein Handeln anerkennen, welches sich in dor Aufsenwelt bemerklich macht. Denken doch in dieser Beziehung viele unserer Philosophen nicht anders. Wollen und Handeln ist ihnen ebensoviel als nach aufsen handeln. Darum soll der pantheistische Gott erst im Handeln und zwar im Handeln auf eine Aufsenwelt zu sich selbst, zum Selbstbewufstsein kommen.

> Aus dem Kelch des ganzen Weltenreiches
> Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Nun ist zwar das Wollen oder Handeln nicht erschöpft durch den Begriff nach aufsen handeln, das innerliche Handeln ist gleichfalls Handeln. Selbst *Lessing*, welcher so sehr auf Handlung im Drama drang, meinte doch: „Jeder innere Kampf von

---

[1]) *Herbart* Encykl. § 161 bei *Hartenstein* II, 218, bei *Kehrbach* IX, 197.



Leidenschaften in der Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, ist auch Handlung." Aber, wie gesagt, das Natürlichste ist es, mit dem Handeln in der Aufsenwelt einzugreifen. Nur ein derartiges Handeln kann von dem Handelnden selbst wieder als etwas Äufseres angeschaut, nur so kann die innere Unruhe abgeleitet werden.

Dieser Trieb, sich selbst nach aufsen hin darzustellen und in seinem Werke sich selbst anzuschauen, macht sich überall geltend in der Abänderung, Umformung bez. Zerstörung des Gegebenen. „Das Schaffen einer freien Form im Gegensatz gegen alles unmittelbare Ergebnis der Natur ist das Anziehende und das Erziehende für den Urmenschen."[1]) Der Mensch legt eben seinen Willen in die Aufsenwelt und zuvörderst in das ihm zunächst Liegende. Der eigne Leib wird — nach unsern Begriffen — verunstaltet, jedes Glied des Körpers wird gewissen Umformungen, Abänderungen, Verzierungen unterworfen. Auch die tiefstehenden Völker, die ihre Waffen und Geräte noch nicht verzieren, suchen doch durch Bemalung, Einschnitte u. dgl. dem eignen Leib einen gewissen Schmuck zu geben. Mag es immerhin sein, dafs zuweilen die Rücksicht auf Nutzen derartige Entstellungen hier und da veranlafste, wie das Bemalen gegen Insektenstiche schützt, und den Mädchen der Australier die zwei ersten Glieder des kleinen Fingers an der Linken abgeschnitten werden, weil sie ihnen im Weg sein sollen, wenn sie die Angelschnur um die Hand wickeln:[2]) immerhin ist es doch vorzugsweise das Streben, das eigne Selbst der Aufsenwelt aufzudrücken, was zunächst den eignen Leib und dann die Waffen, Geräte, Wohnungen u. s. w. zu verzieren antreibt. Mit Recht gilt dies Interesse für Schmuck und Ordnung, wodurch doch kein unmittelbares Lebensbedürfnis befriedigt wird, als etwas, was den Menschen vom Tiere unterscheidet. Gewissen Tieren ist zwar der ihnen von Menschen angelegte Schmuck keineswegs gleichgültig, aber sich selbst schmückt kein Tier. Hingegen findet sich am Menschen die Neigung zum Schmuck von seinem ersten Auftreten an, schon in der sogenannten Rentierperiode, wo alle Werkzeuge aus unvollkommen behauenen Steinen (Feuersteinen) oder gespal-

---

[1]) *Lazarus*, Über den Ursprung der Sitten. 1867. S. 34 u. Die Ideen in der Geschichte S. 76.

[2]) *Klemm* a. a. O. I, 292.

tenen Knochen bestehen, ist ein gewisses Streben nach Glättung und Verzierung derselben nicht zu verkennen, ja es beginnt hier bereits ein gewisser Luxus in der Anfertigung von Schmucksachen aus durchbohrten Kugeln, Scheiben u. dgl. Aus der Auffindung von Ocker und den Spuren eines Schabinstrumentes hat man geschlossen, dafs der Mensch in jener frühen Zeit sich bereits bemalt hat.[1]) Übrigens ist dieser Trieb, den eignen Leib zu bemalen, nicht nur dem Streben nach, sondern auch zuweilen dem Erfolg nach ein Trieb, ihn zu verschönern, wie späterhin noch ausführlicher darzutun ist.[2]) „Was den Menschen reizen konnte, seinen Körper nicht im unveränderten Zustande zu belassen, das war der Wunsch der Kennzeichnung der Individualität. Es liegt darin der Ausdruck dessen, was sich im Innern des Menschen in geheimnisvoller Weise vollzog: des Übergangs zum Selbstbewufstsein, der Erhebung des Denkens zum Ich, wenn auch noch lange ein Wort dafür fehlte. Dabei ist indes stets zu bedenken, dafs vor und neben diesem Bestreben nach persönlicher Eigenart, der Wunsch lebendig ist, die Zugehörigkeit zu einer menschlichen Gruppe hervorzuheben. Der Offizier, der die Uniform anlegt und der Student, der Band und Mütze spazieren führt, schöpfen beide ihr Hochgefühl nicht nur aus dem Bewufstsein persönlicher Tüchtigkeit, sondern vor allem aus dem der Zugehörigkeit zu einer angesehenen oder gefürchteten Gruppe. (*Schurtz* 382.)

Der Schmuck gehört zu jedem wilden Krieger, so gut wie die Waffe. Und hat doch diese Verbindung eine so tiefe psychologische Begründung in der Erregung des Selbstgefühls und Mutes durch äufsern Glanz, dafs sie durch die ganze Menschheit bis in die Spitzen der Zivilisation sich erstreckt. (*Ratzel* I. 67.)

Ferner sucht der Mensch sein Gepräge seiner ganzen Umgebung, den Sachen und Personen aufzudrücken. Davon legen z. B. die chinesischen Gärten Zeugnis ab. Einem jeden Ast, oft einem jeden Blatt am Baume wird auf mühsame Weise seine Richtung angewiesen; beständig arbeiten die Gärtner, dem Baume eine bestimmte Form zu geben. Das Hervorbringen der gröfsten Farbenkontraste ist Zweck der chineschen Blumengärtnerei; kuriose Formen, Monstrositäten, möglichst grofse oder kleine Ge-

---

[1]) *H. v. Hellwald*, Kulturgeschichte, 16.

[2]) *Klemm* a. a. O. IV, 284.

stalt ist das Ziel.[1]) Wen erinnert dies nicht an die künstlichen Formen der französischen Gärtnerei des vorigen Jahrhunderts? Und wie wir darüber jetzt lächeln, wird vielleicht auch einmal die jetzige Teppigbeetkultur und die ängstlich gewahrte Symmetrie der Spalierbäume belächelt werden. Aber gerade das, was einem gebildeteren Geschmacke als zwangvoll, unfrei mifsfällt, nämlich ‚das Gemachte', eben das gefällt einem Geschmack, der weniger nach ästhetischen Rücksichten als nach den Eingebungen des Selbstgefühls urteilt. Ja in rein ästhetische Beurteilungen von Kunstwerken mischt sich zuweilen ein gewisses Kraftgefühl wenn z. B. an einem Bauwerk die Übermacht des menschlichen Geistes bewundert wird, der selbst dem widerspenstigen Granit seine Regel und Gesetz aufprägt. Je weiter diese Herrschaft des Geistes über die spröde, schwerfällige Masse reicht, desto gröfser die Bewunderung.

Ist es nun schon eine gewisse Unbilligkeit, wenn der Natur das Gepräge des menschlichen Willens mit Gewalt gegeben wird, so macht sich das Streben vielfach geradezu als Härte geltend, wo der Mensch die ihn umgebenden Personen nach seinem Willen zu bestimmen sucht. Das Recht des Stärkern, die Herrschaft des Mannes über das Weib, die ausgedehnteste väterliche Gewalt, die schrankenlose Willkür des Siegers gegen den Besiegten, des Herrn gegen den Sklaven sind Grundzüge der frühesten menschlichen Gesellungen. Darum scheint auch nach allen ethnographischen und sittengeschichtlichen Erfahrungen die Lust an List und Lüge gröfser zu sein als an der Wahrhaftigkeit, weil . . . eine Macht und Herrschaft über den Getäuschten sich hier zur Geltung bringt.[2]) Der Mensch gilt in seinen Augen und in denen anderer oft nur so viel, als er vermag; je sichtlicher seine Herrschaft über andere ist, je mehr er überall seinen Willen als mafsgebend erblickt, um so höher steigt sein Selbstgefühl.[3]) Darum befehlen schwache Herrscher zuweilen etwas, nur um wieder einmal das Vergnügen zu haben, ihre Macht zu sehen und sehen zu lassen. So ist es auf vielen Inseln Ozeaniens Sitte, dafs der neue Herrscher anordnet, dafs gewisse Dinge von nun ab mit

---

[1]) *Klemm* a. O. VI, 36 und *Fechner*'s Zentralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie 1853. S. 1022.

[2]) *Lazarus* a. a. O. 31.

[3]) Wie dieses Selbstgefühl in Ehrgefühl übergeht s. *Lazarus*, Leben der Seele I. Ehre und Ruhm.



einem neuen Namen zu nennen sind. So scheinen auch Haustiere zuerst mehr bloſse Spielerei gewesen zu sein. Das Streben, ein Echo unseres Daseins in den mitlebenden Geschöpfen zu wecken, ist uns allen eigen. Von den Indianern wird erzählt, sie haben mancherlei Haustiere, aber sie schlachten sie nicht, essen ihr Fleisch nicht, nicht einmal die Eier der Hühner, haben überhaupt keinen Nutzen davon, aber der einsilbige Hausvater belustigt sich schweigend mit gezähmten Affen und Aras. Die Mutter und Kinder sind stundenlang bemüht, dem Papagei ihr Geplauder einzulernen. Den Kleinen sind die Haustiere die liebsten Spielgefährten. (*Schurtz* 258.)

Etwas anders gewendet ist das Streben, sich in der Auſsenwelt dargestellt zu sehen, der Trieb, Propaganda für seine Meinung zu machen. Dieser Trieb, der den Menschen zur Mitteilung seiner Erfahrungen, Erfindungen, der gefundenen Wahrheiten drängt, ist eine der gröſsten Wohltaten für die Menschheit gewesen; aber auch eine der schlimmsten Geiſseln. Büreaukratie, Folter, Scheiterhaufen sind nur Betätigungen jenes Strebens. In der Wissenschaft hat der Trieb nach Einheit geherrscht und alles nach Einem Princip, nach Einer Methode erklären wollen. In der Religion macht sich derselbe als Monismus geltend, der selbst da sich einstellt, wo er durch einen ursprünglichen, schroffen Dualismus vollkommen ausgeschlossen scheint.[1])

Wo nun aber das Bestreben des Menschen, die Natur mit seinem eigenen Willen und Wesen in Einklang zu setzen, an der starren Unveränderlichkeit der Natur scheiterte, machte es sich in der Weise geltend, daſs der Mensch sich selbst mit der ihm nützlichen Natur in Einklang zu setzen und sich von der ihm

[1]) So ist die Religion der Parsis ein ursprünglicher Dualismus, aber eine spätere Spekulation war bemüht, die beiden Prinzipien Ahura-mazda und Angromainyus als Emanationen aus einer Monas Zrvâna akarana (unendliche Zeit) darzustellen, vgl. *Spiegel*, Die Lehre von der unendlichen Zeit bei den Parsen in der Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft. 1851. V, S. 221. — Ebenso scheint die alte chinesische Lehre die beiden Prinzipien Yang und Yn dualistisch einander entgegengesetzt zu haben, etwa wie aktiv und passiv, Kraft und Stoff, Himmel und Erde. Aber als ein besonderes Verdienst Tschuhis des Philosophen wird es gerühmt, den Dualismus zu einem Monismus gestaltet zu haben, indem als Urgrund eine Indifferenz jener beiden Prinzipien angenommen ward. S. *Wuttke*, Geschichte des Heidentums II, 1853. S. 11 ff. — Ebendahin gehört auch die Lehre von der ägyptischen Viereinheit. Siehe *Röth*, Geschichte der abendländischen Philosophie. 1846. I, 133 ff.

schädlichen oder verächtlichen zu unterscheiden suchte. So geben gewisse Stämme in Afrika als Grund, warum sie sich die obern Zähne ausschlagen, an: wir wollen nicht dem Zebra gleichen, welches oben und unten Zähne hat und niemand nützt, wir wollen dem Ochsen gleichen, der uns unentbehrlich ist. Und viele Abbildungen der Haartouren beweisen, wie bemüht man war, dem Ochsen sich gleich zu machen. Die Kamtschadalen wollen den concubitus wie die Fische verrichten, von denen sie den gröfsten Nutzen hätten.[1]) Einige Stämme der Indianer haben die Sitte, dafs sich die, welche miteinander reden, nicht ansehen, sondern den Rücken zukehren. Sie sagen: „Die Hunde sehen sich an, aber das ziemt nicht den Arowaken.“[2]) Auf dem malayischen Archipel schämt man sich, wenn man weifse Zähne hat wie ein Hund, sie werden gefärbt. Die Indianer in Paraguay reifsen Augenbrauen und Wimpern aus, um nicht den Pferden zu gleichen.[3]) Bei vielen Indianerstämmen werden die Köpfe der Neugeborenen in die Form des Wappentieres, so gut es geht, umgemodelt. Man will auch äufserlich dem vom Stamm bevorzugten Geschöpf gleichen.[4])

Erweiterung des Ich.

Das Ich in der Aufsenwelt darstellen bewirkt unmittelbar ein Erweitern und Vergröfsern des Ich. Das Erweitern des Ich hat indes auch noch andre psychologische Gründe, welche zusammenhängen mit der Lehre von der Projektion und Lokalisierung der Empfindungen. Diese Lehre erklärte es, warum wir z. B. bei einer uns „handlich“ gewordenen Sonde mit deren Spitze zu tasten glauben und nicht mit der Hautstelle, in welcher wir das Instrument halten. Betasten wir einen Gegenstand mit einem Stabe, so projizieren wir die Tastqualität vor das Ende des Stabes, wir glauben mit der Spitze der Feder die Glätte oder Rauheit des Papiers zu fühlen, der Fechter empfindet den Stofs an der Spitze des Degens. *Lotze* und andere haben weiter ausgeführt, wie hohe Hüte, wallende Gewänder, hohe Hacken, der Amtstock, Perücke u. s. w. unser Selbst gleichsam dadurch erweitern, dafs

---

1) *Klemm* II, 329.
2) *Klemm* II, 91 und *Waitz*, 367.
3) *Darwin*, Abstammung des Menschen II, 298 u. 306.
4) *Ranke*, Der Mensch I, 173.

jene Anhängsel das Gefühl einer Vergröfserung des eignen Leibes und damit des eignen Ich zur Folge haben.[1]) So trifft man z. B. den Spazierstock in Millionen verschiedenen Gestalten wohl unter allen Völkern.[2]) Diese Betrachtungen führen wieder dazu, wie das Selbstgefühl durch Anlegen von Kleidung und Schmucksachen erhöht werden mufs, ebenso das des Reiters, wenn er zu Pferde steigt, und des Kriegers, wenn er die Waffen ergreift.

Im weitern Sinne spricht *Volkmann* sogar von einer Projektion bestimmter Gefühle nach aufsen. Ist nämlich die Vorstellung eines bestimmten Aufsendinges mit Vorstellungsmassen beständig verschmolzen, die selbst wieder Träger heftiger und weitverzweigter Gefühle sind, so entsteht der Schein, als knüpfte sich das Gesamtgefühl unmittelbar an die Wahrnehmung des Gegenstandes, und als wäre es eine Eigenschaft des Dinges selbst, das Gefühl zu erregen. Auf diese Weise projiziert sich dem Soldaten ein grofser und wertvoller Teil seines Selbstgefühls auf die Fahne, unter der er gefochten, auf das Schwert, das er geführt, so dafs die Objekte für ihn einen ganz spezifischen, individuellen Wert annehmen,[3]) und auch wohl besondere Namen, ja Ehrentitel erhalten. Aber eben darum wird der betreffende Gegenstand selbst wieder in gewisser Weise zu dem eignen Ich gerechnet.

Dasselbe gilt auch von den Personen, welche wir als die Unsern ansehen, in denen, wie bereits hervorgehoben, wir uns geehrt und gekränkt fühlen, und welche schon durch den Umstand, dafs sie zu uns gehören, unser Selbstgefühl erhöhen, indem das Ich selbst dadurch erweitert wird. Darum fühlt sich der Familienvater in seinem Selbstgefühl gekräftigt durch den Hinblick auf die Familienglieder, den Lehrer erhebt der Gedanke an die Schüler, den Protektor der an die Klienten,[4]) den Herrscher der an seine Untertanen. Den Sinn, warum Davids Volkszählung strafwürdig war, hat *Klopstock* gewifs getroffen, wenn er einen aus dem

---

[1]) *Lotze*, Mikrokosmus, 1869, II, S. 208 ff. und *Fischer*, Die Lokalisation der Empfindungen als wohltätige und angenehme Sinnestäuschung und als Mittel, das Selbstgefühl zu erweitern. In der Zeitschrift für exakte Philosophie Bd. XVI, S. 273. Der Schah von Persien wirft den Europäern, welche mit Messer und Gabel essen, vor, sie wüfsten nicht, dafs der Geschmack schon in den Fingerspitzen anfange. *O. Flügel*, Über das Selbstgefühl.

[2]) *Joest*, Allerlei Spielzeug. Internationales Archiv für Ethnographie VI. 1893.

[3]) *Volkmann v. Volkmar* a. a. O. II, § 129.

[4]) *Volkmann v. Volkmar* a. a. O. II, § 135.



Volk also reden läfst: „Wie viel wir sind? das heifst, wie grofs er (der König) ist.“[1]) Die Schmeichelei, die wir Byzantinismus nennen, beruht hierauf. *Seneca* bemerkt, was die Fürsten tun, scheinen sie andern zu befehlen — das bezeichnet auch der Häuptling *Setscheli* gegen *Livingstone* als eine schon in Verfall geratene Sitte der Neger: wenn früher ein Häuptling die Jagd liebte, erwarben sich seine Leute Hunde und begannen auch zu jagen. Liebte er Musik und Tanz, so neigten sie alle diesem Vergnügen zu; liebte er das Bier, so schwelgten sie alle. Der Fürst sieht so überall sein vergröfsertes Ich. Weil die andern vielfach nur als Hintergrund dienen, um unser eignes Bild zu heben, als Staffel, um uns zu erhöhen, darum kann sich der Grieche kein Glück denken, um welches er nicht von recht vielen beneidet wird. Darum gehört zum Helden ein Sänger, der die Heldentaten weithin verkündet. Nach *Pindar* (Pyth. IV, 187; Nem. III, 18; IV, 1) ist der Ruhm der Mühe Lohn. Die Tugend wächst, wenn sie von den Worten der Weisen, wie der Baum, wenn er vom Tau befruchtet wird. Bleiben die Taten unbesungen, so verschwinden sie nach dem Tode. Ungerühmte Tugend ist begraben. (*Horat. Od.* IV, 9.) Ossians Held Caibar findet erst Ruhe im Grabe, nachdem sich ein Barde gefunden, der seine Taten besingt. Deswegen begleitete die ägyptischen Könige immer der Schreiber, der genau alles, was der König tat, was er opferte, wieviel Jagdtiere er erlegte u. s. w. aufzeichnete. Darum der Wert, der auf Ahnenreihen gelegt wird, auf Abstammung oder Verwandtschaft mit Heroen und deren Kultus.

Endlich hängt damit zusammen die Erhöhung des Selbstgefühls durch die Verbindung, in welcher man sich mit der Gottheit dachte. Hier bekommt die Vorstellung des eignen Ich noch einen besondern Halt und eine Verstärkung durch Anlehnung an dasjenige, was als das Höchste gilt, mag die Anlehnung des eignen Ich an das Göttliche noch so lose sein. *M. Müller* berichtet von einem samojedischen Weibe, ihre ganze Religion bestehe darin, dafs sie jeden Abend und Morgen aus ihrem Zelte trete, sich vor der Sonne verneige und sage: Wenn du dich erhebst, erhebe auch ich mich. Wenn du niedersinkst, begebe auch ich mich zur Ruhe. *Müller* fügt ganz treffend hinzu: „uns scheint es dürftig und nichtssagend, aber nicht ihr, denn es hob die Ge-

---

[1]) David. Ein Trauerspiel von *Klopstock*.



danken des alten Weibes wenigstens zweimal am Tage von der Erde zum Himmel, es gab ihr eine Ahnung, dafs ihr kleines Leben mit einem weitern und höhern Leben verknüpft sei, es gab der täglichen Runde ihres kümmerlichen Lebens denn doch einen heiligen Schein und eine tiefere Bedeutung. Auch war sie offenbar stolz auf ihre Frömmigkeit, denn sie fügte voll Bedauerns hinzu: dafs es auch unter ihnen rohe Wilde gäbe, welche nie ein Gebet zu Gott emporsendeten."[1])

Auf die mannigfachste Weise drücken die Völker ihre Verwandtschaft und Abstammung von der Gottheit aus. Als geringstes Mafs des Teilhabens an Gott mag es gelten, wenn von den Jurukaren geglaubt wird, Gott habe die Menschen aus dem Nagel seiner Zehe gebildet;[2]) sehr abgeschmackt scheint uns die Sage der Babylonier, der Gott Belus habe seinen Kopf abgeschnitten, die anderen Götter mischten das herausströmende Blut mit Erde und formten daraus die Menschen, wodurch diese verständig wurden und teil hatten an göttlicher Einsicht. Wir eignen uns hier abermals die Worte *M. Müllers* an: „Was in diesen Legenden wahrhaft bedeutend ist, ist die mehr oder minder klar ausgesprochene Überzeugung, dafs der Mensch teil habe am göttlichen Geiste. Die Art und Weise, wie dieser Gedanke ausgedrückt wird, mag uns ungeheuerlich, ja widerwärtig vorkommen, aber wir dürfen nicht vergessen, dafs das hebräische Gleichnis, dafs Gott dem Menschen den lebendigen Odem in seine Nase bliefs, doch auch nur ein schwacher Versuch ist, dieselbe Idee auszudrücken, eine Idee von solcher Erhabenheit und Hoheit, dafs keine Sprache sie je in ihrer ganzen Reinheit und Fülle ausdrücken kann,[3]) die Idee, wir sind göttlichen Geschlechts."

Ist die Abstammung das eine Band, wodurch das menschliche Ich sich gebunden fühlt an das göttliche Wesen, so sind fast allen Völkern noch besondere Anstalten eigen, wodurch sie hoffen, in unmittelbare Berührung und Gemeinschaft mit der Gottheit zu gelangen. Es gehören hierher das Schamanentum, alle die Mittel, Räucherungen, Fasten, Selbstpeinigungen u. s. w., wodurch man sich in den Zustand der Entzückung und damit in unmittelbare Verbindung mit dem göttlichen Wesen setzt. In Mexiko

---

[1]) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 1876. S. 179

[2]) *Ebrard*, Apologetik, 1875. II, 408.

[3]) A. a. O. S. 48.

gab es ein grofses Fest des Huitzilpochtli, wobei ein Bild des Gottes aus den Samenkörnern einer Pflanze und dem Blute geopferter Kinder gemacht wurde. Am Ende des Festes durchbohrte der Priester das Bild mit einem Pfeile, der König afs das Herz, und der übrige Teil des Bildes, genannt „das Brot unseres Lebens"[1]) wurde unter die Anwesenden verteilt und von ihnen genossen. Hier bedarf es, wie *Wundt* bemerkt, nur eines Schrittes, um das Symbol zu vergessen und die Vorstellung hervorzurufen, dafs der König und die Gemeinde den Leib ihres Gottes verzehren.[2]) *Twesten* beschreibt eine Feier mit ähnlichem Sinne bei den Parsen. Zum Andenken an den göttlich verehrten Stifter der Zendreligion Zoroaster trinkt der Priester den heiligen Homasaft aus einem Kelche und ifst von dem geweihten Brote. Was er dabei geniefst, galt als Leib und Blut des Propheten: „Ich, spricht sein Geist, ich bin der Hom, welcher den Tod entfernt, wer mich isset, indem er mit Inbrunst zu mir redet und demütiges Gebet opfert, der erhält von mir alles in der Welt.[3]) Die Ähnlichkeit mit dem christlichen Abendmahl fiel bereits dem *Justinus martyr* auf, er meinte, die bösen Dämonen wollten die heilige Handlung verspotten.

Dafs hier die Aneignung des Göttlichen durch Essen und Trinken geschieht, ist sehr natürlich, wenn man bedenkt, dafs ja der Leib ganz wesentlich als zugehöriger Bestandteil zum Ich gerechnet wurde. Darum fressen einige Völkerschaften ihre verstorbenen Verwandten auf, um sie sich anzueignen. Darum ist dort, wo der Glaube an Seelenwanderung herrschte, z. B. in Indien und bei den Pythagoreern der Fleischgenufs verboten, weil man durch das Essen sich das Wesen anderer aneignen könnte. Und wenn doch auch in Indien, bei den Pythagoreern und in den dionysischen Feiern bei gewissen Festen gerade das sonst verbotene Fleisch und zwar roh genossen ward, so geschah das wohl aus eben dem Grunde, sich etwas Höheres anzueignen.[4])

Dieses Mittel indes, das Selbstgefühl dadurch zu erhöhen, dafs man das Ich an ein andres Ich anlehnt, ist dem Selbstgefühl auch wieder sehr gefährlich; ein derartiges Sichbeziehen auf ein andres Ich, zumal wenn dasselbe an sich schon unser Ich beträcht-

[1]) *Waitz* IV, 161.

[2]) *Wundt*, Vorlesungen über Menschen- und Tierseelen. II, 262.

[3]) *Twesten*. Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter. Herausgegeben von *Lazarus*. 457.

[4]) *Röth* a. a. O. II, 599.



lich überragt, pflegt in der Regel in eine Verminderung des Selbstgefühls umzuschlagen. Der Bruder des berühmten Mannes bleibt, um mit *Herbart* zu reden, immer nur der Bruder, ist immer nur etwas in den Augen der Welt durch den berühmten Mann, aber nicht durch sich selbst. Man mag streiten, ob Hochmut oder Demut in der beständig wiederkehrenden Formel der persischen Könige liegt, welche sich in allen Inschriften Könige von Ahuramazdas Gnaden nennen. Es liegt wohl beides darin. Dieses Sichanlehnen, sein Ich beziehen auf etwas Höheres, pflegt übrigens den natürlichen Egoismus des Ich zu brechen, so daſs letzteres nicht mehr überall sich selbst zum Mittelpunkt macht und denkt, auf welchen alles andre bezogen wird, und nach welchem sich die ganze Umgebung richten soll. Das Ich findet sich auf dieser Stufe nicht mehr bloſs im Wollen und Handeln, als vielmehr im Sich-hingeben, Sich-anschlieſsen, so in der Liebe und der Frömmigkeit.[1] „Es gibt für die Helden der Welt, für einen Karl XII., Napoleon Augenblicke, die über ihre Laufbahn und ihren Ruhm entscheiden, es ist der, wo sie sich plötzlich ihrer Kraft bewuſst werden. Auch die Helden Gottes haben solche Augenblicke, doch ganz andrer Art: wenn sie ihre Ohnmacht, ihr Nichts erkennen, dann erhalten sie Kraft von oben.“[2] Die Kraft des Handelns wird dadurch nicht geschwächt, aber das Bewuſstwerden dieser Kraft ist ein andres.

Zugleich führt das Sich-anlehnen an andere zu einem Absehen von sich selbst, wenigstens von gewissen Bestimmtheiten des eignen Ich, es kann dadurch der Prozeſs eingeleitet werden, welcher das abstrakte, reine Ich hervortreten läſst.

Das abstrakte Ich.

Wir haben verschiedene Bestandteile des Ich kennen gelernt, es gehört dazu der eigne Leib, die Umgebung, die Gedanken, Gefühle und besonders das Wollen. Aber sehr bald kommt die Erwägung und fragt, könnte nicht dieses alles ganz anders sein? Was wäre ich unter ganz andern Lebensverhältnissen, bei einer ganz andern Entwicklung? Das Ich löst sich allmählich los von

---

[1]) Mit richtigem Gefühle pflegen die Dichter erst ihre Helden hoch zu heben im Glanze des Tuns, Besitzens, Schaffens: dann ihn fallen zu lassen; beides, damit er zu sich selbst komme. *Herbart*, *Hartenstein* VI, 249, *Kehrbach* VI, 183.

[2]) *Merle d'Aubigné*, Geschichte der Reformation. II, 326.

gewissen Äufserlichkeiten, lernt es wenigstens, sich selbst vorzustellen auch in ganz veränderten Umständen, weifs, dafs die eigne Persönlichkeit auch dann noch bestehen würde.

Zunächst drängt es sich auch dem ungebildetsten Bewufstsein auf, dafs gewisse Äufserlichkeiten für den Bestand des Ich nicht wesentlich sind, wie Aufenthalt, Kleidung, ja gewisse Glieder des Leibes. Ebenso können Vorstellungen, Gedanken, Gefühle, Wünsche kommen und gehen, ohne dafs das eigentliche Ich ein andres würde. Ja nach den heftigsten Affekten, denen rückständige Völker verhältnismäfsig häufig ausgesetzt sind, kommt der Mensch wieder zu sich selbst. Im Zustande des Affektes ist das Ich gewissermafsen nicht bei sich. Der Affekt, welcher ohne, vielleicht gegen den eignen Willen entsteht, wird dem eignen Ich nicht zugerechnet, darum wird auch vielfach nicht bestraft, was im Affekt oder Rausch getan ist; meist gelten die häufigen Paroxismen für Äufserungen eines fremden Ich, eines Dämon, der Mensch wird als besessen angesehen. Dies deutet darauf hin, dafs immer mehr der Wille für den Kern der Persönlichkeit gilt; was ohne oder gegen den Willen von einem Menschen begangen wird, ist also diesem bestimmten Individuum nicht zugehörig, ist seinem Ich zufällig. Ebenso ergeht es meist auch den Träumen, welche als Eingebungen, also als fremde Einflüsse betrachtet werden.

Aber selbst der Kern der Persönlichkeit, der feste Wille spaltet sich in zwei Teile. Es ist oben auf die weit verbreitete Beichte hingewiesen. Die Beichte gründet sich auf die Reue. Mag nun die Reue von der Klugheit oder dem Gewissen ausgehen, mag man seine Torheit, sein Ungeschick bei einem entgangenen Vorteile, oder eigentliche Sünden bereuen, immer spaltet sich das Ich in zwei Teile; der eine klagt den andern an; „jeder, nachdem er sich übereilt hat, vollends der Reuige, der Büfsende, indem er Vergebung der Sünden bittet, möchte gern von den individuellen Zügen seiner Persönlichkeit abstrahieren, die ihn als einen Toren oder einen Sünder bezeichnen; wie er einen Kern seines wahren Wesens annimmt, aus welchem bald das Bessere hervortreten soll.“[1]) Indem der Sünder wünscht: hätte

---

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* V, 271, bei *Kehrbach* V, 240. Diese Erscheinung der innern Entzweiung wird oft geradezu auf zwei verschiedene Seelen zurückgeführt, z. B. von mehreren Indianerstämmen, welche sich eine gute und eine böse Seele zuschreiben, davon die erste nach dem Tode in ein warmes, die andre in ein kaltes Land kommt. (*Waitz* III, 194.)



ich dies doch nicht getan, setzt er auch voraus, dafs er selbst, sein Ich, sein würde, was er ist, auch wenn er die bereute Tat nicht getan hätte, dafs jene Tat sich also von dem Ich selbst gewissermafsen loslösen läfst. Wird nun auf irgend eine Weise die Schuld dem Menschen abgenommen, und er selbst schlägt ein andres dem bisherigen Betragen entgegengesetztes ein, dann kommt er über die Reue hinweg, ist gewissermafsen ein neuer Mensch geworden und in anderm Sinne doch auch der alte geblieben. Das Ich hat sich gereinigt auch von solchen Zügen, welche früher in demselben, nämlich in dem eignen Willen gegründet waren. Um nun leichter über die eigne Schuld hinwegzukommen, d. h. um sie leichter als etwas ansehen zu dürfen, was nicht mehr dem eignen Ich zur Last fällt, gibt es eigentlich zwei Mittel. Einmal ist kaum ein Volk ohne mancherlei Opfer und äufsere Büfsungen u. dgl., wodurch die eigne Schuld auf etwas anderes, ein äufseres Ding übertragen wird, z. B. auf das Opfer, auf den Sündenbock, der mit der Schuld beladen in die Wüste gejagt wird. Zum andern wird die Schuld in ihrem Ursprung entschuldigt, wird betrachtet als etwas, was nicht lediglich aus dem eignen Ich entsprungen, sondern durch Verführung, Eingebung böser Geister begangen ist, zumal, wo es sich um sehr grofse, die Kraft des Menschen scheinbar übersteigende Frevel handelt (Macbeth). So wird z. B. der Treubruch des Pandaros auf Eingebung der Athene zurückgeführt.[1]) Oder es wird die Schuld damit entschuldigt, dafs der Sünder unter dem Einflufs böser Gestirne gehandelt habe. Wir sahen bereits oben, wie bei der Entsündigung der amerikanischen Völker geltend gemacht wurde, der arme Mensch habe nicht aus freiem Willen gesündigt, sondern durch den Einflufs des Zeichens, unter welchem er geboren ist. Darauf, dafs man das Böse nicht, oder wenigstens nicht allein dem eignen Innern des Menschen entsprungen ansah, deuten auch die umständlichen Reinigungsgebräuche hin, welchen bei den Mexikanern das neugeborene Kind unterworfen wurde. Bei dem Bade, genannt Wiedergeburt oder Wasser des Herrn der Welt, was unser Leben ist, rieb die Hebamme alle Glieder

---

[1]) *Ilias* IV, 70 ff. Andere Beispiele, wo die Götter böse Gedanken eingeben. Od. IV, 261; XXIII, 222; XI, 276; XIX, 396. Ilias IX. 636, 600; Ilias 1 ff.; V, 563. Vgl. *Herbart* Encykl. § 232 bei *Hartenstein* II, 340, bei *Kehrbach* IX, 305.

des Kindes mit den Worten: wo bist du Böses, in welchem Gliede steckst du, entferne dich von diesem Kinde.[1])

Bei den Hindus wird in einem Versöhnungsliede aus den Veden an Varuna geltend gemacht (R. V. VII, 86):

> Erlasse uns die väterlichen Fehler,
> Und die wir selbst mit eigner Hand begangen:
> Entlaſs, o König, diesen Sänger freundlich,
> Wie einen Dieb, ja wie das Kalb vom Strange.
> Nicht war es eignes Tun; ein Straucheln war es,
> Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergessen,
> Ein Älterer naht, den Jüngern zu verführen,
> Ja selbst der Schlaf beschützt uns nicht vor Übel.

Nicht eignes Tun ist wörtlich: eine Notwendigkeit. Ähnlich heiſst es in einem Liede an Agni (R. V. VII, 89):

> Durch Schwachheit, kräftiger lichter Gott,
> Betrat ich den verkehrten Pfad,
> Sei gnädig, Starker, gnädig uns.
> Durst überkam den Sänger schier.
> Selbst als er mitt' im Wasser stand,
> Sei gnädig, Starker, gnädig uns.
> Wenn wir dein Gesetz brechen aus Unverstand, sei gnädig.

So wird auch in einem Sündenbekenntnisse des Zend-Avesta gesagt: „Alle guten Gedanken, Worte und Werke sind mit Wissen getan, alle schlechten Gedanken, Worte und Werke sind nicht mit Wissen getan.“[2]) Sogar Angromainyus wird in gewisser Weise entschuldigt: während Ahura-mazda vermöge seiner Allwissenheit alle seine Handlungen voraus weiſs und darnach einrichtet, weiſs jener die Folgen seiner Handlungen erst, nachdem er gehandelt hat. Das Böse scheint also auch hier auf einer Verblendung und Übereilung zu beruhen.

Von den alten Ägyptern berichtet *Porphyrius*: bei feierlichen Leichenbegängnissen wurden, ehe man zur Einbalsamierung schritt, die Eingeweide des Verstorbenen in ein besonderes Gefäſs gelegt und darin dem allsehenden Sonnengotte emporgehalten; nun sagt der Priester im Namen des Toten:

---

[1]) *Waitz* IV, 307 und *Wuttke* a. a. O. I, 265. Über ähnliche Gebräuche bei den Germanen s. *Simrock* a. a. O. 591, bei den Dajaken auf Borneo s. Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde von *R. Kiepert*. Braunschweig 1882, Bd. 42, S. 27.

[2]) *Spiegel* a. a. O. III, S. 19.



Nichts Heilloses habe ich vollbracht;
Habe ich aber im Leben gesündigt, essend oder trinkend, was nicht recht war,
so habe ich nicht durch mich gesündigt, sondern durch dieses da (nämlich die Eingeweide).

Solches sagend, schliefst *Porphyrius*, warf der Priester das Gefäfs in den Strom. Die letzte Zeile hat *Rosellini* direkt aus den Hieroglyphen so übersetzt:

Die Gerechtigkeit seinem Geiste!
Seine Missetat dem Bauche![1])

Ähnliche Entschuldigungen sind allen Völkern mit Ausnahme des altisraelitischen gemein. Daher auch die grofse Selbstgerechtigkeit, welche sich durchschnittlich überall findet, z. B. auf den Grabinschriften der persischen und ägyptischen Könige.

Als Ergebnis aber müssen alle Schuldgefühle, wie alle Entschuldigungen und Sühnungen der Sünde herbeiführen, dafs der Mensch selbst auf niedern Stufen der Kultur gar vieles in seinem Innern dem eigentlichen Ich für zufällig ansehen lernt, natürlich zunächst das, was er als ohne seinen Willen geschehen betrachtet.

Bekanntlich kann nun auch das, was anfänglich mit Absicht, vielleicht unter grofser Selbstüberwindung getan ward, durch häufige Übung und Gewöhnung allmählich wieder den Charakter von etwas Willenlosem bekommen, worin das Ich etwas ihm weniger Eigentümliches erblickt. Alle mechanisch geübten Fertigkeiten gehören hieher. Die eigentliche Anstrengung des Lernens ist vorüber, die Tätigkeit wird vollzogen, ohne dafs ein besonderer Wille sich geltend macht. So hat man sich auch die Tugend in ihrer höchsten Vollendung zu denken. „Mit einer Leichtigkeit, als wenn blofs der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weifs sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns und es fällt ihr nicht mehr ein, dafs man anders handeln und empfinden könnte.“[2])

---

[1]) *Bunsen*, Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte. V, 545.

[2]) *Schiller*, Über Anmut und Würde IX, S. 357. Hierbei sei auch an eine Äufserung *Schillers* in einem Briefe an *Goethe* vom 17. August 1795 erinnert: Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es

So kann es geschehen, dafs, wenn der vollendeten Tugend, welche *Schiller* die schöne Seele nennt, ihr eignes Bild vorgehalten wird, sie es kaum wagt, sich in ihm zu erblicken. Gutes tun ist ihr so natürllch, dafs wenn ihr das Gute oder die Pflicht *in abstrakto*, zumal in der Form des Kampfes, vorgehalten wird, sie nicht recht weifs, ob sie auch darnach handelt, oder ob sie das Bild der Tugend als etwas dem eignen Ich Fremdes ansehen soll. Sehr sinnig ist diese Idee, dafs derjenige, welchem die Tugend zur andern Natur geworden ist, kaum um die eigne Tugend als Verdienst weifs, im Zend-Avesta ausgedrückt. „Es fragt Zarathustra den Ahura-mazda: wenn ein Reiner stirbt, wo weilt die Seele in der dritten Nacht? Darauf antwortete Ahura-mazda: wenn der Verlauf der dritten Nacht sich wendet zum Lichte, da geht die Seele des reinen Mannes vorwärts. Ein Wind kommt ihr entgegengeweht aus den mittägigen Gegenden, ein wohlriechender, wohlriechender als die andern Winde. Dann geht sie vorwärts, den Wind mit der Nase aufnehmend, die Seele des frommen Mannes sprechend: woher weht dieser Wind, der wohlriechendste, den ich je mit der Nase gerochen habe? In jenem Winde kommt ihm entgegen sein eignes Gesetz in Gestalt eines Mädchens, eines schönen, glänzenden, mit glänzenden Augen, mit glänzenden Armen, eines kräftigen, wohlgewachsenen, schlanken mit grofsen Brüsten und preiswürdigem Körper, eines edlen mit glänzendem Gesichte, eines fünfzehnjährigen, an Körperwuchs so schön als die schönsten Geschöpfe. Dann spricht zu dem Mädchen fragend die Seele des reinen Mannes: was für ein Mädchen bist du, was ich als das schönste der Mädchen dem Körper nach hier gesehen habe? Dann entgegnete ihm sein eignes Gesetz: ich bin, o Jüngling, dein gutes Denken, Sprechen, Handeln, dein gutes Gesetz, das eigne Gesetz deines eignen Körpers. Wer wäre in Bezug auf dich gleich an Gröfse, Güte und Schönheit, wohlriechender, siegreicher, leidloser, wie du mir vorkommst.“[1]) Nun werden die Tugenden aufgezählt, die der Fromme geübt hat. Es ist ohne Zweifel ganz dieselbe Idee, welche im Evangelium Matthäi 25, 35 ff. ausgedrückt wird: den Frommen wird gesagt: ich

---

ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur soviel Glück gemacht hat.

[1]) *Spiegel*, Avesta, die heil. Schriften der Parsen 1852. III, 187 ff.

bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset . . . . Darauf antworteten die Gerechten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? Immer derselbe Gedanke, der wahre Gerechte weiſs kaum, wie gut er ist, und schaut seine eigne Tugend anfänglich wie ein fremdes Ich an, darum weil er zur Ausübung der Tugend eines besondern Willensaktes kaum noch bedarf, das Ich aber sich selbst vorzugsweise im Wollen findet. Dasselbe gilt von dem Laster, wo es durch Gewohnheit so zur andern Natur geworden ist, daſs der Mensch kaum noch weiſs, wie schlecht er ist; wird ihm sein eignes Bild gezeigt, so ist er geneigt, dies für etwas Fremdes zu halten. Zu den Ungerechten wird gesagt: ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeist. Da sagen die Ungerechten: Herr wann hätten wir dich hungrig gesehen und hätten dich nicht gespeist? Als dem König David nach seinem Falle sein eignes Bild in dem Gleichnis von Nathan vorgehalten wird, erkennt er sich nicht. Im Zend-Avesta ist in den Handschriften gerade das ausgefallen, was der bösen Seele als ihr eignes Bild erscheint, ist aber ebenso ausführlich vorhanden gewesen, wie bei der Tugend.

Ohne Zweifel ist hier die Abstraktion des Ich schon sehr weit getrieben. Dem empirischen Ich des Individuums wird ein abstraktes Ich gegenübergestellt. Sicherlich gehört Tugend und Laster ganz wesentlich zu den Bestimmungen des Ich eines jeden Individuums, ja je mehr sie zur zweiten Natur geworden sind, um so inniger; aber freilich dem Ich, als einem abstrakten Begriffe, gehört weder Tugend noch Laster zu. Beides ist für das reine Ich zufällig, der Böse ist nicht weniger ein Ich, als der Gute. Das Ich bleibt Ich, ob ihm als nähere Bestimmung nun die Tugend oder das Laster zugeschrieben wird.

In anderer Weise wird die Vorstellung des abstrakten Ich angebahnt, wo man die Identität desselben unter ganz und gar veränderten Lebensbedingungen festhalten zu können meint, wie in dem Glauben an eine Seelenwanderung.

Unter allen Völkern ist der Glaube der sogenannten Lykanthropie verbreitet oder verbreitet gewesen, wonach gewisse Menschen sich in einen Wolf, Hund, Löwen, Ochsen, eine Katze, Kuh, Nachtigall, einen Kampfhahn, Kuckuck u. s. w. verwandeln oder von Zauberern auf eine Zeitlang verwandelt werden können.[1])

---

[1]) Über die physiologischen Bedingungen dieser Erscheinung s. *Hagen*,

Die Zauberer der verschiedensten Völker erzählen von sich, was sie als Tiger getan und wie sie ihren Blutdurst gelöscht hätten. Nach *Herodot* beschwören es die Neurer, dafs sie sich jährlich einmal in einen Wolf verwandeln. Hier ist also die Meinung, dafs das Ich das nämliche Ich bleibt, sei es in einem menschlichen oder einem tierischen Leibe, ja bei ganz verschiedenen Neigungen.

Livingstone erzählt: „Eines Tages traf ich auf einen Transport gemachter Sklaven, diese jammerten nicht, wie gewöhnlich, sondern heulten wild jubelnde Lieder: Vom Joche befreit — dies war der Sinn — werde ich frei im Sterben und dann kehre ich zurück, um euch zu peinigen und zu töten, ihr Sklavenhändler." In diesem Falle wie in zahlreichen andern, wo sich Menschen selbst den Tod geben, um als Dämonen an andern Rache zu nehmen, denen sie sonst nicht beikommen können,[1]) wird vorausgesetzt, dafs das Ich als dasselbe beharre, hier namentlich in seiner Rachgier, auch wenn die äufsern Umstände ganz andere sind, letztere gelten also für unwesentlich.

Das Eigentümliche im Glauben an die Seelenwanderung ist nun dies, dafs sie die hier ganz unbestimmt gelassenen äufsern Umstände vollständig genau bestimmt und zwar nach Mafsgabe des natürlichen Billigkeitsgefühls. Das Gesetzbuch des Manu (XI, 52 ff.) lehrt z. B., dafs der Obstdieb als Affe, der Pferdedieb als Tiger, der Salbendieb als Bisamratte u. s. w. geboren werde. Und ähnlich sind die Bestimmungen wohl bei den Ägyptern und den Pythagoreern gewesen. Es soll offenbar gehen nach dem Grundsatze: womit jemand sündigt, damit wird er bestraft. Nun liegt ja freilich die Überlegung sehr nahe, erstens dafs hier keine geeignete Strafe stattfindet und sodann, dafs jedenfalls die Strafe aufhört, Strafe zu sein, weil sie unmöglich als solche empfunden werden kann.

Über den ersten Punkt bemerkt *Herder* ganz treffend: wie leicht büfst doch der Grausame, dessen Seele in einen Tiger wandert! Der ehemalige Tiger in Menschengestalt ist jetzt ein wirklicher Tiger ohne Pflicht und Gewissen, die ihn ehemals zuweilen

---

Die Sinnestäuschungen 1837, und *Friedreich*, Über die psychische Bedeutung der Hydrophobie in dessen Magazin VII, S. 91.

[1]) S. z. B. *Bastian*, Beiträge zur vergleichenden Psychologie 1868, S. 77 und 100.



noch quälten. Jetzt schiefst er los und zerfleischt mit Durst, Hunger und Appetit aus innerem, nun erst ganz gestilltem Triebe. Das wünschte, das wollte ja der menschliche Tiger. Statt gestraft zu sein, ist er belohnt. Er ist, was er zu sein wünschte und einst in Menschengestalt sehr unvollkommen war.[1])

Wenn hier aber auch eine angemessene Strafe stattfände, würde sie doch nicht als Strafe empfunden. Denn was geht es mich (mein Ich) an, was ein Tiger tut oder leidet. Ist denn dies Tun und Leiden mein eignes, trifft es mich? Sollte dies der Fall sein, dann müfste der Tiger wissen, wer er vorher war, und für was er jetzt leidet, es müfste das Ich des Tigers und das des Menschen, der er früher war, nicht nur identisch sein, sondern auch sich als identisch unmittelbar bewufst sein. Allein dieses Wissen um die eignen frühern Wiedergeburten soll, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, fehlen, nur aus besonderer göttlicher Gnade wird es dem *Buddha* und *Pythagoras* zuteil. Wo aber dieses Wissen fehlt, da fehlt auch die Identität, welche doch zwischen dem Pferdedieb und dem Tiger obwalten müfste, wenn ersterer in letzerm die gerechte Strafe leiden sollte.

Wenn man aber bedenkt, welche furchtbaren Wirkungen seit Jahrtausenden auf unzählige Millionen von Menschen der Glaube an die Seelenwanderung ausgeübt hat, so ist dies nur erklärlich daraus, dafs hier das Ich zu abstrakt und zu gleicher Zeit wieder zu konkret gedacht wurde. Wenn ich zu jemand sage, du wirst ein Tiger, so denkt er zunächst sich als das empirische, konkrete Ich, das er eben jetzt ist; unter Tiger denkt er sich den Tiger, wie er ihn gerade in der Vorstellung kennt. In diesen Tiger denkt er sein konkretes Ich hinein, nur wird statt des Menschenleibes sein Ich mit einem Tigerleibe umkleidet sein. Nun wird freilich weiter hinzugesetzt: du mufst nicht blofs von dem Leibe absehen, sondern auch von dem Bewufstsein. Aber dieses Absehen kann in Wirklichkeit nicht vollzogen werden. Es wird eben versucht, das Ich mit sich selbst identisch und zugleich nichtidentisch zu denken, es wird verlangt eine Identität der Identität und Nicht-Identität zu denken, wenn Mensch und Tiger identisch sein und letzterm doch fehlen soll, was das menschliche Ich erst zu einem Ich macht, nämlich das Selbstbewufstsein. Weil dies unmöglich ist, so sind — so schliefsen w i r, die

---

[1]) *Herder*, Sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte VII, S. 185.

Schrecken einer Seelenwanderung eine Torheit. Anders der Hindu. Dafs jene abstrakte Identität unmöglich ist, fühlt er ebensogut, als wir, aber eben darum denkt er das Ich nicht so abstrakt, sondern denkt es als konkretes, empirisches Ich. Dieses als sein bestimmtes Ich geht in den Tiger ein; hier von dem Bewufstsein abzusehen bleibt blofses Wort, eine Vorstellung, die er nicht zu vollziehen, aber auch nicht abzuweisen vermag. In ähnlicher Weise ist jemand stolz auf die Verdienste seiner Vorfahren. Was hat mein Ich zu tun mit dem Ich meines Ahnen? müfste man sich freilich fragen. Aber in irgend einer Weise wird in Gedanken eine Identität meines Ich mit dem meines Ahnen vollzogen. Denke ich freilich jedes einzelne Glied, den Ahnen und mich, einzeln für sich scharf, so ist eine Identität unmöglich; denke ich jedoch mich und meinen Ahnen zu gleicher Zeit, so verwischen sich von beiden Gliedern die scharfen, einander ausschliefsenden Bestimmtheiten, und nun kommt in Gedankeu eine Art von Identität zu stande, die es erlaubt, Verdienste, Gedanken, Gefühle und Begierden von dem einen auf den andern zu übertragen; kein Glied wird ganz als das gedacht, was es ist, und keins wird ganz aufgegeben als das, was es ist.

Im Glauben an die Seelenwanderung ist doch noch etwas Konkretes gegeben, an welches man das abstrakt gedachte Ich anknüpfen kann, wie der Tiger oder der Affe, welchem das Ich angehören soll, aber die Vorstellung der Völker vom Ich wird noch abstrakter, so dafs es endlich als identisch mit dem Nichts gedacht wird, ohne doch im Grunde aufzuhören, noch das bestimmte Ich zu sein. Dies ist der Fall in jedem pantheisierenden Mysticismus, welcher keinem der einigermafsen philosophisch angelegten Völker fehlt.

Die Indier scheinen, wenigstens seit sie am Ganges wohnen, geborene Mystiker zu sein. Ihre philosophischen Systeme haben, was auch *Cousin* und *M. Müller* davon rühmen mögen, nur geringen spekulativen Wert. Sie haben alle die praktische Tendenz, den Menschen von seinem einzelnen Ich, der Individualität zu erlösen. Und was zumal die Sankja-Philosophie, was Buddha lehrt, was die spätern Griechen im Neuplatonismus, was der Sufismus der Mohammedaner, insbesondere der Perser, was der mittelalterliche Mysticismus, was der neuere religiöse Pantheismus lehren, läuft zuletzt, was das endliche Schicksal des Ich betrifft, ganz auf dasselbe hinaus. Das individuelle Ich soll ganz

und gar seinem Sinn und Wesen nach in dem Nichts oder einer abstrakt gedachten Gottheit aufgehen und gleichwohl dieses Aufgehen als ein Glück empfinden, also sich selbst doch nicht ganz verloren haben. Das liegt ja freilich auf der Hand, entweder geht das Ich in dem Nichts verloren und dann hört es auf zu sein und zu fühlen, oder es beharrt in irgend einer Form und ist noch der Freude fähig und dann ist es nicht Nichts. Allein es wird hier weder das eine noch das andere scharf gedacht, und dann, scheint es, läſst sich das eine sowohl als das andere festhalten.

Ebenso wie man in neuerer Zeit gestritten hat, ob die Systeme eines *Spinoza*, eines *Schelling, Hegel* u. a. gestatten, eine individuelle Unsterblichkeit anzunehmen, ebenso wird von den Gelehrten die Frage verschieden beantwortet, ob das Nirvana des Buddha ganz im nihilistischen Sinne zu verstehen sei oder nicht. Daſs das Volk unter dem Nirvana nicht eine völlige Vernichtung verstanden hat, ist gewiſs, war doch für die Gläubigen der Seelenwanderung ein endliches Zur-Ruhe-kommen in irgendwelcher Form schon ein höchst begehrenswertes Gut; ja die Ansicht, welche man in China, der Mongolei und Tartarei von Nirvana hat, mag wohl ebenso grobsinnlich sein, wie die, welche sich die meisten Mohammedaner von ihrem Paradiese bilden.[1]) Ebenso gewiſs ist es, daſs einige buddhistische Gelehrte unter

[1]) *M. Müller*, Essays. I, 1869. 251. In Japan gibt es jetzt einen reformierten Buddhismus. Ich hatte, erzählt der Amerikaner *Cook*, eine instruktive Unterredung mit dem hervorragendsten buddhistischen Priester in Kioto. Wir fanden, daſs dieser Priester unter Nirvana keineswegs das Aufhören der persönlichen Existenz oder gar des Bewuſstseins verstand. Den reformierten Buddhisten Japans ist Nirvana vielmehr der westliche Himmel und er unterscheidet sich nicht wesentlich von der Idee des Paradieses. Als *M. Müller* einst von zwei Missionaren dieses reformierten japanesischen Buddhismus gefragt wurde, ob ihre Lehren nach seinem Urteil mit dem Buddhismus übereinstimmten, gab er zur Antwort: Nein, ihr reformierten Buddhisten habt eine groſse Menge von neuen Lehren dem reinen Buddhismus zugefügt. Einige derselben sind ganz willkürlicher Art, andere nähern sich dem Christentum. Ihr habt kein völliges Recht, euch orthodoxe Nachfolger des Stifters des Buddhismus zu nennen. Man kann eure Lehren in der alten buddhistischen Literatur nicht finden. Ich teilte dem Priester von Kioto dies Urteil *M. Müllers* mit und bat ihn, sich darüber zu äuſsern. Seine einzige Antwort war: daſs in den Wäldern von Himalaya und in den heiligen Tempeln Tibets viele heilige buddhistische Bücher existierten, von denen *M. Müller* und die Gelehrten Europas nichts wüſsten. (Aus der allg. Missionszeitschrift von *Warneck* 1883. X, 378.)

dem Nirvana das völlige Auslöschen verstanden haben. Was Buddha selbst und die übrigen Mystiker betrifft, so ist es eben das ihnen Eigentümliche, das Ich scheinbar ganz abstrakt d. h. so gut als nicht-seiend, und doch unter dem Ich immer wieder etwas von dem konkreten, individuellen mit zu denken. Knüpfen sich doch auch für die, welche ganz nihilistisch über das Nirvana denken, noch Hoffnungen an Buddha selbst, welcher längst in dasselbe eingegangen ist, desgleichen werden Gebete an ihn gerichtet. Vollständig nihilistisch scheint z. B. der chinesische Gelehrte Hiuen-Tshang über das buddhistische Nirvana gedacht zu haben. Aber als er seine Todesstunde herannahen fühlte, liefs er sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilen und lud seine Freunde ein, einen heitern Abschied von dem unreinen Körper des Hiuen-Tshang zu nehmen. „Ich wünsche, sagte er, dafs alle meine Belohnungen, wenn ich deren durch meine Werke verdient habe, andern Leuten zufallen mögen. O dafs ich wiedergeboren werden möchte im Himmel der Seligen, und, aufgenommen in die Familie des Mi-le, dem Buddha der Zukunft dienen könnte, ihm, der voller Liebe und Güte ist. Wann ich wiederum auf die Erde herabsteigen werde, um neue Formen des Daseins zu durchlaufen, dann wünsche ich bei jeder neuen Geburt meine Pflichten gegen Buddha zu erfüllen und zuletzt zur höchsten und vollkommensten Einsicht zu gelangen."[1]) Er starb 664 nach Christus. Hier ist klar, das eigne Ich denkt der Sterbende noch nicht als völlig vernichtet. Es ist hier wie überall ein grofser Unterschied, ob ein Begriff in voller spekulativer Ruhe erörtert wird, oder ob sich die Hoffnung eines Sterbenden daran knüpft. Wenn auch das Ich von den Mystikern noch so sehr unter rein negativen Bestimmungen gedacht wird, pflegt es dennoch nicht als reine Negation vorgestellt zu werden. Was *Fichte* von dem reinen Ich sagte, jeder Mensch würde sich eher für ein Stück Lava auf dem Monde halten, als für ein solches Ich, gilt auch von dem abstrakten Ich der Mystiker; und trotz alledem verleitet schon das Wort Ich einen jeden, sein eignes Ich darunter zu denken. Dem abstrakten Ich geht es wie jedem allgemeinen Begriffe, jedermann erkennt die Forderung an, dafs derselbe frei

[1]) *M. Müller*, Essays. I, 1869. 230. Buddha sagt: „So lange man noch an sein eignes Ich denke, indem man spreche: ich habe Nirvana erreicht, sei noch keine endliche Erlösung gesichert." (*Wurm*, Der Buddhismus. Gütersloh 1880. S. 17.)



von allen spezifischen Differenzen gedacht werden müsse, in Wirklichkeit kann niemand dieser Forderung genügen, niemand kann einen Kreis ohne bestimmten Halbmesser oder eine Linie ohne alle Dicke denken und ebensowenig ein Ich ohne allen konkreten Inhalt, am wenigsten das eigne Ich, abgesehn von allen individuellen Zügen.

Auch der am weitesten gehende Mysticismus kommt etwa nur zu dem Gedanken:

> Fürchte nicht, so in die Welt versunken,
> dich selbst und dein Ureignes zu verlieren:
> der Weg zu dir führt eben durch das Ganze.

Theoretisch betrachtet ist hiermit die Abstraktion des Ich noch nicht weit genug getrieben; denn der Begriff des abstrakten, reinen Ich fordert, von jedem konkreten Zuge des Ich, sogar von dessen Existenz abzusehen, wobei dann sich bekanntlich kein anderer Begriff für das Ich herausstellt als die Identität des Subjekts und des Objekts. Praktisch betrachtet hat der Mysticismus in den obigen Ausdrücken die Abstraktion des Ich schon viel zu weit getrieben. In dieser Beziehung ist für das Ich am wenigsten der Gegensatz von Gut und Böse zufällig in dem Sinne, als müſste das Ich über beides hinauskommen, wie z. B. Buddha will:

> Wer Böses hat besiegt und Gutes, beider Bande abgelegt,
> Leidlosen, Lasterlosen, Guten, diesen nenn' ich Brahmana.[1]

Ebensowenig darf von der Existenz des Ich abgesehen werden, wie der Mysticismus den Worten nach fast überall gefordert hat, z. B. *Johann Scheffler* (I, 130):

> Wie selig ruht der Geist in des Geliebten Schoſs.
> Der Gott's und aller Ding' und seiner selbst steht bloſs.

Oder:

> Trage Holz auf den Altar und verbrenn mich ganz und gar,
> O du allerliebste Liebe, wenn doch nichts mehr von mir bliebe.

Freilich hat sich auch eine gesunde Religiosität im Affekt oft ähnlich ausgedrückt, z. B. Psalm 73, 25. 26. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele [d. h. mein Ich] verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Oder Paulus an die Galater 2, 20: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ Die nötige Bestimmung, welche das

---

[1]) S. bei *Bunzen*, Gott in der Geschichte II. 1858. S. 159.

dictum simpliciter sofort für ein *dictum secundum quid* nimmt, versteht sich von selbst, unter Ich ist hier, populär gesprochen, das schlechte Ich gemeint, das Ich, von dem es heifst (Römer 7, 18): „in mir, d. h. in meinem Fleische wohnet nichts Gutes." Dieses Ich soll verschwinden. Nicht Identität des menschlichen Ich mit dem göttlichen ist gemeint, sondern Übereinstimmung und innige Verbindung des erstern mit dem letztern.

Der einzelne und die Gesellschaft.

Man könnte fragen: was bildet sich eher, das Ich des Individuums oder das Wir der Gesellschaft? Bei entwickelteren Kulturzuständen ist ohne Zweifel in den allermeisten Fällen das Ich des Individuums bereits ausgebildet, ehe es bewufsterweise in die mancherlei geselligen Beziehungen eintritt und so bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke mit anderen Individuen in der Weise verschmilzt, dafs die so verbundenen Iche ein Wir bilden. Aber die eigentliche Entstehung des einzelnen Ich findet auch heute noch innerhalb der Gesellschaft zunächst der Familie statt. Hier bildet sich das Ich zugleich mit dem Wir. Noch viel mehr wird man sich die Entstehung des Ich im Leben der Naturvölker zu denken haben, als ganz und gar bedingt durch die gesellschaftlichen zunächst die Familienbeziehungen. Zuvörderst bildet sich hier ein Wir, „wir Familienglieder" und dann oder wohl richtiger zugleich damit das Ich des Kindes. Nun ist ja freilich wahr, zur Bildung eines Wir genügt noch nicht das blofse Zusammenwohnen, Zusammenleben, Zusammenwirken mehrerer Personen, auch nicht die Unterordnung unter ein Oberhaupt, sofern diese nur auf Zwang oder auf Gewohnheit beruht, es gehört vor allen dazu noch das Bewufstsein des Zusammenwirkens, das Wissen von den gemeinsamen Interessen, also ein Zusammenschmelzen der einzelnen Individuen in einem oder mehreren Punkten. Aber dieses Wissen voneinander und der gemeinsamen Absichten kann bei Menschen, die einer Familie oder einem Stamme angehören, nicht ausbleiben. Zunächst wird es das gemeinsame, von allen erstrebte Werk der Erhaltung, der Ernährung, Verteidigung u. s. w. sein, was die Familienglieder zu einem Wir verschmelzen läfst. Das Kind wird in die Familie hineingeboren, nimmt dann an ihren Arbeiten und Schicksalen teil. ‚So liegen in der Abstammung, sodann in den Bedürfnissen und Geschäften

der Menschen; in der für jeden einzelnen vorhandenen Unmöglichkeit, für sich allein jene zu befriedigen, diese auszuführen, die ersten Anfänge der Gesellschaft oder des Wir. Dazu kommen dann die Neigungen, Gewohnheiten, Sitten, der Umgang u. s. w., was die Menschen vereinigt . . . Überhaupt wieviel Gleichartiges, sich gegenseitig ergänzend Entgegenkommendes, Begegnendes, Förderndes unter einer Menge von Individuen verbreitet ist, soviel Anlafs zur Gesellung ist vorhanden, falls nur die übrigen Bedingungen des äufsern Lebens ein beharrliches Zusammenbleiben und Zusammenwirken gestatten. Man denke für die Anfänge geselliger Verbindungen an den verschiedenen Einflufs, den Ackerbau oder das Hirtenleben auf die Gesellung, wie auch gemeinsame Gefahr hat. So betrachtet, ist die gesellschaftliche Verschmelzung etwas ganz Unwillkürliches, allmählich von selbst Entstehendes, im Verlauf der Zeit sich immer wieder Reproduzierendes; ja die Kohäsion der Menschen wird um so inniger und fester sein, je weniger sich hier die Willkür einmischt, um an die Stelle des natürlich Gewordenen ein künstlich Gemachtes zu setzen."[1]) Das Wir hat demnach einen sehr verschiedenen Umfang, „von dem punktuellen eines zufälligen Zusammentreffens des Vorstellens in derselben Empfindung, Vorstellung oder demselben Gedanken, bis zu den fast alle Kreise des Ich durchdringenden Wir der Familie, ja es schliefst selbst den stärksten Antagonismus der Iche nicht aus: der Hafs stiftet sein Wir wie die Liebe."[2])

Auf der andern Seite besteht neben dem Bedürfnis der geselligen Anschliefsung auch wieder das Bestreben, sein individuelles Ich geltend zu machen und sich selbst von den Genossen zu unterscheiden. Wir sahen oben, dafs man diesem Bedürfnis oft schon durch Annehmen eines besondern Namens zu genügen sucht. „Von dem Verhältnis zwischen dem Ich und dem Wir hängt nun die moralische Bildung gröfstenteils ab. Namentlich der sogenannte Ehrtrieb, wenn er rechter Art ist, entspringt aus dem Wir. Der Stolz aber aus dem Ich. Der Hochmut aus dem Nicht-Ich."[3]) „Dem Machthaber, der sich mit seinen Untergebenen so verwachsen weifs, dafs er gewifs weifs, sein Vorstellen von ihnen

---

[1]) *Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 1844. S. 388.

[2]) *Volkmann von Volkmar* a. a. O. II, § 109.

[3]) *Herbart* bei *Hartenstein* VII, 671.

sogleich aufgenommen und wiederholt zu finden, erweitert sich das Ich zum Wir der Majestät; der Despot, dem seine Sklaven für bloſse Werkzeuge gelten, kehrt zu dem einfachen Ich zurück.[1]) Damit ist das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft, wie auch das Sittliche gestreift, und es wird nötig, hierauf etwas näher einzugehen, wenn dabei auch manches, was späterhin namentlich bei der Rechtsidee zu erläutern ist, vorausgenommen werden muſs.

Die Scheidung zwischen Individual- und Sozialpsychologie, oder zwischen Individual- und Sozialethik ist nur in abstrakto möglich. In Wirklichkeit ist das Individuum psychologisch und ethisch zunächst ganz und gar durch die Gesellschaft bedingt. *Post* stellt den individualen und sozialen Gesichtspunkt in folgender Weise einander gegenüber: „Bei genauer Betrachtung stellt sich heraus, daſs nicht das individuelle Rechtsbewuſstsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daſs vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewuſstsein ein Produkt des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewuſstsein Bewuſstsein ist, kommen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewuſstsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewuſstsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewuſstseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er sein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur unmittelbar anwenden würde. Von einem sittlichen Bewuſstsein oder einem Rechtsbewuſstsein würde man in einem isoliert aufwachsenden Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewuſstsein unter unzähligen andern Anschauungen auch mit sittlichen und Rechtsanschauungen.“[2])

Sehen wir hier zunächst ab von dem materialistischen Ausdrucke, der Mensch denke durch sein Gehirn, so ist nicht einmal das richtig: ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken.

---

[1]) *Volkmann von Volkmar* a. a. O. II, § 109.

[2]) *Post*, Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. S. 18.

Nach alledem, was wir von isoliert aufgewachsenen Menschen wissen, hat sich ihr Geistesleben nicht auf die Stufe erhoben, die wir Denken nennen. Dazu ist vielmehr die Gemeinschaft von Menschen ganz unerläſslich, schon um die fürs Denken so wichtige Sprache zu gewinnen. Darum warnt Herbart (Einl. § 159) davor, empirische Psychologie geben zu wollen, getrennt von der Geschichte des Menschengeschlechtes. „Der Mensch ist nichts auſser der Gesellschaft. Den völlig einzelnen kennen wir gar nicht, wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, daſs die Humanität ihm fehlen würde. In dem einzelnen setzt sich eine geistige Produktion fort, deren Anfang nicht in ihm liegt."

Dies gilt sogar von dem, was man die Indvidualität eines Menschen nennt, wodurch er sich von andern unterscheidet. Denn einesteils wird die Individualität jedes Menschen durch das bestimmt, was er an Eigenschaften ererbt hat, und ist insofern bedingt durch frühere Generationen, zum andern Teil beruht die Individualität auf dem, was man mit dem Namen Jugendeindrücke zusammenfaſst, ist also wiederum sozial bedingt. In dieser Hinsicht ist das Ich eines jeden ein Spiegel seiner Umgebung.[1]) Ja man muſs noch viel weiter zurückgehn. Nach einer exakten Metaphysik sind die letzten realen Wesen keine ursprünglich kraftbegabten noch aus sich heraus spontan krafterzeugenden oder kraftspinnenden Wesen. Jede Kraft ist erst ein Erzeugnis eines Zusammenseins von mehreren qualitativ einander entgegengesetzten Wesen. Jedes Wesen ist wohl ohne andre, aber keines wirkt ohne andre. Was also überhaupt geschieht, was sich uns als Natur darbietet, ist immer nur ein Erzeugnis der Wechselwirkung der letzten Elemente. Wenn man will, mag man dies schon einen sozialen Gesichtspunkt nennen. Wie alle Kraft, so sind auch die geistigen Kräfte des Menschen immer nur Ergebnisse einer Gemeinschaft von Elementen und weiterhin von andern Menschen.

Natürlich gilt dies auch von den sittlichen Kräften.

In der oben angeführten Stelle von *Post* wird gefragt: ist das individuelle Rechtsbewuſstsein Schöpfer oder Produkt des Rechtslebens? Wie hätte man sich im ersten Falle ein Individuum zu denken mit einem Rechtsbewuſstsein, abgesehen von dem sozialen Rechtsleben und gar als Schöpfer des letztern?

---

[1]) *Herbart* bei Hartenstein VI, 21; bei Kehrbach VI, 16.

[2]) *Herbart* (Hartenstein) IX, 186.

Werfen wir einen Blick auf einige Rechtslehrer, die gewissermafsen als Vertreter dieser Ansicht gelten können.

H. Grotius leitete das Recht zwar im allgemeinen ab aus dem Trieb, in einer geordneten, friedlichen Gesellschaft zu leben; und nennt dasjenige das rechtliche Eigentum, was mir die andern zugestanden haben, so dafs das Rechtsleben auch des Individuums ein Ergebnis des sozialen Lebens ist. Manche Dinge jedoch schienen dem *Grotius* so untrennbar von dem einzelnen Menschen zu sein (Leib, Leben, Glieder, Ruf, Ehre), dafs jedes Individuum schon vor aller Berührung ein ursprüngliches Recht darauf habe. Hieraus entwickelte sich die Lehre von Urrechten und Naturrechten. Es wurde versucht, das Individuum als einzeln, als isoliert, abgesehn von der menschlichen Gesellschaft aufzufassen, und so im Gegensatz zum bürgerlichen Zustand einen Naturzustand zu denken. Die Abstraktion von der Gesellschaft ging indes nicht weit genug. Man wollte den Menschen aufser aller Gesellschaft denken und fafste doch jeden einzelnen versteckterweise so auf, wie er erst durch die Gesellschaft geworden ist, und verlor nie die möglichen Beziehungen desselben zu anderen aus dem Auge. So erscheint denn das Individiuum von vornherein als ausgestattet mit gewissen unveräufserlichen Rechten auf Leben, Leib, Glieder, Genufs, und begabt mit dem Bewufstsein, ein Recht darauf zu haben.

Diese Rechte, sowie das Rechtsbewufstsein wurden verschieden begründet, die meisten beriefen sich auf den Eudämonismus: was zum Wohl des Menschen unbedingt gehöre, darauf müsse er ein unveräufserliches Recht haben. Andere leiteten die Urrechte aus der Vernunft ab, noch andere aus dem Willen Gottes, aus der ursprünglichen Integrität der menschlichen Natur vor dem Sündenfall. Welcher Abstraktion man sich hingab, um ein Individuum abgesehn von aller Gesellschaft zu denken, ersieht man recht deutlich aus der Art, wie *Kant* die Elternrechte zu begründen sucht. Dadurch, dafs die Eltern eine Person ohne deren Willen in die Welt gesetzt haben, haben sie die Persönlichkeit des Kindes verletzt. Dieses hat also ein Recht zu verlangen, dafs die Eltern die Person in ihm wieder herstellen, d. h. es erziehen. Also noch ehe das Kind vorhanden, noch ehe es eine Person ist, ist seine Persönlichkeit verletzt und hat das Recht wieder hergestellt zu werden.

Nun darf man den Naturrechtslehrern nicht die Torheit zu-



schreiben, als hätten sie gemeint, dafs tatsächlich so der einzelne Mensch erst ausgestattet mit Rechten nach freier Entschliefsung in die Gesellschaft eingetreten sei. Sie haben so gut wie wir gewufst, dafs dem isoliert aufwachsenden Menschen nicht nur Rechtsbewufstsein, sondern auch die Persönlichkeit, nämlich das Selbstbewufstsein fehlt. Sie nannten sich ja zum Teil Sozialisten, weil sie die grofse Bedeutung der Gesellschaft erkannten. Die Ausmalung des Naturzustandes, wie auch des einzelnen mit Urrechten ausgestatteten Menschen war eine blofse Abstraktion, gleichsam eine Hilfskonstruktion, um die Bedingungen des Wohles der Gesellschaft und der einzelnen zu begründen.[1])

Hier konnten nur eine bessere Ethik und bessere Psychologie helfen. Dies geschah durch *Herbart.* Nach ihm kann man wohl zugeben, dafs das Rechtsbewufstsein, wie überhaupt das sittliche Bewufstsein, ja noch mehr das Bewufstsein überhaupt, wie alles, was den Menschen geistig zum Menschen macht, ein Werk, also ein Produkt der Gesellschaft ist. Aber daraus folgt nicht, dafs es keinen absoluten Mafsstab geben könne für das, was in der Gesellschaft Recht sein soll oder überhaupt was gut und was böse ist.

Überall bilden sich Sitten und Rechtszustände ohne besonderes Nachdenken und ohne absichtliche Veranstaltungen von seiten der nach diesen Sitten lebenden Menschen. Die Not, das Bedürfnis erfordert das Zusammenleben. Und das Zusammenleben fordert gewisse Regeln, Einschränkungen, Tätigkeiten, unter denen eben ein Zusammenleben möglich ist. Allmählich erhebt sich aber der oder jener aus dem Volke zu der Frage: welchen Grund haben die von uns beobachteten Sitten und Rechte? Das geschichtlich Gewordene ist doch nirgends ganz unveränderlich, ist auch nirgends ganz das Werk eines Gesetzgebers, weicht von dem, was andere für recht halten, nicht unerheblich ab, ist für die einen drückend u. s. w., kurz: mufs das Bestehende so sein wie es ist? Wenn man es abändern kann, wie müfste es dann eingerichtet werden? Der Unterschied zwischen dem wirklichen und dem idealen Rechte macht sich geltend. Die Frage erhebt sich nach dem, was sein soll. Im allgemeinen wird darauf geantwortet: Sitte und Recht soll sich nach den Bedürfnissen richten.

---

[1]) Vgl. dazu *Thilo*, Theologisierende Staats- und Rechtslehre, S. 210 und *Geyer*, Philosophische Einleitung in die Wissenschaft vom Rechte. (3. Aufl. der *Holtzendorff*schen Encyklopädie). 1882. S. 15 ff.

Nun untscheidet man niedere und höhere Bedürfnisse. Zunächst macht sich der eudämonistische Standpunkt geltend. Er fordert, dafs Recht und Sitte zum mindesten möglichst wenig drücken und dazu helfen, die niedern, in die Augen fallenden Bedürfnisse zu befriedigen. Schon hier erhebt sich eine Verurteilung der Unordnung, und der Wert einer friedlich geordneten Gemeinschaft mufs erkannt werden.

Die höheren Bedürfnisse erfordern weiter, dafs jeder zur ruhigen Überlegung Gekommene, jeder Unparteiische nicht geradezu durch die vorhandenen Sitten und Rechte in seinem Gefühle gekränkt werde, sondern vielmehr mit Billigung und Genugtuung darauf hinblicken könne. Wie mufs eine Gesellschaft eingerichtet sein, dafs in ihr auch die höheren Bedürfnisse, nicht blofs der Kunst und der Wissenschaft, sondern die des unparteiisch Urteilenden befriedigt werden? Die Antwort ist, die Gesellschaft wird sich nach den sittlichen Ideen richten müssen. Nun fragt aber der Empirismus: Gibt es denn solche Ideen, nach denen sich die Gesellschaft richten soll? Entspringen nicht erst aus dem wirklichen Leben die Gesichtspunkte der Beurteilung? Ist es nicht ein Zirkel zu sagen: unser Rechtsbewufstsein entsteht erst in der Gesellschaft und durch diese; und nun soll sich die Gesellschaft mit ihren Einrichtungen wieder nach unsern Urteilen richten, die doch erst empirisch in der Gesellschaft gewonnen sind?

Diesen Gedanken spricht *Ihering* (Zweck im Recht II. 10) so aus: Alle sittlichen Normen und Einrichtungen haben nach meiner Überzeugung ihren letzten Grund in den praktischen Zwecken der Gesellschaft, letztere sind von einer so unwiderstehlichen zwingenden Gewalt, dafs die Menschheit nicht der geringsten sittlichen Beanlagung bedurft hätte, um alles, was sie erfordern, hervorzubringen. Die Macht des objektiv Sittlichen d. h. der in Form der drei gesellschaftlichen Imperative: Recht, Moral, Sitte verwirklichten Ordnung der Gesellschaft beruht auf einer praktischen Unentbehrlichkeit, das subjektive sittliche Gefühl ist nicht das historische Prius, sondern das Posterius der realen durch den praktischen Zweck geschaffenen Welt, und erst, wenn derselbe auf der unabhängig von ihm entstandenen Welt sich gebildet hat, und wenn er zu Kräften gekommen ist, erhebt es seine Stimme, um dasjenige, was es in der Welt gelernt hat, an der Welt zu verwerten, den Mafsstab, den es ihr auf dem Wege der unbe-

wufsten Abstraktion allgemeiner Grundsätze entlehnt hat, auf sie selber zur Anwendung zu bringen d. h. Anforderungen zu stellen, dafs sie die Prinzipien, welche sie bisher nur unvollkommen realisiert hat, vollkommen durchführe — es ist das Kind, das, wenn es herangewachsen, die Mutter nach ihren eignen Lehren meistert."

Dies kann man auch vom Standpunkt der absoluten Moral zugeben. Zunächst bildet sich die Gesellschaft und ordnet sich nach Not und den augenblicklichen Bedürfnissen, so gut es geht. Hier wird geurteilt: recht und gut ist, was diesen unsern Sitten entspricht. Nun aber ist es keineswegs so, dafs der urteilende Geist allein an die gegebenen Verhältnisse in seinem Urteil gebunden wäre; er wird seinen Mafsstab nicht lediglich den vorhandenen Zuständen entlehnen, oder von ihnen durch Abstraktion gewinnen, wie es nach *Ihering* den Anschein hat. So wenig als der Maler bei Darstellung des menschlichen Gesichts nur an das Porträtieren der Wirklichkeit gebunden ist. Des Menschen Phantasie ist sehr lebendig. Sie bleibt nicht an dem Gegebenen haften, sie kombiniert, sie abstrahiert und idealisiert; sie wird gar oft das Vorhandene verwerfen und tadeln, sich dagegen der Möglichkeit von andern Sitten und Rechten hingeben, die gelobt werden könnten.

Der menschliche Geist erwacht und bildet sich allerdings an den von aufsen gegebenen Empfindungen, aber alsdann stellen sich unter den so gewonnenen Vorstellungen Gebilde, Gefühle, Wünsche, Begriffe u. s. w. ein, die als solche nicht in der Aufsenwelt gegeben sind. So sind die gesellschaftlichen Verhältnisse zunächst die Ursache, dafs überhaupt geurteilt wird; aber das Bestehende kann sowohl gelobt als getadelt, und kann zunächst in der Phantasie so gestaltet werden, wie es sein müfste, um gebilligt zu werden. So bilden sich Mafsstäbe zur Beurteilung des Gegebenen; diese Mafsstäbe sind wohl aus den gegebenen Verhältnissen gewonnen, aber sind nicht lediglich Kopien der Wirklichkeit. Das herangewachsene Kind, um mit *Ihering* zu reden, beurteilt die Mutter nicht lediglich nach deren Lehren, sondern prüft, billigt und verwirft deren Lehren und sucht das unvollkommen realisierte zu vervollkommnen und so kann man im Bilde fortfahren: warum soll eine verständige Mutter nicht auf eine kluge Tochter hören? Warum soll sich die Wirklichkeit nicht nach den gemachten Erfahrungen und gewonnenen Idealen umändern lassen? Diese Fragen sind bei Naturvölkern und noch

mehr bei Kulturvölkern sehr frühzeitig erwacht: wie soll die Wirklichkeit gestaltet werden? Etwa nur damit sie meinem Interesse diene? oder den Interessen weniger? oder aller? Nur den vorübergehenden Interessen oder den bleibenden? Insofern entspringt die Ethik wohl aus der Erfahrung, aber ihre Vorschriften entnimmt sie nicht lediglich der Erfahrung, sie sagt nicht nur, was ist oder geschehen ist, wie die Menschen sich verhalten haben, sondern wie sie sich verhalten sollen, um dem unparteiischen Urteil, und so dem eignen höhern Bedürfnis zu genügen. Die moralischen Vorschriften sind nicht ein uns von aufsen aufgedrungener Mafsstab, sie liegen nicht in der Natur des einzelnen Menschen für sich, sondern entsprechen den Bedürfnissen der Gesellschaft und damit zugleich den höchsten Bedürfnissen des einzelnen Menschen.

Hierbei ist nicht an einen willkürlichen Mafsstab zu denken, sondern an einen Mafsstab, der sich bei der Ausbildung der Menschen von selbst ergibt.

Ein willkürlicher Mafsstab ist z. B. der Meter oder die Elle. Freilich hat man auch hier gefragt, ob es nicht einen objektiven Mafsstab, eine Normalelle gebe. So ist viel gefabelt worden von einer Nilelle, die zu den Mafsen der Pyramiden gedient habe. *Newton* meinte, eine Normalelle, gewissermafsen als göttliche Bestimmung aus den Verhältnissen des jüdischen Tempels auf 1,717 englische Fufs berechnen zu können.

Doch das ist ein vergebliches Bemühen, ein objektives Normalmafs für Zeit und Raum finden zu wollen. Diese Mafsstäbe sind wohl mehr oder weniger natürlich und bequem, aber doch im Grunde willkürlich gewählt. Nicht willkürlich aber sind die Normen in den sogenannten Normativwissenschaften: Ästhetik, Ethik und Logik. Es ist nicht willkürlich, welche Tonverhältnisse gewählt werden, um musikalisches Wohlgefallen zu erzeugen. Hier tragen die Töne beim Zusammenklingen das Wohlgefällige oder Mifsfällige in sich selbst. Der Mensch kann nicht anders, er mufs die Konsonanz wohlgefällig und Dissonanz mifsfällig finden. Freilich mufs solchem Urteil das Hören wirklicher Töne vorausgehn. Erst an der Wirklichkeit lernt der Mensch urteilen. Insofern kann man sagen, die Wirklichkeit liefert den Mafsstab der Beurteilung, aber die Wirklichkeit bietet Schönes und Häfsliches, aus der Wirklichkeit finden wir das Schöne heraus und konstruieren es nach und bilden uns die Ideale. So auch in der Logik. Es ist uns tatsächlich unmöglich, Entgegengesetztes als

einerlei zu denken. Diese Erfahrung macht der Mensch bei seinen Denkversuchen. Und so bildet sich der ideale Mafsstab für das, was richtig ist und was falsch. Der Mafsstab wird wohl aus der Wirklichkeit gewonnen, aber nicht der Wirklichkeit unmittelbar entnommen. Unsere idealen Mafsstäbe sind keine Kopien der Wirklichkeit. Nimmt man freilich die Ausdrücke Wirklichkeit und Erfahrung in einem weiteren Sinne, so sind auch die Normativ-Wissenschaften Erfahrungs-Wissenschaften. Sie beruhen auf der inneren Erfahrung, die jeder Unbefangene an sich und anderen machen kann, dafs Entgegengesetztes nicht als einerlei gedacht werden kann, dafs Harmonie gefällt, Disharmonie mifsfällt, dafs Hafs, Tücke, Gesinnungslosigkeit, Untreue getadelt und deren Gegenteile gelobt werden.

Danach wird man folgende Stelle von *Post* beurteilen können. „Die Rechtsphilosophie ist bemüht, ein dem Wesen und der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechendes Idealrecht zu konstruieren, an welchem alle wirklich bestehenden Rechte auf ihre ideale Rechtmäfsigkeit und Unrechtmäfsigkeit gemessen werden können. Ein Forscher, welcher die Rechte aller Völker der Erde übersieht, wird an der Möglichkeit der Konstruktion eines solchen Idealrechts durchaus verzweifeln. Das einzig Konstante im Rechte der Völker ist, dafs dasselbe die Grenze des Individualwillens gegen den Kollektivwillen des sozialen Organismus abgrenzt. Diese Grenze ist aber bei jeder Organisationsform eine andere. Die bestmögliche Grenze würde ein Idealrecht darstellen, jedoch die Beurteilung des Bestmöglichen liegt immer im gänzlich schwankenden subjektiven Urteil. Eine allgemeine Rechtswissenschaft kennt kein Recht, das auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen könnte. Sie kennt bei jedem Volke in jedem historischen Momente ein Naturrecht, welches den juristisch höchstgebildeten, einflufsreichen Männern dieses Volkes und dieser Zeit als das beste erscheint. Aber dieses Naturrecht bedeutet lediglich eine zeitige Stufe, welche morgen einer andern Platz macht. Ein hierüber hinausgehendes Idealrecht würde nur möglich sein, wenn wir in unserm Rechtsbewufstsein einen konstanten Mafsstab hätten, an dem wir alles messen könnten. Ist unser Rechtsbewufstsein aber, wie dies wohl zweifellos der Fall ist, seinem Inhalte nach ein soziologisches Produkt, so fehlt es an einem solchen konstanten Mafsstab durchaus.[1])

[1]) *Post*, Die Aufgabe einer allgemeinen Rechtswissenschaft. S. 3.

Post stellt sich hier das, was man den idealen Maſsstab für das Recht nennt, falsch vor. Er denkt an inhaltliche Bestimmungen, daſs man etwa der Erfahrung die Sätze entnimmt: jeder Mensch muſs so und so viel Ar Land haben, oder das Erbrecht soll so und so sein. Hier wird allerdings kein Maſsstab zu finden sein, der unter allen Umständen der beste ist. Vielmehr ist der ideale Maſsstab ein formaler: wie müssen für dies oder jenes Volk, unter diesen oder jenen Verhältnissen die Bestimmungen getroffen werden, damit der Streit vermieden, der entstandene geschlichtet, dem entstehenden vorgebeugt, der im Keim vorhandene Streit abgetan wird?

Der Grundzweck alles Rechts geht dahin, das gemeinsame Leben der Menschen zu regeln, die Freiheit des einzelnen dadurch zu gewährleisten, daſs man durch feste, unübersteigliche Schranken ihm ein Gebiet für seine Einzelperson zu ungehindertem Ausleben einzäunt, oder daſs man den Einzelwillen gegen andre und den Kollektivwillen des Ganzen abgrenzt. Alles nur verschiedene Ausdrücke für: den Streit vermeiden. Und dieses Streben liegt dem Rechte aller Völker zu Grunde; das ist der Gesichtspunkt, nach welchem man das bestehende Recht beurteilt. Je mehr sich ein Recht dem nähert, nämlich den Streit vermeiden hilft, um so vollkommener ist es, um so mehr nähert es sich einem Idealrecht.

Das ist der Maſsstab, nach dem *Post* sucht. Der Maſsstab ist ein formaler im Recht, wie überhaupt in der Moral. Wenn geboten wird: du sollst deinen Nächsten lieben, so liegt darin nicht, womit ich ihm die Liebe erweisen soll, es ist zunächst eine formale Richtschnur, den Inhalt liefert die Wirklichkeit z. B. den Hungrigen zu speisen, aber es kann auch Verhältnisse geben, wo der Arzt oder der Erzieher jemand aus Liebe hungern läſst. Das Gebot der Liebe ist insofern formal. So verlangt das Recht, den Streit zu vermeiden. Wodurch jedoch der Streit am besten vermieden wird, das richtet sich nach den Umständen. Manchen Völkern schien das Kollektiveigentum, manchen das Sondereigentum das geeignetere Mittel dazu. Die Idee der Billigkeit verlangt z. B. Dank für eine Wohltat. Aber was der geeignetste Dank in einem besonderen Falle ist, also den Inhalt der Forderung, das liefert die Wirklichkeit mit ihren beständig wechselnden Bedingungen.

Insofern hat *Post* recht: der Maſsstab für Recht und Sittlich-

keit ist kein fester dem Inhalt nach; das tut aber dem Gedanken an die Absolutheit dieses Maſsstabes keinen Eintrag.

Zunächst freilich sucht der einzelne Mensch wie die Gesellschaft die Wirklichkeit allein nach den Interessen, nach Rücksichten der Nützlichkeit zu ordnen, allmählich aber erhebt er sich auf einen höheren Standpunkt; über die Interessen siegen zuerst in der Beurteilung und dann auch in der Wirklichkeit die Ideen. Davon soll das Folgende handeln.

Über die Entwicklung der sittlichen Jdeen.

Motto:

Οὔτοι ἀπ' ἀρχῆς πάντα θεοὶ θνητοῖς ὑπέδειξαν,
ἀλλὰ χρόνῳ ζητοῦντες ἐφευρίσκουσιν ἄμεινον.
Nicht von Anfang an lehrten die Götter die Sterblichen alles,
sondern sie finden durch Suchen im Laufe der Zeiten das Bessre.

Xenophanes.

Bekanntlich pflegt man dreierlei Arten von Gefühlen zu unterscheiden. Die Gefühle des sinnlich Angenehmen und Unangenehmen, die der Lust und Unlust und die ästhetischen. Zur erstern Klasse gehören die Empfindungen des Geschmacks, des Geruchs, der Temperatur, des allgemeinen Lebensgefühls, die Reize greller Farben, gellender und weicher Töne u. a. Unter allen Völkern und bei jedem einzelnen machen sich in diesen Gebieten bestimmte Unterschiede des Vorziehens und Verabscheuens geltend dessen, was als angenehm gesucht, und dessen, was als unangenehm gemieden wird. Diese Gefühle sind fast ganz in der leiblichen Beschaffenheit gegründet und darum zum Teil bei verschiedenen Individuen, Völkern und Zeiten überaus verschieden, zum andern Teil auch wiederum sehr gleichmäſsig.

Die Gefühle der Lust und der Unlust beruhen auf besondern Lagenverhältnissen der Vorstellungen, im besondern hängen sie mit deren Steigen und Sinken, den Spannungen und Lösungen unter denselben zusammen, so daſs jede Vorstellung bezw. jede Vorstellungsgruppe unter Umständen begehrt oder verabscheut werden und den Sitz für Gefühle der Lust und Unlust bieten kann. Hierher gehören die Gefühle, auf welche sich die Urteile des Schädlichen und Nützlichen gründen, die sog. intellektuellen Gefühle, das Selbst- und Ehrgefühl u. dgl.

Die ästhetischen Gefühle, zu welchen wir, wie hier sogleich bemerkt sei, auch die sittlichen rechnen, haften nicht an dem

Stoffe, d. h. an dem durch den Leib gegebenen Gefühlten wie die des Angenehmen und Unangenehmen, auch hängen sie nicht in der Weise von den zufälligen Lagenverhältnissen der Vorstellungen ab wie die Gefühle der Lust und Unlust. Die Gemütslage kommt hier nur negativ in Betracht, dafs sie nämlich die Vorstellungen bezw. Vorstellungsgruppen, welche den Sitz für die ästhetischen Gefühle bieten oder über welche das ästhetische Urteil ergeht, nicht beeinträchtigt, weder fördert noch hemmt, sondern ihnen völlig freien Raum läfst, eine Gemütslage, welche man begierdelos, unbefangen oder unparteiisch nennt. Deswegen eignet ihnen nicht ein subjektiver Charakter, wie den beiden ersten Arten, sondern ein objektiver, welcher lediglich in den vorgestellten Gliedern der betreffenden ästhetischen Verhältnisse begründet ist, z. B. gewisser Intervalle von Tönen, gewisser Zusammenstellungen von Farben und Formen, bestimmter Willensverhältnisse.

Das leuchtet auf den ersten Blick ein, die dritte Art, die ästhetischen Gefühle, erfordern von allen die gröfste Ausbildung des Gedankenkreises. Die Gefühle des Angenehmen sind mit der Entstehung gewisser Empfindungen unmittelbar gegeben, die Gefühle der Lust und Unlust entstehen gleichfalls zunächst ohne unser Zutun nach den besondern, zufälligen Verbindungen und Hemmungen der Vorstellungen. Die dritte Art indes schliefst zwar auch alles willkürliche Zutun von unsrer Seite aus, allein dieses Ausschliefsen, das Nichteinmischen ungehöriger Gedanken ist dem natürlichen Ablauf der Vorstellungen keineswegs immer leicht. Jede Vorstellung sucht sich geltend zu machen nach ihren zufälligen Verbindungen und gerät darum gar leicht in Spannungen, welche eine unbefangene Gemütslage unmöglich machen.

Allen drei Arten von Gefühlen ist nun gemeinsam, dafs dabei gewisse Vorstellungen nicht gleichgültig bleiben, sondern mit dem Zusatze des Vorziehens oder Verwerfens behaftet sich im Bewufstsein befinden. Dieser Zusatz des Vorziehens oder Verwerfens findet im Urteile seinen sprachlichen Ausdruck; die betreffenden Vorstellungen werden zu logischen Subjekten und und die damit verbundenen Gefühle zu den dazu gehörigen Prädikaten. Wir haben es hier mit Werturteilen zu tun. Gewisse Vorstellungen und damit zugleich die diese Vorstellungen bedingenden äufseren Gegenstände erfahren eine Beurteilung, Lob

oder Tadel. Der Rosenduft ist angenehm, das Eisen ist nützlich, der harmonische Dreiklang ist schön, Wohlwollen gefällt.

Nun ist bekannt, wie alles Gleiche oder Gleichartige in der Seele zunächst verschmilzt. Die Sonderung dessen, was anfangs für gleich galt und so verschmolz, dann aber sich als verschieden herausstellt, erfolgt erst später und ist oft erst das Werk einer absichtlichen Tätigkeit. Es ist also natürlich, daſs auch alles Vorziehen als solches zuvörderst miteinander verschmilzt, daſs also nicht zwischen dem Angenehmen, dem Lustbringenden und ästhetisch Wohlgefälligem unterschieden wird; jedes gilt vielmehr anfangs als gleichbedeutend mit den andern, und wird auch später, wenn der Unterschied in der Art des Urteilens sich bemerklich macht, häufig miteinander verwechselt. Dies erkennt man noch daran, daſs selbst die gebildetsten Sprachen den einen Ausdruck „gut“ oder auch „schön“ für alle drei Arten des Vorziehens in Anwendung bringen. Welche Schwierigkeiten hat nicht *Plato* selbst in der reichen, ausgebildeten griechischen Sprache zu überwinden, um nur einigermaſsen das, was gut oder schön genannt wird, zu unterscheiden und dasjenige zu bestimmen, was angenehm, was nützlich, was zuträglich, was schön, was gut im engeren Sinne zu heiſsen verdient. Hier hindert bis auf den heutigen Tag die Sprache, welche immer wieder durch einerlei Bezeichnung verbindet, was begrifflich gesondert werden muſs, selbst dann die Unterscheidung, wenn die betreffende Sonderung im Begriff bereits vollzogen ist, wenigstens erschwert sie das Verständnis der Unterscheidung bei denen, welchen sie noch nicht geläufig ist.

Die Schwierigkeit, die verschiedenen Wertschätzungen zu unterscheiden, wird noch erhöht durch den Umstand, daſs eben dieselben Dinge, Ereignisse, Handlungen, Gesinnungen nach verschiedenen Gesichtspunkten beurteilt werden. Das Angenehme kann zugleich schädlich, das Unangenehme heilsam, das Nützliche moralisch schlecht sein. Nach gewöhnlicher Ausdrucksweise heiſst dies: der betreffende Gegenstand ist zugleich gut und nicht gut. Ja in ein und derselben Art der Beurteilung kann ein und derselbe Gegenstand ganz verschieden beurteilt werden: diese Speise ist angenehm für mich, aber nicht für dich; dies Buch ist interessant, aber nur für eine gewisse Bildungsstufe; diese Handlung ist hart aber gerecht; dieser Charakter wohlwollend aber schwach, oder unbillig. Nun denke man, daſs für alle diese

verschiedenen Prädikate nur immer das Wort gut oder nicht gut angewendet wird, welche (scheinbaren) Widersprüche müssen dann zu Tage kommen, und wie schwer ist es, die verschiedenen Arten der Beurteilung auseinander zu halten.

Aus der Eintönigkeit der sprachlichen Ausdrücke, der willkürlichen Anwendung verschiedener Ausdrücke und dem Umstande, dafs ein und derselbe Gegenstand nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurteilt wird, ergibt sich auch die Schwierigkeit, sich über die sittlichen Urteile eines Volkes, namentlich eines rückständigen, zu unterrichten. Wird jemand gefragt: was ist gut? was haltet ihr für gut? so weifs der Gefragte meist nicht, in welcher Beziehung hier „gut" gemeint ist. Selbst wenn dem Gefragten die drei verschiedenen Arten der Beurteilung als verschieden bekannt wären, liegt zumal dem Naturmenschen die Beurteilung nach dem Gesichtspunkt des Angenehmen und Nützlichen ohne Zweifel weit näher, als nach dem Mafsstabe des rein Sittlichen. Wenn also ein sogenannter Wilder nach einigem Besinnen nach dem oft angeführten Beispiel antwortet: gut ist, wenn man andern die Weiber nimmt, böse, wenn sie mir genommen werden, so ist damit noch gar nicht entschieden, ob hier das sittlich Gute, oder das Angenehme, das Nützliche, das Ehrenvolle gemeint ist. *Lubbock* führt zum Beweise, dafs ein Teil der Polynesier den Unterschied von gut und böse im moralischen Sinne nicht kenne, an, sie hätten dafür gar keine besondern Ausdrücke in ihrer Sprache, und erzählt: einem Missionär, welcher ihnen vergeblich begreiflich zu machen suchte, dafs es schlecht sei, seine Mitmenschen zu verzehren, antworteten sie stets mit höchster Naivetät: aber wir versichern, dafs es sehr gut ist. Gut schmeckt wollten sie vielleicht sagen, oder es ist nützlich und heilsam dem Aberglauben, oder süfs der Rache gemäfs.

Indes, selbst wenn ein Volk keine besondern Ausdrücke für gut und böse im sittlichen Sinne hätte, so wäre das noch kein Beweis, dafs es diesen Unterschied nicht kennt.[1]) Vielleicht hat

[1]) Im Sanskrit, bemerkt *M. Müller*, gibt es kein Wort für Gewissen, aber man hatte Gewissen. Es gibt sogar ein besonderes Wort für Erröten im Sinne von sich schämen. *Castréen* berichtet von den Samojeden, dafs sie kein Wort für Dankbarkeit haben, aber für ihre Wohltäter in den Tod gingen. Wenn bemerkt ist, dafs die Algonkinsprache kein Wort für Liebe hat, die Tinnehsprache keines für geliebt oder teuer, die Kalmüken keines für danken u. s. w., so darf man noch nicht schliefsen, dafs den betreffenden Völkern die entsprechen-



überhaupt kein Volk besondere Ausdrücke für das Sittliche, die nicht zugleich für andere Beurteilungsarten in Anwendung kämen. Wir selber müssen, wenn wir beim Gebrauch der Wörter gut und böse Mifsverständnisse vermeiden wollen, hinzufügen im sittlichen oder engern Sinne. Und es ist wohl nicht zu zweifeln, dafs in allen Sprachen die Ausdrücke, welche ein absolutes Lob bezeichnen, anfänglich für das relative Vorziehen im Gebrauche waren und allmählich erst auf rein sittliche Beziehungen übertragen und dann ausschliefslich oder doch vorzugsweise dafür angewendet wurden, wie unser Wort Tugend ursprünglich alles bezeichnet, was zu einem besondern Zweck taugt, wie man jetzt noch von Tugenden eines Pferdes und früher von der Tugend eines Steines sprach: wie edel, ehrlich, fromm, stolz, schlecht u. s. w, ähnliche Wandlungen erfahren haben. Um aber zu sehen, dafs sich zunächst die Beurteilungen des Angenehmen und des Nützlichen in den Vordergrund drängen, dazu braucht man nicht bis zu den Naturvölkern zu gehen. Das Sittliche ist wohl als das wichtigste und schönste Erzeugnis der praktischen Vernunft anzusehen, aber es ist doch weder das einzige noch das früheste. Man blättre im *Homer* oder in den Sammlungen alter Sittensprüche; es wird sich bald entdecken, wie dünn die eigentlichen moralischen Sentenzen unter den Maximen gemeiner Klugheit mit eingestreut sind.[2])

---

den Begriffe oder Gefühle fehlen. Sehr oft fehlt nur der abstrakte Ausdruck für eine Sache, die man in concreto sehr wohl kennt. Man hat Ausdrücke für jede Eichenart, aber keinen für Eiche, für jeden einzelnen Baum, aber nicht für Baum an sich; statt hart heifst es: wie ein Stein, statt rund wird gesagt, wie eine Kugel, oder wie der Mond oder eirund, oval. Ebenso fehlen zuweilen die Namen für gewisse Farben, die man aber sehr wohl unterscheidet. Vgl. *Lippert*, Kulturgeschichte I, 141 und *Carneri*, Entwicklung und Glückseligkeit. 1886. S. 267 ff.

[1]) *Herbart*, Ps. a. W. § 150. Dafs es noch viele andere Umstände namentlich voreilige Verallgemeinerungen gibt, die das Urteil über die sittlichen Begriffe fremder Völker verderben, ist bekannt. Da ist z. B. einem Kapitän von einem Fidschiinsulaner höchst undankbar begegnet, folglich, so schliefst *Büchner* (Kraft und Stoff 1876, S. 247), kennen die Fidschiinsulaner Dankbarkeit nicht. Welch eine Moral würde sich als die europäische ergeben, wollte man die Taten und Gesinnungen einzelner Verbrecher als das Normale hinstellen! Mit Recht legt ferner *Waitz* gegen die absprechende Beurteilung, welche *Burmeister* über den sittlichen Charakter der Neger gibt, Verwahrung ein: „ich habe es öfters versucht, einen Blick in die Seele eines Negers zu tun, aber niemals hat sich das der Mühe verlohnt, nur das Resultat war wertvoll, dafs eben nicht viel geistiges Leben im Mohren stecke, und sein ganzes Dichten und Trachten sich

Daſs das Sittliche weit später erst hervortritt und sich erst allmählich ganz reinigt von andern Rücksichten, hat seinen Grund, wie wir schon andeuteten, darin, daſs die ästhetischen Urteile überhaupt eine Unparteilichkeit und Unbefangenheit voraussetzen, welche dem natürlichen Mechanismus der Vorstellungen zum Teil geradezu entgegengesetzt ist und meist ein absichtliches Zurückhalten einer ungehörigen Einmischung fremdartiger, aber sehr naheliegender Gedanken, Wünsche, Gewohnheiten u. s. w. erfordert.

Tritt nun aber das Sittliche hervor, wenn zunächst auch nur vereinzelt und nur in einzelnen Individuen, so beweist dies die Möglichkeit, die menschliche Natur zur Sittlichkeit zu bilden, sicherer, als alle Grausamkeiten und Scheuſslichkeiten die Unmöglichkeit der Erziehung zur Moralität oder gar die Ungültigkeit der sittlichen Ideen beweisen. Wir möchten hier verallgemeinern, was *Waitz* von den Indianern sagt: „die Beispiele von groſsmütigen, uneigennützigen Tugenden sind groſsenteils Ausnahmen von der Regel, aber trotzdem sind sie geeignet, zu zeigen, was der Indianer fähig war zu leisten, was er bewunderte, und welche Ideale den bessern und begabtern Naturen unter ihnen vorschwebten und zum Muster dienten.“ [1])

Im folgenden gedenken wir nun die Entwicklung der sittlichen Ideen namentlich auf den rückständigen Bildungsstufen zu verfolgen und darzutun, wie das Sittliche sich allmählich von den andern Arten der Beurteilung des Angenehmen und des Nützlichen absondert und einen selbständigen Wert erhält. Wir werden dies tun mit möglichster Berücksichtigung der Art und Weise, wie sich dieser Vorgang psychologisch vollzogen hat. Die Idee des Wohlwollens haben wir darum vorangestellt, weil sie sich entwickelt aus den allgemeinsten, natürlichsten Gefühlen der

---

um Dinge drehe, die allein auf der untern Stufe menschlicher Zustände sich bewegen.“ *Burmeister* hat eben nur den Neger in der Sklaverei vor Augen, aber nicht den freien. Ein anderes Vorurteil behauptet, die Mischlinge erben alle schlechten und keine der guten Eigenschaften der beiden Rassen, denen sie entstammen. Hiergegen zeigt *K. Lamp* (Globus 1881, Bd. 40, S. 90; Über die Sittlichkeit der Mischlinge), daſs die sittliche Verwahrlosung den Mischlingen nicht angeboren, sondern eine Folge der völligen Vernachlässigung hinsichtlich der Erziehung ist, daſs hingegen bei guter Erziehung namentlich unter der Landbevölkerung ebenso biedere, treuergebene, zuverlässige Menschen sich finden, als unter denen reiner Rasse.

[1]) *Th. Waitz*, Anthropologie der Naturvölker. III, 171.



Sympathie, wie sie ihre Wurzel in den ersten menschlichen Gesellungen namentlich der Familie haben. Die Ideen der Vollkommenheit, des Rechts und der Billigkeit folgen in der gewöhnlichen Ordnung, die Idee der innern Freiheit steht am Ende, weil sie sich am meisten in das Innere des Menschen zurückzieht. Endlich sollen noch zwei für die Moral sehr wichtige Punkte ins Auge gefafst werden, nämlich der Einflufs der Religion auf dieselbe und die Frage, wiefern der Moral Absolutheit zukommt.

Die Idee des Wohlwollens.

Sympathie und Antipathie.

Die sympathetischen Gefühle entstehen durch die Wahrnehmung oder Vergegenwärtigung der Gefühle anderer, sie sind gewissermafsen deren Nachbilder. Der Anblick der Lage, in welcher sich ein anderer befindet, kann in uns die Vorstellung derselben oder einer ähnlichen Lage und die damit verbundenen Gefühle reproduzieren. Die so entstandenen Mitgefühle können stärker oder schwächer als diejenigen sein, durch welche sie erregt werden. Ein Unterschied besteht meist auch darin, dafs die Mitgefühle rein geistiger Art sind; selbst dann, wenn wir mit einem körperlich Leidenden sympathisieren, empfinden wir doch das Mitleiden nicht als einen körperlichen Schmerz, sondern als einen geistigen. Im ersten Augenblick freilich, im Affekt des Schreckens hat die Empfindung meist eine deutliche Beziehung auf den Körperteil, der am andern getroffen unser Mitgefühl weckt, wir ziehen unwillkürlich die Hand oder den Fufs zurück, wenn wir diese Glieder an einem andern plötzlich getroffen sehen; manche ahmen leise unwillkürlich die Bewegungen des Seiltänzers nach, wenn sie für ihn besorgt sind. Allein diese Beziehung auf die betreffende Körperstelle tritt doch bald zurück und das Mitgefühl bekommt einen rein innerlichen, geistigen Charakter. Der Mitfühlende ist sich dessen wohl bewufst, dafs er selbst der Leidende nicht ist und seine eignen Gefühle nur fremde begleiten. Und dieses, wenn schon nicht vollkommen deutliche, Bewufstsein, dafs man selbst der Leidende **nicht** ist, gehört wesentlich mit zum Begriff der Sympathie. Tritt dies zurück, ist also das Mitgefühl so lebhaft, dafs es ein eignes Leiden wird, so hat man es streng genommen nicht mehr mit **Mitleiden** zu tun. So erzählt *H. Meyer* von einem gebildeten Manne, der

eines Tags bei seinem Nachhausekommen von einem seiner kleinen Kinder dadurch erschreckt worden sei, daſs dasselbe gerade bei seinem Eintreten sich einen Finger zwischen der Türe gequetscht habe; im Augenblick des Schreckens habe selbiger einen heftigen Schmerz an der entsprechenden Stelle des gleichen Fingers seines eignen Körpers gefühlt, und dieser Schmerz habe ihn drei Tage lang nicht verlassen.[1]) Desgleichen berichtet *Reclam* von einer Frau, die beim Anblick einer Kreissenden selbst wehenartige Anfälle bekam und sogar Milch absonderte. Man hat eine schottische Dame mit so lebhafter Phantasie gekannt, daſs schon die Erzählung von einem groſsen Schmerze, den eine andere Person ausgestanden, entsprechende Schmerzempfindungen in dem Körperteile bei ihr hervorbrachte, woran die andere Person gelitten hatte. Bei der Erzählung z. B. von der Amputation eines Armes empfand dieselbe heftige Schmerzen in ihrem Arme.[2]) Man hat wohl von jenem Schüler *Boerhaves* gehört, der den entsetzlichsten Kursus der Medizin durchmachte, indem alle krankhaften Zustände, welche der beredte Lehrer mit lebensvollen Farben schilderte, nach und nach an ihm wirklich zum Vorschein kamen; nachdem er so im Winterkurse die Fieber und Entzündungen und im Sommer die Neurosen durchgemacht, hielt er es für geraten, ein Studium aufzugeben, welches ihn an den Rand des Grabes dociert hätte.[3]) Das sind allerdings Fälle, wo wie bei den Sinnestäuschungen die Reproduktion der betreffenden Gefühle durch besondere Umstände begünstigt gewesen sein muſs, aber Ansätze zu ähnlichen wirklichen Schmerzen hat wohl schon jeder zumal im Schreck über einen dem andern plötzlich zugestoſsenen Unfall erfahren. Hier ist eigentlich nicht von Mitleid, sondern von wirklichem, eigenem Leide die Rede.

So verhält es sich wohl auch zwischen alten und jungen Tieren in der ersten Zeit kurz nach der Geburt. So wenig es aufgeklärt ist, warum die Tiere dem Instinkte gemäſs auf gewisse äuſsere Reize oft höchst zweckmäſsig handeln und zu scheinbar sehr überlegtem Tun veranlaſst werden, so wenig läſst sich ein vollgenügender Grund anführen, warum der Vogel sein Nest, die Eier und die Jungen, warum unter den Säugetieren die Mutter

---

[1]) *Cornelius*, Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle 1871. S. 81.

[2]) *Beneke*, Pragmatische Psychologie I, 20.

[3]) *Feuchtersleben*, Zur Diätetik der Seele. 8. Aufl.



ihre eben geborenen Jungen so ganz wie ein Stück von sich selbst ansieht, dafs alles, was diesen geschieht, von der Alten so empfunden wird, als geschähe es ihr selbst. Wir haben es auch hier noch nicht mit der eigentlichen Sympathie zu tun, dazu ist die Zusammengehörigkeit noch zu unmittelbar, das Junge gilt noch nicht als ein selbständiges Wesen, es besteht gewissermafsen eine geistige Identität. Dafs diese unmittelbare Zusammengehörigkeit auf dem Brutgeschäft, dem Geburtsakt, noch mehr dem Säugegeschäft beruht, ist gewifs und bekannt. Unter Umständen behandeln ja auch tierische Mütter fremde ihnen angelegte Junge ganz wie die eignen. Eine Katze nimmt junge Ratten an, wenn das Anlegen und Saugen gelingt. Ein Huhn nahm junge Frettchen an. Eine Katze nahm sogar ein Küchlein an, das man der Wärme wegen unter ihre Jungen gelegt hatte, und führte es auch, als es heranwuchs. Hierbei mufs indes vieles zusammenwirken, um ein solches Annehmen möglich zu machen; eine Stute nahm ein fremdes Fohlen erst an, als man diesem die Haut des eignen gestorbenen Fohlens umgelegt hatte. Einen ganz eigentümlichen Reiz zu einer Art von Mitleid mufs der Anblick und die Stimme junger Vögel auf alte ausüben. „Der Wildwart," erzählt *Darwin,* „fand in diesem Jahre ein Habichtsnest mit 5 Jungen. Er nahm 4 davon und tötete sie, liefs aber einen mit verkappten Flügeln übrig, um als Lockvogel beim Zerstören der alten zu dienen. Diese wurden am nächsten Tage geschossen, als sie damit beschäftigt waren, den jungen zu füttern; und der Wärter glaubte damit die Sache abgetan. Den nächsten Tag kam er wieder und fand zwei andere mitleidige Habichte, welche mit Adoptivgefühlen herbeigekommen waren, dem Waisenkinde zu helfen. Diese beiden wurden geschossen. Späterhin waren wieder zwei da, zu füttern und wurden erlegt. Dann zeigte sich keiner wieder."[1]) Sonst aber nehmen die Vögel keineswegs immer fremde Junge an, auch wenn sie von derselben Art sind. Dagegen besteht wieder ein eigentümliches Band der Sympathie zwischen gewissen kleinen Singvögeln, namentlich der Bachstelze und dem jungen Kuckuck, auf dessen Ruf die erstere oft mehr als auf den der eignen Jungen reagiert.

Je mehr die Jungen heranwachsen, um so mehr lockert sich die unmittelbare Zusammengehörigkeit. Diese Lockerung geht

[1]) Abstammung des Menschen II, 93; andere ähnliche Beispiele I, 65 ff.

von beiden Teilen aus, die Jungen machen sich als besondere Wesen, namentlich durch ihre selbständige Bewegung geltend, bei den Säugetiermüttern ist meist der Zeitpunkt, wenn die Milch zurückgeht, entscheidend, hier tritt mit einem Male Entfremdung ein, die alte Hündin beifst dann die Jungen von dem gemeinsamen Fressen weg. Nun kann aber durch Gewöhnung eine Sympathie, wenn auch anderer Art, fortbestehen, wie solche ja auch zwischen Tieren, welche der Abstammung, ja auch der Art nach einander fremd sind, herbeigeführt werden kann. So spricht man wohl von Freundschaften zwischen Hunden oder Pferden u. s. w. Hier erst, wo eine Scheidung der Individuen eingetreten ist, kann von Mitgefühl die Rede sein, sofern man diese Art der Gefühle mit diesem von menschlichen Gefühlen hergenommenen Ausdruck bezeichnen will. Fremde Gefühle finden in diesen Fällen ihr Nachbild in dem andern Tiere, werden aber nicht geradezu als die eignen empfunden. An derartigen Mitgefühlen fehlt es nun unter den Tieren, namentlich den Nage- und Herdentieren nicht. Während Hühner und Tauben kranke und schwache Exemplare töten, hat man Beispiele, wie unter den Nagern, z. B. Ratten, blinde und hilflose von andern gefüttert werden. Es wäre interessant, wenn festgestellt werden könnte, ob männliche und weibliche Individuen derartigen Gefühlen gleich zugänglich sind. Wäre dies mehr bei den weiblichen der Fall, so wäre zu vermuten, dafs die Beschäftigung mit den eignen Jungen eine Art Schule des Mitgefühls sei. Man hätte anzunehmen, dafs in dem weiblichen Tiere durch Klagerufe eines Tieres seiner Gattung Zustände reproduziert werden, die mit den Lauten und Gebärden der eignen Jungen verbunden waren, und auf welche es damals sympathisch reagierte.

Bei den Affen hat man indes Beispiele sehr lebhafter Mitgefühle gerade auch von seiten der Männchen, namentlich des Leitetiers. Dies hängt wohl mit dem Leben der Herdentiere zusammen, indem hier eine Verschmelzung des Leitetieres mit jedem einzelnen Tiere der Herde stattfindet, so dafs das Leitetier sich ohne weiteres von dem, was die Herde oder ein Glied derselben trifft, mitgetroffen fühlt.

Bei Tieren, welche wie die Ameisen und Bienen in einem streng einheitlich gegliederten Stocke zusammenleben, ist ohne Zweifel die Verschmelzung der Individuen miteinander und mit dem Ganzen noch viel enger, hier ist jedenfalls die Verbindung

nicht weniger innig, als wie sie in den ersten Tagen nach der Geburt zwischen Alten und Jungen der höhern Tiere besteht. Ameisen wie auch Bienen von demselben Stocke erkennen einander noch nach Monaten und unbedenklich opfert sich das einzelne Glied für das Ganze auf. Von Mitgefühlen ist gleichwohl hier noch weniger die Rede als oben, denn wir haben es hierbei ohne Zweifel mit einer unmittelbaren Zusammengehörigkeit, sozusagen einer geistigen Identität zu tun.

Ein derartiges unmittelbares Sich-Eins-Fühlen mit andern ist unter Menschen wohl nicht anzutreffen. Mag immerhin das Band zwischen der Mutter und dem Neugeborenen sehr eng sein, und letzteres als das eigne Fleisch und Blut angesehen werden, es gilt doch immer als ein Wesen für sich, ein andres; das Mitgefühl, so unmittelbar es sich einstellen mag, bezieht sich von Anfang an auf etwas, was zwar zum eignen Ich gehört, aber doch das Ich nicht selbst ist. Bei den Tieren waltet hier ein blinder Trieb, der nicht überwunden werden kann. Es gibt ja freilich Beispiele, wo Katzen, namentlich solche, denen die Milch fehlt, oder Schweine, die an Verstopfung leiden und zur Wut neigen, den eignen Wurf auffressen, und zwar jedesmal wenn sie nicht daran gehindert werden. Dies beruht vielleicht auf einer Verwechslung der jungen Katzen mit Mäusen und der jungen Schweine, welche überdies die Alte beim Saugen zuweilen stark verletzen, mit Ratten. Hingegen ist die Kindesliebe bei menschlichen Müttern keineswegs ein blinder Trieb, der ausnahmslos seine Befriedigung verlangte. Es ist bekannt, wie nicht allein Väter ihre absolute Gewalt über Leben und Tod der Kinder geltend machen oder machten, sondern dafs sich auch die Mütter nicht selten der eignen Kinder zu entledigen wissen, sowohl unter Natur- als Kulturvölkern.

Es soll natürlich nicht geleugnet werden, dafs schon die Natur ein Band der Sympathie zwischen der Mutter und dem Neugeborenen knüpft, allein dieses Band bedarf gar sehr der Pflege. Die weitere beständige Beschäftigung, der Umgang mit dem Kinde, namentlich das Stillen, die Hilflosigkeit desselben, das genaue Verständnis der wenigen Bedürfnisse desselben und deren leichte Befriedigung — dies und noch manches andere bewirkt, dafs die Mutter das Kind immer mehr zu ihrem eignen Ich rechnet und sich nicht mehr ohne dasselbe denken kann.

Hier ist der eigentliche Boden für die Mitgefühle![1]) Denn einmal bezieht die Mutter oder Pflegerin das Kind ganz auf ihr eignes Ich, und zum andern wird es doch als eine besondere Person angesehen. Aufserdem sind die wenigen Bedürfnisse des Kindes leicht zu verstehen und zu befriedigen. Es ist ersichtlich, wie gerade die lange Jugend und Hilflosigkeit des menschlichen Kindes das innige Verwachsen und Einanderverstehen befördern mufs. Nun ist freilich im Naturzustande, zumal in den Tropen, die Hilflosigkeit des Kindes bei weitem nicht so lang andauernd als bei uns: der dreijährige Indianer wufste sich bereits selbständig auf dem Pferde zu bewegen, wie noch jetzt der dreijährige Gaucho in den Pampas von Südamerika; selbst in dem kultivierten Ägypten rechnet *Diodorus Siculus,* dafs ein Kind zum Manne zu erziehen den Eltern nicht mehr als 20 Drachmen (5 Taler) kostete. Die Knaben im Gebiete des Gazellenflusses verlassen die elterliche Hütte schon im Alter von 8 Jahren, und vermögen fortan sich selbst durchzubringen.[2]) Dagegen werden bei den Naturvölkern die Kinder wieder länger als bei uns gesäugt, zuweilen bis zum 6. Jahre, und wenn auch die Mütter dabei nicht so ausschliefslich mit dem Säugling beschäftigt sind, als unsre Frauen, so sind sie doch veranlafst, sich immer von neuem mit dem Kinde abzugeben.

In gewisser Weise kann man sagen, das Mitgefühl der Mutter mit dem Kinde ist ursprünglich aus einer Art von Selbstgefühl entstanden, sofern das Kind als eine Erweiterung des Ichs der Mutter gilt; und eben darauf beruht auch zunächst das Band, welches den Vater mit seiner Familie verbindet. Er rechnet zu sich als die Seinigen Weib und Kind, und wir finden nur wenig Völker, wo nicht der Vater sich als das Haupt der Familie betrachtete und meist auch die Pflicht fühlte, die Seinigen zu versorgen und zu verteidigen. Dabei ist aufserdem nicht zu übersehen, dafs auf niedern Stufen der staatlichen Form oder viel-

---

[1]) Ohne Liebe würden wohl kaum Kinder aufwachsen. Kaiser Friedrich II. übergab einige Kinder Wärterinnen zur lautlosen Erziehung, er wollte sehen, auf welche Sprache die Kinder selbst verfallen würden. Aber — setzt der Chronist hinzu — die Würmchen starben vor Beendigung des Experiments, weil sie ohne Beifall, ohne Geberden und freundliche Mienen, ohne Liebkosungen ihrer Wärterinnen nicht bestehen können. *Ament,* Entwicklung von Sprache und Denken bei Kindern. 1899. S. 7.

[2]) *Lippert,* Kulturgeschichte I, S. 61.



mehr deren Fehlen die Familie viel länger und fester zusammenhält, weil die einzelnen Glieder vielmehr aufeinander angewiesen sind. Je vollkommener hingegen der Staat, um so schneller pflegen die Verwandten einander zu vergessen.

Das Wachsen und Gedeihen der sympathetischen Gefühle zwischen den Familiengliedern hängt im weitern von gar vielen verschiedenen Bedingungen ab; namentlich ob die Frau einigermaſsen gleiche Beschäftigung mit dem Manne hat. Ist dies nicht der Fall, wie bei den Jagdvölkern, schreibt man gar wie die Karaiben die Schöpfung der Frauen einer andern Gottheit (Kulimina) als die der Männer (Kurumon) zu, und reden wohl noch auſserdem Männer und Frauen verschiedene Mundarten, wie bei den Karaiben, welche die Frauen meist aus fremden Stämmen stehlen,[1]) dann fehlt der für das Zustandekommen der Mitgefühle so notwendige gemeinsame Gedanken-, Vorstellungs- und Wirkungskreis. Der Mann sympathisiert nicht mit der Frau und nur wenig mit dem zunächst zur Mutter gerechneten Kindern, bis die Söhne heranwachsen und an den Tätigkeiten des Vaters teilnehmen. Desgleichen wirkt Polygamie oder leichte Lösbarkeit der Ehen den Mitgefühlen entgegen, erstere auch insofern, als sie fast nirgends Geschwisterliebe aufkommen läſst, indem der Bruder im Bruder nur den Nebenbuhler erblickt.[2])

Immerhin ist aber das Verhältnis der Familienglieder zueinander eine reiche Quelle stets sich erneuernder Mitgefühle gewesen. Erzählt doch *Franklin* von einem indianischen Elternpaare, das freiwillig verhungerte, weil ihr Kind Hungers gestorben war. Das Verkaufen der Kinder in die Sklaverei ist einesteils Folge der äuſsern Not, in welcher der Vater bei den Germanen den Sohn verkaufen darf, während der Mutter dies nicht gestattet ist.[3]) Zum andern Teil ist die Unsitte erst im Umgang mit den weiſsen Sklavenhändlern an der Küste entstanden.[4]) Bei

---

[1]) Globus Bd. 38, S. 268.

[2]) *Peschel*, Völkerkunde 1874, S. 231. Weil die Polygamie in der Regel zum Streit unter den Weibern führt, heiſst sie auf Madagaskar famporafesana, d. h. Mittel, um Feindschaft zu erzeugen. In der Mischna der Juden heiſsen die Weiber Eines Mannes tzarot, d. h. Störer, Gegner.

[3]) Stellen s. bei *Blume*, Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes. Cöthen 1884. I, S. 49.

[4]) *Waitz* a. a. O. II, 23. Über das Entstehen und die Veredelung der Familiengefühle s. *Steinthal*, Abriſs der Sprachwissenschaft I. (Einleitung in die Psychologie) 1871. S. 352 ff.

den Chinesen ist die Verehrung der Eltern sogar zum Kultus, man möchte sagen, zum einzigen Kultus geworden. Auf Madagaskar geht die Schätzung des Alters soweit, daſs, wenn zwei Sklaven eine Last tragen sollen, von denen der eine jünger ist als der andere, jener, wenn möglich, alles auf sich nimmt, um den ältern frei gehn zu lassen.[1]) Die Indianer nennen Gott und den Präsidenten der vereinigten Staaten aus Ehrerbietung Groſsvater, reden von den Eltern stets im Plural.[2]) Blutige Kriege sind unter ihnen geführt worden, wer das Recht hätte, angeredet zu werden Groſsväter, Onkel, jüngere Brüder.[3]) Die Mandingo-Neger hegen eine besondere Verehrung gegen die Mutter, bei deren Tränen sie schwören.[4]) *Mungo Park* berichtet als ein Sprichwort derselben: Schlage mich, aber fluche nicht meiner Mutter. Ein Sprichwort der Herero: Laſs dir deinen Vater wegsterben, aber laſs dir deine Mutter nicht wegsterben. (Globus 1892. S. 125.) „Wir erinnern uns, wie die Grenzen des Säuglingsalters und der Mündigkeit im südlichen Klima merkwürdig nahe aneinander rücken muſsten. Dieser Umstand muſste wieder zur Folge haben, daſs das schon reifende Kind selbst Zeuge seiner unbedingten Abhängigkeit von der Mutter wurde und das Bewuſstsein dieser Tatsache in die so schnell hervortretende Zeit seiner persönlichen Selbständigkeit hinübernahm. Dieses dem Menschen unter allen Lebewesen dauernd verbleibende Bewuſstsein wurde zu einer Art Instinkt der Mutterschätzung, zum Kitt eines Bundes, der auch bei den höchst begabten Tieren die Natur selbst wieder löst. Keines der edleren Gefühle gesellschaftlicher Art erscheint als Erbe der frühesten Zeit ausnahmslos dem Menschen unter allen Himmelsstrichen so sehr wie angeboren, als die Hochschätzung der Mutter, die Liebe des Kindes zu ihr. Die Lippen gefühlloser Wilden hörten Forschungsreisende wie *Livingstone* in Augenblicken plötzlichen Schreckens den Namen der fernweilenden Mutter wie ein Gebet entfliehen, und in jenen weiten Volksbereichen, in denen ein besonderer Gang der Kultur das Weib als solches zur elenden Sklavin erniedrigt hat, steht in einem grellen Gegensatze hierzu die unbedingte Achtung, die das Weib als Mutter genieſst. Tief im Innern Afrikas in seinen Heidenstaaten wie in seinen

[1]) *Ratzel* II. 511.
[2]) *Klemm*, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. 1884. II, 91.
[3]) *Waitz* III, 22 und *Peschel* a. a. O. 242. *Lippert* I, 230.
[4]) *Peschel* a. a. O. 514.

Regionen des rauhesten Mohammedanismus steht heute noch im Widerspruche zu allen andern Volkssitten das Bild der Königsmutter da wie ein Heiligenbild, der Grabkammer einer längst entschwundenen Zeit entnommen . . . Ein in seiner Tiefe und Weichheit völlig gleiches Gefühl für den Vater wird die Ethnologie bei den Naturvölkern vergeblich suchen; selbst bei den Kulturvölkern dürfte eine feine Abstufung von beiderlei Gefühlen noch leicht zu erkennen sein."[1]) „Ich frage mich, heifst es bei *Pestalozzi*, wie komme ich dahin, Menschen zu lieben, Menschen zu trauen, Menschen zu danken, Menschen zu gehorsamen? Wie kommen die Gefühle, auf denen Menschenliebe, Menschendank, Menschenvertrauen wesentlich ruhen, und die Fertigkeiten, durch welche sich der menschliche Gehorsam bildet, in meine Natur? und ich finde, dafs sie hauptsächlich von dem Verhältnis ausgehen, das zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statt hat."

Als besonders feine sittliche Züge der Fidschiinsulaner berichtet *Gerland* die Sitte, dafs bei der Hochzeit die Freunde des Bräutigams der Braut kleine Geschenke darbringen. Dies heifst bei ihnen das „Tränenabtrocknen". Die Braut soll über das Scheiden aus dem Elternhause getröstet werden, wo es ihr also wohlergangen sein mufs. Auf Australien wird Liebling mit demselben Worte bezeichnet, das eigentlich jüngerer Bruder bedeutet.[2]) Und Beispiele zarter und aufopfernder Eltern- und Kindesliebe lassen sich wohl unter fast allen Völkern finden.[3])

Ist es nicht rührend, dafs das einzige Erzeugnis buschmännischer Handarbeit, welches einen kostbaren und eleganten Eindruck macht, der Sonnenschirm aus Straufsfedern ist, den zärtliche Buschweiber für ihre Kleinen machen? Bei den Ovaherero (Negern) führte ein Kind den Namen: „wie werden sie nicht vergessen," nämlich die lieben Verwandten, die in der Zeit der Geburt dieses Kindes starben, werden wir nicht vergessen, und für das Kind sorgen. In der Tat bietet der Neger im Vergleich zu andern Naturvölkern oft eher das Bild eines zu starken als eines zu schwachen Familiensinns und Hochschätzung des Alters. (*Schurtz* 152.)

---

[1]) *Lippert* I, 78 ff.

[2]) *Waitz*, Anthropologie, fortgesetzt von *Gerland* VI, 632.

[3]) *Waitz* VI, 756.

[4]) Beispiele von den Indianern s. *Waitz* III, 114 ff. u. *Ploss*, Das Kind in Sitte und Brauch der Völker 1882. II, 405.

Mit diesen Andeutungen eines liebevollen Familiensinnes, ausgegangen von dem Verhältnis zwischen Mutter und Kind, steht nun auch das Töten der Alten und Schwachen nicht immer in Widerspruch. Sich der Alten und Schwachen gewaltsamerweise zu entledigen, finden wir als Sitte oder doch gewesene Sitte fast unter allen Völkern. Es ist aber sogleich im voraus zu bemerken, dafs dieser gewaltsame Tod vielfach weder aus Übelwollen begangen, noch als ein zugefügtes Übel angesehen wurde. *Grimm* weist diese Sitte als durch ganz Alt-Germanien bestehend nach.[1]) Diese Alten bestanden selbst auf den Tod und wurde er ihnen versagt, stürzten sie sich von einem Felsen herab. Bei den alten Preufsen mufste der älteste Sohn dem Vater den Liebesdienst des Totschlagens erweisen. Der sich tötende Herr nahm zum Lohne treuen Dienstes bewährte Sklaven mit, die so in den Herrenhimmel gelangten. In Schweden bewahrte man in den Kirchen grofse hölzerne Keulen, sogenannte Familienkeulen auf, von denen einige bis heute erhalten sind, und die dazu dienten, die Greise, hoffnungslos Kranke in feierlicher Weise zu töten.[2]) Nur einige Beispiele statt sehr vieler anderer, die sich in dieser Beziehung beibringen liefsen, mögen noch erwähnt werden, welche zugleich recht deutlich zeigen, wie das Töten der Alten in der bestimmten Absicht geschieht, dem zu Mordenden eine Wohltat zu erzeigen. Die Chippewae-Indianer am obern See ziehen den Tod einem kraftlosen Alter vor. Sobald der Vater seine Untüchtigkeit zur Jagd merkt, trägt er darauf an, sein Klima zu wechseln, d. h. getötet zu werden, und der Sohn wird sein Scharfrichter. Wenn ein Alter nicht selbst darauf anträgt, so schlägt man ihm vor, entweder versehen mit Kahn, Ruder, Pfeil, Bogen und Trinkgeschirr sich auf eine einsame Insel aussetzen zu lassen, oder den Tod nach den Gesetzen des Landes mutig zu erdulden. Findet das letztere statt, so wird ein Schwitzhaus gebaut und, während der Alte sich der vorbereitenden Prüfung unterwirft, freut sich die Familie, dafs der Herr des Lebens ihnen verliehen hat zu wissen, wie sie mit den Bejahrten und Unvermögenden handeln und sie in eine bessere Welt schicken sollen, wo sie verjüngt werden, um aufs neue mit

---

[1]) *Grimm*, Deutsche Rechtsaltertümer. 1828. S. 486—489. Ähnliche Sitten auf den Fidschiinseln s. bei *M. Müller*. Essays I, 57 ff. u. *Cicero pro Sexto Rosc.* 35.

[2]) *Tylor*, Einleitung in die Anthropologie. S. 496.



jugendlicher Kraft zu jagen. Dann rauchen sie die Friedenspfeife, essen Hundefleisch und Bärenfett und singen den Heilgesang: der Herr des Lebens gibt Mut, es ist wahr, alle Indianer wissen, dafs er uns liebt, und wir übergeben ihm unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle und in einem andern Lande im stande sei, zu jagen. Der älteste Sohn gibt darauf dem Vater mit dem Tomahak den Todesstreich.[1]) Die Tschuktschen wünschen nicht eines natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welche des Lebens überdrüssig sind, und welche ihren Familien keine Last sein wollen; junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind; aber auch völlig Gesunde, die ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten gern wiedersehen wollen, lassen sich töten und man tötet sie ohne Zögern. Das Töten mufs einer der nächsten Anverwandten übernehmen. Es geschieht nach einem fröhlichen Abschiedsfeste und feststehenden Feierlichkeiten.[2]) Zuweilen werden die Betreffenden im letzten Augenblick noch einmal gefragt, ob es ihnen mit ihrem Wunsche, getötet zu werden, auch Ernst sei.[3]) Auch dürfen sie sich vielfach die Todesart wählen, manchmal bitten auch die Kinder den Alten, noch etwas bei ihnen zu bleiben.[4])

Man hat solche Beispiele oft benutzt, um zu zeigen, dafs Kindesliebe **nicht** allgemein sei; auch *Bastian* macht dies geltend, um zu erweisen, das Gute sei nicht angeboren.[5]) Er fügt aber sogleich berichtigend hinzu, dafs dies Töten geschehe, um wohlzutun, und teilt eine ganze Reihe von Beispielen mit. Damit ist aber gerade das Gegenteil erwiesen, nämlich das Vorhandensein der Kindesliebe, die ja doch in der Absicht besteht, den Eltern wohlzutun. Sicherlich fordert der Anblick des hilflosen Alters zumal im Naturstande, wo wie bei Jagd- und Hirtenvölkern eine Abwartung kaum möglich ist, das Mitleid heraus, und was vielleicht anfangs Roheit oder Gleichgültigkeit war, welche die Alten nicht mehr pflegen wollte, sondern sie tötete, ward dann als Wohltat ausgeübt und als solche empfunden. So urteilt auch *Geistbeck*: „Das Merkwürdigste an diesem nach unsern An-

---

[1]) *Klemm* a. a. II, 102.
[2]) Globus 1881. Bd. 40, S. 130.
[3]) *Müller*, Ethnographie. S. 243.
[4]) *Landsdell*, Durch Sibirien 1882. II, 245.
[5]) *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. Leipzig, 1860. III, 281.

schauungen fluchwürdigsten Verbrechen ist, dafs dasselbe bei vielen dieser Indianerstämme als Ausflufs kindlicher Liebe erscheint, ja sogar als Pflicht, welche die Eltern von ihren Kindern fordern. Einigermafsen begreiflich wird uns dieser Brauch allerdings, wenn wir an die Entbehrungen denken und an die Mühseligkeiten, womit die immerwährenden Wanderungen für Altersschwache begleitet sind. Und da auch Jagd und Krieg, diese beiden Haupttätigkeiten des Wilden, ihnen durch die Gebrechen des Alters unmöglich gemacht sind, so entbehrt das Leben für sie jeglichen Reizes. In höchster Blüte steht der Mord der Greise bei den Melanesiern, namentlich bei den Fidschiinsulanern, und zwar als eine von den Vätern vererbte Sitte, von der abzuweichen als eine Schande gilt. Diese barbarische Sitte ist hier so sehr verbreitet, dafs Kapitän *Wilkens* in einer einige hundert Einwohner zählenden Stadt keinen Menschen sah, der über 40 Jahre alt war, und als er nach den alten Leuten fragte, hiefs es, sie seien alle begraben. Die Todesart selber ist verschieden, die Greise werden hier teils erschlagen, teils ausgesetzt, teils und zwar überwiegend, lebendig begraben. Dabei ist die ruhige Ergebung der alten Leute so grofs, dafs sie häufig selbst ihr Grab schaufeln und ruhig an dem vorausgehenden Festmahle teilnehmen. Der Grund hiervon ist der Glaube dieser Leute, dafs sie ebenso, wie sie aus diesem Leben scheiden, drüben wieder erwachen. Sie halten es daher für rätlich, den Becher nicht bis zur Hefe zu leeren. — Von solchen Tötungen altersschwacher Personen wird uns übrigens schon aus alten Zeiten berichtet. Bei den Massageten galt es nach *Strabo* als der beste Tod, im Alter mit Schaffleisch zusammengehackt und verspeist zu werden. Die Troglodyten erwürgten die Greise mit einem Ochsenschwanze, und auf Sardinien erschlagen die Söhne ihre Väter mit Keulen. Auch unsern eignen Vorfahren war das Töten Altersschwacher nicht unbekannt. Deutsche Sagen wissen noch vielfach zu erzählen von über dem Stadttor aufgehängten Keulen, mit denen man alte Leute totgeschlagen, und bei den Normannen ritzten sich lebensmüde Greise eigenhändig mit dem Speere, um als an Wunden verblutete Kämpfer in Walhalla bei Odin gastliche Aufnahme zu finden."[1]) Am gräfslichsten erscheint es uns, wenn bei den Baktriern die Alten noch lebend den Hunden zum Frafse vorgeworfen

[1]) Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien, Hartleben, 1882.



wurden und doch scheinen sie kein Gefühl für das Gräfsliche dabei gehabt zu haben. Die Vornehmen hielten sich besondere Hunde, die sie ihre Totenbestatter nannten, und sahen es für eine Schande an, wenn Hunde oder andere Tiere den Körper nicht berühren wollten.[1])

Einem gleich harten Schicksal, zumeist aus demselben wohlwollenden Motiv, unterliegen unter Umständen auch Kinder und Kranke. Es kam vor, dafs bei einem feindlichen Überfalle eine Buschmännin ihre Kinder im Stich lassen mufste, aber sie schnitt ihnen rasch ein Fingerglied ab, in der Hoffnung, sie später wieder zu erkennen und zu entführen. Eine Mutter (in Australien) tötete ihr neugeborenes Kind ihrem noch säugenden vierjährigen zu Liebe. Überhaupt wurden die Kinder umgebracht, wenn ihr Vorgänger noch nicht laufen konnte (*Ratzel* II, 61, 72). Glaubten die Germanen von einem Kinde bestimmt voraus zu wissen, dafs sein Leben ein unglückliches sein werde, waren z. B. die Eltern in schweren Nahrungssorgen, war das Kind krüppelhaft, nicht vollsinnig, durfte es als unehrliches kein freies Leben führen, lag wie bei Zwillingen und Drillingen der Verdacht unehelicher Zeugung vor,[2]) war es an

---

[1]) *Cicero Tusc.* I, 45. *Spiegel*, Eranische Altertumskunde III, 682 und 704. *Lippert* I, 233.

[2]) Über diesen Verdacht s. *Waitz* III, 480, 394; II, 124; IV, 417; eben darum wird zuweilen auch die Mutter bei Zwillingsgeburten umgebracht. *Waitz* II, 124, 504; IV, 417. Auf der andern Seite wird auch wieder eine Zwillingsgeburt, weil bewirkt durch Einflufs der Gottheit, als das höchste Glück angesehen. So bei den Omuherero s. Globus Bd. 38, S. 364 ff. u. *Ploss*, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 1882. II, S. 265 ff. Zu den interessanten Einzelheiten, die Länder und Zeiten überbrücken, gehört der Glaube, dafs Zwillingsgeburten Unglück bedeuten. In der altindischen Literatur findet sich die Auffassung von dem durch Zwillingsgeburten hervorgerufenen Verhängnis häufig vertreten. Ein Vedatext erklärt es als ein Unglück, wenn Zwillinge geboren werden. Solche Geburten schienen auch zu verunreinigen, da eine Sühne dafür vorgeschrieben war. Dieselbe Auffassung findet sich auch im alten Assyrien und Babylonien. So erklärten es die Priester, die für das Heil des Königs zu sorgen hatten, für ein ungünstiges Omen, wenn ein Weib Zwillinge gebar. Auch den Ägyptern waren ähnliche Vorstellungen nicht fremd, und dergleichen Ideenverbindung begegnet man bei Naturvölkern. Bei manchen Negervölkern werden Zwillinge getötet. Auch viele Indianer bringen eins von den Zwillingen um, weil sie diese Geburten wegen ihrer Tierähnlichkeit scheuen und sie sie überdies als ein Zeichen der Untreue der Frau ansehen. Bei den Chibchas wird von den zwei Kindern eins getötet, das gleiche geschieht bei den Hottentotten. Nach der Ansicht der Mexikaner liefs eine Zwillingsgeburt

einem Unglückstage geboren,[1]) oder war ihm Unheil verkündet, so meinten sie ihm viel Leid zu ersparen, wenn sie es töteten.[2]) Die Araber vor Mohammed begruben häufig neugeborene Mädchen lebendig, um deren Ehre nicht aufs Spiel zu setzen bei den unaufhörlichen Fehden und Raubzügen.[3]) Indianische Eltern töten nicht selten die neugeborenen Töchter, um ihnen das traurige Los zu ersparen, dem dort die Frauen unterworfen sind.[4]) Wuchsen bei einem Kinde der Lasuthos die Oberzähne zuerst, so war es ein Unglückskind und dem Tode verfallen.[5]) Ja, *Diodor* (I, 80) und *Strabo* heben es als etwas Besonderes hervor, daſs die Ägypter alle Kinder, welche geboren werden, auch aufziehen. Allein, so bemerkt *Haberland*, wir dürfen durchaus nicht dort, wo wir den Kindermord herrschend sehen, auf eine gering entwickelte Liebe für Kinder schlieſsen. Im Gegenteil finden wir unbegreiflicherweise beides häufig vereint.[6]) Mehrfach erzwang auſserdem das Gesetz die Tötung schwächlicher Kinder, wie bei den Spartanern und andern. Aus Liebe zu dem noch ungeborenen Geschlechte verbanden sich viele amerikanische Stämme unter dem unerträglichen Drucke der Spanier, keine Kinder mehr zu zeugen oder den künstlichen Abortus auszuüben.[7]) Die Bewohner von Congo töteten ihre unheilbaren Kranken, um, wie sie selbst angeben, ihnen den Todeskampf zu ersparen oder doch zu erleichtern.[8]) Die Art der Behandlung der Kranken ist meist nicht maſsgebend für die Gesinnung der Pfleger; denn Krankheit wird von den Naturvölkern fast ausnahmlos für Behexung

---

den Tod von Vater und Mutter voraussehen, weshalb man auch hier ein Kind ermordete. In Abessynien gilt es für eine Sünde, Zwillinge zu gebären. Dem Grunde dieser abergläubischen Bedeutung der Zwillingsgeburt ist nun *Julius v. Negelein*-Königsberg nachgegangen und, wie er im „Archiv für Religionswissenschaft“ mitteilt, scheint ein indischer Text zum Verständnis dieses eigentümlichen Glaubensgebildes zu verhelfen. Aus diesem Text geht mit Deutlichkeit hervor, daſs in der Ära der Monogamie die Zwillingsgeburt als Folge eines Ehebruchs hingestellt wurde. Deswegen galt er auch als verhängnisvoll.

[1]) So auch auf Madagaskar s. *Polacky*, Die pelagischen Inseln von Afrika. S. 110.

[2]) *Grimm* a. a. O.

[3]) *Klemm* a. a. O. IV, 155.

[4]) *Waitz* III, 103.

[5]) *Merensky*, Beiträge zur Kenntnis Süd-Afrikas 1875, S. 134.

[6]) Globus Bd. 37. 1880. S. 25: Der Kindermord als Volkssitte.

[7]) *Waitz* IV, 187 und 332.

[8]) *Helvetius*. *De l'esprit* II, 13.

angesehen, und die Grausamkeiten, welche dort oft mit den Kranken vorgenommen werden, sind vom Aberglauben eingegeben, werden aber meist ausgeübt in der Absicht, zu helfen. Wie hart erscheint es uns, wenn einem Kranken kein Schlaf gegönnt wird. Die Tscherkessen glauben aber, der Schlaf schade den Kranken, darum finden sich bei solchen die Nachbarn ein, singen, tanzen, zechen, lärmen, um den Schlaf zu verscheuchen; schläft der Kranke dennoch ein, so wird er mit Wasser bespritzt.[1]) Und welche grausamen Kuren wendet nicht noch heutzutage der Aberglaube unter uns an, um Krankheiten zu beseitigen.

Nicht anders haben wir das Töten der Witwe bei dem Tode ihres Mannes zu beurteilen. Am bekanntesten ist die Sitte in Indien. In dieser Hinsicht urteilt *M. Müller:* „Der freiwillige Tod der Witwe dürfte wohl ihren Verwandten kein anderes Gefühl entlocken, als das des Mitleides und Bedauerns, eine noch so junge Braut ihrem Gatten ins ferne Land folgen zu sehen. Sie selbst wird fühlen, dafs, indem sie ihrem Gatten in den Tod folgt, sie nichts anderes tut, als was jede andere Witwe auch tun würde — dafs sie nur ihre Pflicht getan habe.“[2]) In der Tat stritten sich die beiden Frauen des Fürsten Keteus um die Ehre, mit dem Gemahl verbrannt zu werden. Als der jüngeren das Recht zuerteilt ist, weil die ältere schwanger war, nimmt letztere das Diadem vom Haupte, rauft das Haar und wehklagt, wie über ein grofses Leid. Die jüngere aber besteigt, herrlich geschmückt, von ihrem Bruder geleitet, Hymnen singend, den Scheiterhaufen. Eine ganz ähnliche Szene führt uns das Gedicht Mahabharata vor, wo sich die beiden Frauen des Königs Pandu um die Ehre des Scheiterhaufens streiten. Das letztere ist allerdings nur Poesie. Aber eben darum recht bezeichnend für das, was als Ideal galt, und was sicher auch oft Wirklichkeit war, ja noch Wirklichkeit ist, denn wiewohl die Witwenverbrennung durch die Engländer längst verboten ist, kommen doch auch jetzt noch jährlich mehrere Fälle zur Verhandlung und Bestrafung.[3]) Am 25. Februar 1877 starb der berühmte durch viel Blutvergiefsen zur Macht gelangte, von den Engländern ausgezeichnete Dschang Bahadar. Seine drei vornehmsten Frauen stellten sich sogleich

---

[1]) *Klemm* IV, 34.
[2]) Essays I, 56.
[3]) *E. Schlagintweit* in Globus, 1883. Bd. 43. S. 247.

ein und bestanden trotz der Gegenvorstellungen ihres Schwagers darauf, mit dem Leichnam verbrannt zu werden. Der Scheiterhaufen wird mit Sandelholz, Harz, allerlei wohlriechenden Stoffen und geschmolzner Butter wohlzugerichtet. Dann badeten die Frauen, verrichteten ihren Götzendienst und machten den Brahminen Geschenke. Ihre letzte Bestimmung war die Freigebung einiger Gefangenen. In gröfster Ruhe betraten sie, Gebete murmelnd, den Scheiterhaufen. Die älteste Gemahlin nahm das Haupt des Toten, die beiden andern die Füfse desselben in ihren Schofs und ganz in das Anschauen seiner Gesichtszüge versunken, erlitten sie den Tod. Der Sohn des Ministers selbst hatte das Feuer angelegt, das schnell hochaufloderte und in wenig Minuten war alles vorüber.[1]) Und der Missionsdirektor *Schott* berichtet 1882: „Ich habe mich in Indien oft gewundert über die Weiber, sie hängen zäh an ihrer Entwürdigung, und es ist neu auffallend, dafs letzthin sich junge Witwen mit einer Bittschrift an die Königin von England gewandt haben gegen den Witwenfluch." Dabei vergesse man nun nicht die überaus grofse Zahl der indischen Witwen. Nach der Volkszählung vom 17. Februar 1881 gab es in Britisch-Indien $99^1/_4$ Millionen weibliche Einwohner und darunter 21 Millionen Witwen, und berechnet man die Hindus mit Ausschlufs der Mohammedaner, so war das dritte weibliche Wesen eine Witwe. In Kalkutta allein befanden sich 42824 Witwen, darunter 364 unter zehn Jahren. Bedenkt man freilich, wie jammervoll das Los einer lebenbleibenden Witwe in Indien noch jetzt ist,[2]) so begreift man, wie sie sich zum Tode drängen konnten.

Indes ist es ja auch bei anderen Völkern etwas sehr Gewöhnliches, dafs Witwen und Angehörige freiwillig oder doch freudig mit dem Hausherrn in den Tod gehn. Ein Beispiel aus der Edda ist oben schon erwähnt. *Herodot* (V, 5) berichtet von einem thrakischen Volke: wenn ein Mann stirbt, so entsteht ein grofser Streit unter seinen Frauen, und welcher der Ehrenpreis zuerkannt wird, die wird von Männern und Weibern feierlich nach dem Grabe gebracht und auf demselben von ihren Anverwandten geopfert. Die anderen Frauen tragen aber grofses Leid, denn das ist für sie der gröfste Schimpf. Von den Wenden erzählt *Bonifacius*, dafs unter ihnen die Frau für lobenswert ge-

[1]) In *Warnecks* allg. Missionszeitschrift. Bd. IV. 1877. S. 88.
[2]) Globus 1883. Bd. 43. S. 246.



halten werde, welche sich selbst tötet, um des Scheiterhaufens ihres Mannes teilhaftig zu werden. Als 1011 nach Christi Geburt dem berühmten Niall von seinen Feinden das Haus über dem Kopfe angezündet wurde, wodurch er das Leben verlor, wollte man seine Frau Bergthora herausgehen lassen. Sie sagte jedoch: „ich bin dem Niall jung vermählt worden, habe ihm gelobt, dafs ein Schicksal über uns beide ergehen soll.“ Sie wich nicht aus dem Hause und liefs sich mit ihm verbrennen.[1]) Auf den Salomoninseln hält es die Mehrzahl der Witwen für Pflicht, dem Verstorbenen sofort zu folgen, sie betäuben sich durch gewisse Pflanzensäfte und hängen sich dann in der Nähe ihres Gemahls auf.[2]) Im Beowulfsliede hilft Siggeir ihren ihr aufgedrungenen Gatten erschlagen, dann aber sagt sie: Ich habe die Hand geboten zur Rache gegen meinen Mann, aber die Treupflicht im Tode leiste ich ihm fröhlich, obgleich ich ihn gezwungen nahm. Da gab sie dem einzigen Bruder den Abschiedskufs, schritt in das Feuer und verbrannte sich mit ihrem Manne. In denjenigen Ländern, wo man noch Menschenopfer bringt, die Gefangenen gewohnheitsmäfsig abtut, oder wo man den Kannibalismus treibt, gehen die Opfer mit stumpfer Resignation ihrem Verhängnis entgegen. Es kommt vor, dafs beim Tode eines geliebten Mannes und Herrn Weiber, Kinder, Sklaven sich selbst umbringen oder umbringen lassen.[3]) Auf Aneitum (Südsee) tragen die Frauen den Strick, mit dem sie, wenn ihr Gatte im Tode voran geht, erdrosselt werden, schon von der Vermählung an um den Hals. (*Ratzel* II, 339.) Selbst in China war es nicht selten, dafs die Witwe durch

---

[1]) *Rauber*, Urgeschichte des Menschen. Leipzig 1884. S. 274.

[2]) Globus 1881. Bd. 39. S. 376.

[3]) *Hartmann*, Die Völker Afrikas. 1879. S. 187, 190, 213 und *Waitz* II, 193. *Spencer* I, 232. *Burkhardt*, Missionsbibliothek II, S. 25. Eines Tages erhielt der Missionar Hunt auf den Fidschi-Inseln von einem jüngeren Manne eine Einladung zur Beerdigung seiner Mutter. Hunt leistete der Einladung Folge. Als sich der Leichenzug in Bewegung setzte, bemerkte er zu seiner Überraschung nirgends einen Toten. Auf seine Nachfrage zeigte ihm der junge Wilde seine Mutter, welche mit ihm ging und ebenso heiter und lebhaft war wie alle Gäste und sich offenbar gut zu amüsieren schien. Er fügte hinzu, dafs er seiner Mutter zu Liebe also handle und dafs er nun infolge dieser Liebe im Begriff sei, sie zu beerdigen und dafs nur ihre Kinder und niemand anders eine so heilige Dienstleistung vollziehen könnten und dürften. Sie wurde nach rührendem Abschied lebendig begraben.“ *Carneri*, Entwicklung und Glückseligkeit. 1886. S. 275.

Selbstmord dem Gatten folgte. Die beiden Monarchen, welche Vorgänger des Kaisers Yung-tscheng waren, scheinen solch eine Treue für anempfehlenswert angesehen zu haben, indem sie die Errichtung von Ehrentafeln zur Erinnerung an Witwen, welche ihr Leben freiwillig aufopferten, befahlen. Die Gewohnheit wurde in Wirklichkeit so volkstümlich, und Berichte über Selbstmord trafen so zahlreich ein, dafs Kaiser Yung-tscheng das Verleihen von Ehrentafeln, wodurch das unwissende Volk zum Selbstmord ermutigt und angespornt wurde, verbot. Trotzdem kommen ab und zu noch gegenwärtig Fälle von Selbstmord der Witwen in China vor, und zwar scheint es die Provinz Fukien zu sein, in der sich dieser Gebrauch am häufigsten ereignet. Eine einheimische Zeitung Schanghais meldete erst ganz vor kurzem einen solchen Fall.

In allen diesen Fällen ist demnach streng genommen von Grausamkeit nicht die Rede, weder von den Opfern selbst noch von den Zuschauern wird hier das Grausame als solches empfunden. Vor allem indes erwäge man, dafs namentlich Naturvölker den Tod oft mit ganz anderen Augen ansehen, als wir. „Die bei den zivilisierten Völkern so mächtige Todesfurcht folgt aus den komplizierten Beziehungen, die ihr Geist in der Aufsenwelt eingegangen ist, wo überall Verbindungen geknüpft sind, die noch ihrer ausgleichenden Erfüllung harren, so dafs gleichsam das Bewufstsein den gewaltsamen Eingriff fürchtet, der alle seine Arbeiten zerstören würde, da sie noch nicht genug fortgeschritten sind, um als abgeschlossen betrachtet zu werden. Der von den wilden Völkern auf so leichte Veranlassung hin begangene Selbstmord steht unsern Ideen nur deshalb so fremd und fern, weil in unsern komplizierten Verhältnissen nur selten der Fall eintritt, wo der Mensch sich gänzlich isoliert von jeder Anregung und der hoffnungslosesten Verzweiflung sich hingegeben fühlt.“ [1]) Die Beute einer solchen Verzweiflung wird der Naturmensch um so leichter, je mehr er fast ausschliefslich von augenblicklichen Antrieben zum Handeln veranlafst wird; eine, wie wir wissen, bald vorübergehende Verstimmung macht ihn völlig gleichgültig gegen das Leben. *Peschel* führt sehr viele Beispiele an, wo ganze Völkerschaften, namentlich in Verdrufs über die Quälereien von

[1]) *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte III, 290; s. auch Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. XI, 47.



seiten der Europäer, sich massenweise den Tod gaben, sie wollten lieber nicht leben, als ein Leben führen, welches nicht wert ist, gelebt zu werden.[1]) Auf Madagaskar herrscht ab und zu eine wahre Selbstmordmanie, wo sich die Leute bei der geringsten Ungelegenheit das Leben nehmen, indem sie sich tanzend von einem Felsen herabstürzen.[2]) Unter den Cherokee-Indianern töteten sich viele aus Verdrufs über die Entstellung durch die Blattern.[3]) Indianische Knaben und Mädchen sollen oft bei geringen Verweisen von seiten der Mutter sich ins Wasser stürzen. In Indien liefsen sich die Menschen in der Blüte ihres Lebens massenweise von den Wagen des Joggernath zermalmen; kann der Kläger sonst keine Hilfe erlangen, so hungert er sich vor der Türe des Richters zu Tode; der Philosoph geht, wenn er meint, genug gelernt zu haben, ruhig in den Ganges, um am andern Ufer des Daseins anzulangen.[4]) Die Thrakier beklagen nach *Herodot* den Neugeborenen, den Verstorbenen aber bringen sie mit Jubel unter die Erde und sagen dabei: nun wäre er des Unglücks ledig und lebte in Seligkeit.[5])

Wo also das eigene Leben so gering geachtet wird, kann auch das des andern nicht hoch angeschlagen werden. Darum lobt selbst *Plato* den Asklepios und seine Söhne, dafs sie nur die Kräftigen mit kräftigen Arzeneien geheilt, sich aber gehütet hätten, den Siechen ihr Siechtum lang zu machen.[6]) Dabei ist das Schmerzgefühl nicht immer dem unsrigen gleich. Aus seiner ärztlichen Praxis sagt *Felkin:* Die Schulineger sind merkwürdig hart gegen Schmerzen, ich glaube, sie empfinden sie wirklich nicht so lebhaft, wie wir; oft lachten und scherzten sie, während schmerzvolle Operationen an ihnen vorgenommen wurden. Sie können auch grofse Massen von Alkohol vertragen. *Livingstone* schreibt von den Negern: „Bei einer Operation sitzen auch die Weiber unbeweglich, schneide ich zolltief, so sitzen sie da, schwatzen als spürten sie nichts. Unsereins, sagen sie, schreit nicht. Das tun nur die Kinder.“ Kommt nun gar noch der felsenfeste Glaube an ein jenseitiges, verklärtes Leben hinzu, so sind jene Völker,

---

[1]) *Peschel*, Völkerkunde, S. 150 ff.
[2]) *Chronicle of the London-Missionary-Society.* Oktober 1878.
[3]) *Waitz* III, 102.
[4]) *M. Müller*, Essays 1869, I, 56.
[5]) *Herodot* III, u. *Valerius Max* II, 1.
[6]) *Plato*, Republ. III, 408.

welche unter gewissen Umständen die Alten, Schwachen und Kinder töteten, gewifs nicht des Mangels an Liebe zu zeihen. Im Gegenteil. Man möchte sagen, das blofse Mitleiden ist hier überwunden und zu wirklichem, überlegtem Wohlwollen geworden. Das gewaltsame Töten fordert ohne Zweifel das Mitleiden heraus und machte den Gedanken der Schonung rege, es mufste erst noch die Überlegung hinzukommen, welche erwog, welches Übel, ob getötet werden oder hilflos leben, das kleinere sei; man mufste wohl erst die augenblicklichen Regungen des Mitleids mit den zu Tötenden überwinden und allein das wahre Wohl derselben ins Auge fassen. Es mag ja sein, dafs oft auch der blofse Eigennutz, welcher der Pflege überhoben zu sein wünschte, zu der Tat anspornte; den oben mitgeteilten Reden der Chippewaes aber hört man es an, hier geschah es aus wirklichem Wohlwollen, welches es erst selbst über sich gewinnen mufste, die Grausamkeit zu begehen.[1])

Wir haben aus dem Familienleben einige Züge hervorgehoben, welche zeigen, dafs die Familie die natürlichste Quelle der Mitgefühle sei. Gewifs lassen sich viele andere Fälle anführen, in denen gerade da das Mitgefühl gefehlt hat, wo man es am meisten erwarten sollte. Indes Mangel an Sympathie, also Eigennutz und Geltendmachen des eignen Ich erfordert kaum eine psychologische Erklärung, das ist meist das Natürlichste und das dem rohen psychologischen Mechanismus zunächst Entsprechende.

---

[1]) Es mag hier eine kurze Bemerkung über das Schicksal der Verwachsenen Platz finden. Zumeist wurden krüppelhafte Kinder bald nach der Geburt getötet. Hingegen pflegen die Neger vor solchen eine abergläubische Scheu zu hegen und sie darum gut zu versorgen. (*Waitz* II, 181; VI, 779 u. *Hartmann,* Die Völker Afrikas 297.) Sehr alt ist ferner die auch heute noch hie und da beobachtete Sitte, aus der Zahl der Buckligen und Verwachsenen Kutscher und Diener für vornehme Herrschaften zu wählen: so war es bei den Sybariten zur Zeit des Pythagoras und bei den Ägyptern, dergleichen hielten sich die altmexikanischen Könige (*Waitz* IV, 90) und die Häuptlinge der Fidschiinseln gern Bucklige zum Vergnügen, zu einer Art von Hofnarren, die oft erst in der Jugend zu diesem Zwecke verstümmelt wurden (*Waitz* VI, 626). Im alten Peru wurden Krüppel wohl geschont, da sie aber zur Arbeit untüchtig waren und doch nicht ganz müfsig sein sollten, mufsten sie jährlich eine Abgabe, bestehend in einigen Säckchen voll gefangenen Ungeziefers, abliefern (*Waitz* IV). Der König von Ashanti hatte im Beginn unseres Jahrhunderts aus Laune beinahe 100 Neger von den verschiedensten Färbungen an seinem Hofe, Albinos, blafsrosa, ja weifs u. s. w. Globus, Bd. 38. S. 377.



Wenn aber dieser natürliche Egoismus überwunden wird, das verdient Beachtung; und ein einziger Fall selbstlosen Wohlwollens beweist für die Bildsamkeit der menschlichen Natur mehr, als alle Fälle des wilden Egoismus dagegen. Nun ist ja freilich Mitleid noch weit entfernt, reines Wohlwollen zu sein; ist doch die Sympathie im Grunde nur eine feinere Form des Egoismus, sofern der Andre zu dem eigenen Ich gerechnet wird; allein es ist ebenso bekannt, dafs die natürlichen Mitgefühle in den meisten Fällen der Boden sind, auf welchem dann das reine Wohlwollen erwächst und gedeiht. „Psychologisch betrachtet fliefst der Zustand der Teilnahme in den Zustand des Wohlwollens über, ohne eine feste Grenzscheidung blicken zu lassen. Die unwillkürliche Nachahmung der fremden Empfindung (die Sympathie) geht, häufig wenigstens, voran; es erhebt sich alsdann ganz allmählich die Unterscheidung, dafs es ein anderer sei, welcher zuerst empfand; so sondert sich der Nachempfindende los von jenem, es sondert sich von der Auffassung des fremden Willens der einstimmende eigene Wille, die Glieder des Verhältnisses treten auseinander; und erst indem sie reiner und reiner auseinander treten, verwandelt sich mehr und mehr die Sympathie in Güte."[1])

Eine andere reiche Quelle zunächst der Mitgefühle und dann des Wohlwollens finden wir in den Genossenschaften, welche bei vielen Völkern sich gebildet haben. So schliefsen sich unter den Kaffern die Knaben, welche zusammen beschnitten werden, zu einer festen Gesellschaft zusammen, der es nicht an Gemeingeist und einer Art gegenseitiger Erziehung fehlt.[2]) Diese Zusammengehörigkeit zeigt sich bei den Kaffern besonders in Unglücksfällen, wie Brand oder Beraubung. Sobald es bekannt wird, dafs jemand dergleichen zugestofsen ist, strömen aus nah und fern die Freunde herbei, um den Unglücklichen zu trösten und mit ihm zu trauern.[3]) *Schurtz* (110) weist nach, wie in sehr vielen Völkern Junggesellenhäuser bestehen für gemeinsames Zusammenleben der waffenfähigen Jugend bis zur Verheiratung. Und entsprechend Mädchenhäuser. Die Einwohner verpflichten sich zu gegenseitiger Hilfe.

Auf den Fidschiinseln verbinden sich zuweilen zwei Männer

---

1) *Herbart* bei Hartenstein VIII. 43, bei Kehrbach II, 362.

2) *Waitz* II, 390. Überhaupt ging die Genossenschaftshilfe der Staatshilfe voran. S. *Jhering*, Geist des römischen Rechts. I, 120 ff.

3) *Müller*, Allgem. Ethnographie, 1879, S. 191.

wie zu einer Ehe und versprechen sich in allen Lebenslagen bis zum Tode beizustehen, gemeinsam zu sterben und ledig zu bleiben (*Ratzel* II, 288). Bei den Eskimos werden mit den guten Stücken aus der Jagdbeute nicht nur die Teilnehmer an der Jagd und diejenigen, von welchen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, sondern vor allen die Kränklichen und Witwen versehen. Niemand, auch nicht der Ärmste, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden ist, so erhält er seinen Anteil. Eine Art Fürsorge für Arme und Gäste findet sich bei manchen Indianerstämmen. Von ihrer Ernte geben sie einen Teil in eine Gemeindescheune. Von dort holt sich der Bedürftige, der Fremde, was er braucht und was ihm besonders dazu bestellte Beamte zuteilen (*Ratzel* II, 629).

Von dem Jubimvolke auf Neu-Guinea wird berichtet: ein Unterschied von arm und reich existiert nicht, kein Gegensatz verschiedener Stände, nie hat einer Überfluſs, während sein Nachbar darbt. Daher findet sich auch kein Wort für reich und arm. Allerdings ist der eine angesehener als der andere. Wird ein Schwein gekauft, so ist der Anteil dessen, der den Hauptpreis bezahlt hat, nicht gröſser als dessen, der nur eine Kleinigkeit beisteuerte, ja wer gar nichts dazu beitrug, kann ebensoviel davon essen. Der gröſste Ruhm für jenen besteht in dem Zeugnis, daſs er alles ausgeteilt habe, sich selbst mit Geringfügigem begnügt. Ebenso steht dem Jäger nicht freies Verfügungsrecht über ein erlegtes Schwein zu. Gemeinsam wird es verzehrt. Ein solcher Kommunismus ist der Feind alles Aufstrebens.

Hier erscheint auch der Dank überflüssig, nicht einmal ein Wort ist dafür vorhanden.[1])

Ähnliches berichtet *Nansen* von einem Teile der Eskimos: am zähesten hält sich überall die Ansicht, daſs Speise und Trank kein Privatbesitz sind, sondern daſs jeder Bedürftige sich mit zum Mahle setzen könne; und wenn im Orient, in Spanien und Italien noch jetzt wenigstens formell die Umstehenden mit zur Teilnahme am Mahle eingeladen werden, so findet sich hier der letzte Rest jenes Kommunismus, und zwar auch in diesem Falle durch Aberglauben gestützt, da man den „bösen Blick“ hungriger oder miſsgünstiger Zuschauer vermeiden will. Das Wort essen ist in vielen Fällen von der Wurzel abgeleitet, die Teilung, Austeilung

---

[1]) *Schurtz* 156.

bedeuten. *Duboc* fand diesen Gemeinsinn auch bei einem Teile der Australier und erzählt: „Ich beschenke den Fleifsigen mit einer Hose in der Hoffnung, seinen Ehrgeiz und Egoismus anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklichen und weniger Fleifsigen zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat diese Hose schon die Rundreise über verschiedene unbefugte Beine angetreten und prangt vielleicht gerade an den Gliedmafsen desjenigen, welchen ich zurücksetzen wollte. Ich gebe einem eine Portion Mehl — einen sehr begehrten Artikel — und hoffe, den Neid der anderen aufzustacheln. Aber derselbe Abend sieht noch ein lustiges Feuer entstehen, geröstete Kuchen werden bereitet, und ohne Unterschied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krume verspeist ist. Alle europäische Berechnung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft.“ [1])

Unter den Tscherkessen bestehen gewisse Verbrüderungen solcher, die sich freiwillig zusammentun unter einem Oberhaupt, das sie sich selbst wählen. Grundsatz dieser Genossenschaften, welche gewöhnlich nicht unter 20 Mitgliedern zählen, ist, dafs einer für alle und alle für einen stehn. Die Genossen helfen z. B. die Strafe tragen, wenn sie für den einzelnen zu schwer ist, Frau und Kinder dessen zu ernähren, der sie hinterläfst, den Brautpreis zu bezahlen, einander auf Reisen zu beherbergen u. s. w. Die Glieder gelten untereinander als blutsverwandt und dürfen darum auch nicht untereinander heiraten. [2]) Unter den Germanen schlossen sich gleichfalls freie Männer zu besonderen Rechtsgenossenschaften zusammen. Hier hatte dann der einzelne Recht und Frieden. Die engste Gemeinschaft solcher Verbände bestand unter den Angelsachsen, wo je 10 Männer unter einem Vorstande sich zusammenschlossen und jeder für den andern bürgte. [3]) Auf Island gehen die Freunde auf eine Erdzunge und schneiden Rasenstücke aus, deren Ende sie in der Erde befestigen und so mit einem Spiefse unterstützen, dafs man mit der Hand den Nagel, der das Eisen des Spiefses hält, fassen kann. Unter diese Rasenstücke

---

[1]) Globus 1886, Bd. 49, S. 299.

[2]) *Klemm* III, 61.

[3]) *Grimm* a. a. O. 291. So wird auch Sippe abgeleitet von Sibje = Frieden, also die Verbindung, innerhalb deren Friede herrscht. Nach der Edda wird die Welt untergehen, wenn im Innern der Sippe Feindschaft entsteht. Vgl. *Achelis*, Über die Organisation und Bedeutung der Geheimbünde. In Globus. 1893.

treten sie, verwunden sich, lassen ihr Blut auf die Erde fliefsen und vermischen Erde und Blut. Dann fallen sie auf die Knie und schwören, dafs sie einander wie Brüder rächen wollen. Ähnliche Pflegbrüderschaften zum gegenseitigen Schutze werden bei den Morlacken in Dalmatien und zwar nicht allein zwischen Männern geschlossen, sondern auch zwischen den Frauen; erstere heifsen Probatimi, letztere Posestrime.[1]) Bei den Bullamern an der Westküste Afrikas gibt es einen Bund Pucca, welcher die streitenden Parteien mit seiner Rache bedroht, wenn sie die Feindseligkeiten nicht einstellen. Der Bund verhindert viel Blutvergiefsen. Bei den Kimbunkes in Südzentralafrika besteht ein Geheimbund, um die ewigen Kriege unter den einzelnen Stämmen und die herrschende Menschenfresserei abzuschaffen. Bei den Bantu werden die mit dem Häuptlingssohn gleichalterigen Knaben durch Wahlbrüderschaft so mit ihm verbunden, dafs zwischen allen Beteiligten ein Schutz- und Trutzbündnis besteht.[2])

Derartige Genossenschaften, zu denen man auch in gewisser Hinsicht den Pythagoreischen Bund u. a. zählen könnte, waren ja zunächst wohl im eigenen Interesse geschlossen, der einzelne sorgte auf solche Weise am besten für sich selbst. Aber es konnte nicht ausbleiben, dafs zwischen Menschen, die so, wenn auch zunächst aus einer gewissen Notwendigkeit, Freude und Leid den gröfsten Teil des Lebens miteinander teilten, und ganz so gegeneinander handelten, als treibe sie einzig und allein das freie Wohlwollen, auch ganz von selbst Sympathie und darauf Wohlwollen entstand, selbst wenn es im Anfang nicht vorhanden war; wenigstens waren hier die Verhältnisse zu dessen Entstehung überaus günstig.

Hingegen hat der Mensch viel Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es gilt, das Wohlwollen auf Fremde zu übertragen. Hier heifst es zunächst meist *homo homini ignoto lupus est.* (Der Mensch ist dem Unbekannten gegenüber ein Wolf.) Heben wir jetzt einige Hauptursachen der Feindseligkeit (Antipathie) unter den Menschen hervor.

Die menschliche Familie auch in ihren frühesten Zuständen ist nicht ohne Eigentum zu denken. Weib, Kind, Hütte, Gerät, Waffen bilden das Eigentum des Mannes. Dies alles ist mit seinem

---

[1]) *Rée*, Entstehung des Gewissens, S. 243.
[2]) Globus 1893. 288 ff.



Ich auf das innigste verschmolzen. Jedes dieser Stücke wird, wenn es fehlt, vermifst, und sein Fehlen stört das gewohnte, geistige Gleichgewicht. Zumal jeder gewaltsame Eingriff, jeder Angriff auf das, was der Mensch zu seinem Ich rechnet, weckt Zorn und Streit. Verdeutlichen wir uns dies der Einfachheit wegen an den Tieren.

Auch die Tiere besitzen in gewissem Sinne Eigentum, der Vogel sein Nest, die Alten ihre Jungen, das Raubtier sein Jagdgebiet. Ist dieser Kreis von Vorstellungen so abgeschlossen, dafs das Tier das Fremde als solches unterscheidet, so übt dann das Neue, wenn es sich unmittelbar der sinnlichen Wahrnehmung darbietet, einen hemmenden Einflufs auf die älteren Vorstellungen. Sind der letzteren nur wenige vorhanden, oder sind sie nur schwach miteinander verbunden, hat sich also noch keine herrschende Vorstellungsmasse gebildet, so weichen die alten leicht den neuen, welche mit der Stärke der sinnlichen Wahrnehmung auftreten. In diesem Falle haben wir die Erscheinung der Furcht, die alten Vorstellungen weichen den neuen, ohne erheblichen Widerstand zu leisten, und mit ihnen flieht das Blut in die grofsen Gefäfse, das vegetative Leben, die Ernährung leidet damit eine Hemmung. So verhält es sich beispielsweise bei der Katze. Anders beim Hunde. Einmal ist hier der Kreis der Vorstellungen, welche die herrschenden sind, gröfser, zum andern ist die Verbindung unter den Vorstellungen fester; der Störung des Gleichgewichts durch das Neue tritt also sogleich ein stärkerer Widerstand entgegen. Die älteren Vorstellungen sollten weichen, sollten aus den bisherigen Verbindungen treten, aber die alte Verbindung ist zu innig, es erfolgt ein Konflikt des Alten mit dem Neuen, in diesem Falle als Folge der Zorn, welchen der Hund dem Fremden durch Bellen verkündet. Dafs hier viel auf der leiblichen Beschaffenheit, insbesondere auf dem Zusammenhang des Nerven- und Gefäfssystems beruht, ist gewifs, aber zunächst ist der geschilderte Vorgang eine geistige Erscheinung. Der Hund an und für sich, seiner leiblichen Natur nach, ist nicht unter allen Umständen zornig bei dem Eintreten von neuen Vorstellungen. Ganz junge Hunde, in welchen sich noch nicht ein bestimmter alter Vorstellungskreis im obigen Sinne gebildet hat, sind nicht zornig und wachsam, wie man es nennt. Die Hunde der Eskimos und Kamtschadalen auch nicht, sie bellen den Fremden nicht an, sondern weichen vor ihm feige zurück. Sie

sind aber auch nicht ihrem Herrn anhänglich, sind überhaupt nicht an menschliche Gesellschaft gewöhnt, sondern bringen ihr Leben, wenn sie nicht zum Ziehen gebraucht werden, teils in finstern Gruben zu, teils sich selber überlassen im Freien, sich Nahrung zu suchen.[1]) Desgleichen sind die herrenlosen Hunde des Morgenlandes feige. Hier sind also keine festen, umfassenden, herrschenden Vorstellungen vorhanden; wie auch bei unsern Hunden, wenn sie sich an ganz fremden Orten befinden, der Zorn der Furcht Platz macht. Auch der Wolf soll, wenn er sich in unbekannte Gegenden verirrt hat, viel von seinem Mute verlieren und ohne Gefahr angegriffen werden können. In Fanggruben gefangen ist er vor Überraschung so betäubt, daſs ein Mensch ohne weiteres zu ihm hinabsteigen, ihn binden und wegführen kann.[2]) Andrerseits kann auch der Zorn im Hunde dadurch ausbleiben, daſs die alten Vorstellungen zu mannigfaltig und reich sind; wenn sich ihm sehr häufig Neues darbot und in irgend einer Weise in das Gleichgewicht einging, dann gibt es innerhalb gewisser Grenzen für ihn nichts absolut Neues und Störendes mehr. Die sehr klugen Hunde, die nach ihrer Art die Welt kennen, sind weniger zornig, als das kleine Völkchen, welches den Ofen nicht weit verlieſs. Wiederum aber kann auch die Katze zornig werden, wo sie der Gefahr nicht ausweichen kann oder durch ihre Jungen an einen bestimmten Ort gebannt ist, also die Vorstellungen nicht weichen können, sondern Widerstand leisten müssen.

Daſs nun bei dem Hunde die herrschenden Vorstellungen reicher und fester verknüpft sind, als bei der Katze, liegt in der leiblichen Organisation, die es im Hunde gestattet, daſs die Vorstellungen nach gröſseren Resten miteinander verschmelzen und sich überhaupt mehr nach ihren eigenen Kräften verbinden und hemmen, während die geistige Entwicklung der Katze vielmehr von der leiblichen Entwicklung bestimmt wird.[3])

Ungleich mehr als im Hunde tritt der körperliche Einfluſs in dieser Beziehung im Menschen zurück und gestattet den Vorstellungen, nach ihren eigenen Kräften aufeinander zu wirken.

---

[1]) *Klemm* II, 280.

[2]) *Romanes*, Geistige Entwicklung im Tierreich. Deutsch. 1887. S. 338.

[3]) Über Katze und Hund s. *Herbart* bei Hartenstein X, 390, bei Kehrbach IX, 374 und *Cornelius*, Über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. 1871. S. 103. *O. Flügel*, Über das Seelenleben der Tiere. 1886.



Auch auf den niedrigsten Kulturstufen bildet sich im Menschen — abgesehen von besonderen Krankheiten — ein Ich aus, also eine verhältnismäfsig weitverzweigte, feste Vorstellungsmasse, auf welche alle anderen Vorstellungen bezogen werden. Weil nun auf den niederen Bildungsstufen noch gar vieles, was wir als für das Ich unwesentlich ansehen, mit ihm wesentlich verbunden ist, wie Leib, Umgebung, Eigentum, Stand u. s. w., so pflegt dort noch häufiger, als bei uns, mit jeder Störung des Gewohnten eine unmittelbare Unterdrückung des Ich verbunden zu sein. Wird aber das Ich oder die mit ihm eng verbundene Vorstellungsmasse gehemmt, so geschieht dies nur, indem jenes der Hemmung widerstrebt. Die Kraft dieses Widerstrebens hängt ab einmal von der Stärke des Ich, d. h. von der Menge und dem Grade der Verschmelzung derjenigen Vorstellungen, in welchen das Ich seinen Sitz hat, zum andern von der körperlichen Beschaffenheit, welche diesen Widerstand unterstützen, aber auch schwächen kann. Letzteres, sahen wir, hat bei der Katze insgemein statt, während die Organisation des Hundes dem Beharren und Widerstreben der alten Vorstellungen günstig ist.

Bei den Menschen ist die Natur in dieser Hinsicht überaus verschieden, sie neigt bei dem einen, namentlich dem weiblichen Geschlecht, mehr zur Furcht, bei dem Manne mehr zum Zorn. Aufserdem beruht das Ich des Mannes auf viel weiter verzweigten und festeren Verbindungen der Vorstellungen, ihm gehört Weib, Kind und Eigentum. Er wird also verletzt, wenn das Seinige angetastet wird, oder ein Fremder in sein Eigentum einbricht. So ist es natürlich, dafs der Mann bei jeder namentlich gewaltsamen Störung des Gleichgewichts seines Vorstellungskreises sehr leicht zum Zorn gereizt wird.

Hiernach steht zu erwarten, dafs der Fremde schon als solcher für einen Feind angesehen wird. Der Fremde ist Störer des Gewohnten auch ohne es zu wollen. Und manches deutet darauf hin, dafs *Plautus* recht hat: Der Mensch ist gegen Unbekannte ein Wolf. Bekanntlich bedeutet *hostis* (Feind) ursprünglich nur Fremder. Und genau so bezeichnet das griechische Wort für Feind ἐχθρός ursprünglich den, der draufsen steht, der aus der Gemeinschaft ausgeschlossen ist, also am Frieden nicht teil hat.[1]) Desgleichen berichtet *Bastian*,

[1]) *Bergk*, Griechische Literaturgeschichte. S. 33.

dafs bei den Wiknafi das Wort Orlmagnati beides zugleich bezeichne, einen Fremden und einen Feind.[1]) „Fremde und Feinde sind beinahe gleichbedeutende Begriffe für den Geist des Tieres wie des primitiven Menschen. Durch vererbte (?) Folgen von Erfahrungen ist dieser Ideenzusammenhang geradezu in Fleisch und Blut übergegangen, wie uns der Säugling auf dem Arme der Mutter zeigt, welchen ein unbekanntes Gesicht zum Weinen bringt, obgleich ja in seinem eigenen Leben noch niemals irgend ein Übel auf den Anblick eines unbekannten Gesichts erfolgt ist."[2]) Dabei ist wohl in keinem Falle an „vererbte" Erfahrungen zu denken, es genügt vollkommen, die Hemmung des Bekannten und Gewohnten durch das Unbekannte, um Schreck oder Furcht zu erzeugen. Daraus würde sich so mancher feindseliger Empfang der Europäer von seiten der Naturvölker erklären. Und wozu müfste denn erst mit dem Fremden Blutsfreundschaft oder Gastfreundschaft geschlossen werden, wenn er als Fremder nicht für rechtlos gegolten hätte? Allein so ohne weiteres ist es doch nicht richtig, dafs überall fremd gleichbedeutend sei mit feind. Dies feindselige Verhalten, welches Europäern zumal an den Küsten entgegentritt, hat meist in dem vorangegangenen feindseligen Verhalten der Fremden gegen die Eingeborenen seinen Grund. Nennen doch die Einwohner der neukaledonischen Insel Vate einen Weifsen geradezu „segelnden Bösewicht". Erst infolge schlimmer Erfahrungen ist ihnen der Fremde zum Feinde geworden. Hingegen scheinen sich fast sämtliche Naturvölker, wo sie zum ersten Male mit Fremden zusammentrafen, eher zutraulich und neugierig gezeigt zu haben. Und bei näherer Überlegung ist das auch sehr erklärlich. Schon am Hunde sahen wir, wie er durch die Menge, die Verschiedenartigkeit und den häufigen Wechsel der Vorstellungen aufhören kann, zornig zu sein, weil eben das Neue nicht mehr ganz neu ist und also nicht mehr stört. Bei dem Menschen ist dies noch bei weitem mehr der Fall: ihn treffen

---

[1]) *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. 1860. I, 219. *Cicero* de off. I, 12: Feind hiefs bei unsern Vorfahren der, welchen wir jetzt einen Fremden nennen. *Hermann* (griechische Staatsaltertümer) bemerkt zu *Herodot* IX, 11: Ausländer und Feind werden selbst in der Sprache ursprünglich gleichgesetzt. Auch Jesaias 25, 2 u. 29, 5 u. Psalm 54, 9 heifst fremd soviel wie feind.

[2]) *Spencer*, Sociologie II, 389.



wir fast nirgends familienweise gänzlich abgeschlossen, fast immer sind die einzelnen Familien zu gröfseren Verbänden verknüpft. Das bringt viel Wechsel und Mannigfaltigkeit in den Verkehr, nicht allein mit den Stammesgenossen, sondern auch mit ganz Fremden. Mag also immerhin die erste Empfindung beim Anblick eines Fremden eine dem Zorne nahe verwandte gewesen sein, die öfters gemachte Erfahrung, dafs in Wirklichkeit der Fremde sich nicht immer feindlich benimmt, kann nicht ausbleiben. Aufserdem wirkt hier der Reiz der Neuheit mit. Selbst ein zorniger Hund kommt, wenn der Affekt vorüber ist, an den Fremden heran. Das Neue nun, was fremde Personen einander zeigen und wodurch sie sich im ersten Augenblick schrecken, ist doch niemals etwas völlig und in allen Beziehungen Neues. Denn auch am Kulturmenschen erblickt der Naturmensch so vieles, was er kennt, versteht, was apperzipiert wird. Gerade die Mischung des Neuen mit dem Bekannten spannt die Apperzeption und erweckt dadurch das Interesse, welches unter solchen Umständen den Reiz der Neuheit ausmacht. Diese Neugier wird in vielen Fällen den ersten Schrecken und die Störung des Gewohnten aufheben. Erst wenn die Fremden sich als Feinde bewiesen haben, pflegen sie auch als solche angesehen und behandelt zu werden; und dann überträgt sich leicht die feindselige Gesinnung auf alle Fremde, indem jeder Fremde die schlimmen Erfahrungen, die man mit anderen machte, reproduziert und so ähnliche Erwartungen veranlafst, also Verdacht gegen sich erregt.

An Feindseligkeiten unter den verschiedenen Stämmen fehlt es nun bekanntlich nicht. Namentlich das Eigentum gibt hierzu Veranlassung. Da kein Volk ohne Eigentum ist, sei es privater, sei es öffentlicher Natur, so auch keines ohne Feindseligkeiten gegen die Nachbarn. Begierde nach fremdem Gute, Furcht vor Raubzügen, Rachgier gegen die Räuber, Grenzstreitigkeiten und dergleichen sind immer geschäftig, Feindschaft zu erregen und zu befestigen.

Wer auf solche Weise unter den Begriff des Feindes fällt, über den ist wenigstens anfänglich kein unparteiisches Urteil möglich, noch weniger wird er ein Gegenstand des Mitgefühls sein. Begierde und zwar feindlicher Art, Rachsucht, Verabscheuung und dergleichen bestimmt das Urteil und das Verhalten gegen einen solchen. So wie der Anatom, beherrscht von der

Begierde, gewisse Vorgänge zu beobachten, gar nicht an den Schmerz des Tieres denkt, welches er der Vivisektion unterwirft; wie der Habicht die Schmerzenslaute seiner Beute nicht als solche vernimmt, so hindert feindselige Begierde im Menschen jedes Aufkommen des Mitleids mit dem Feinde. Es kommt oft noch hinzu, dafs schon die Verschiedenheit der Sprache das Verständnis für die Äufserungen des Schmerzes am Fremden hindert; ja nicht selten fassen rückständige Völker eine fremde Sprache nur als absichtliche Verstümmelungen der eigenen, also als Verspottungen auf. Man bedenke weiter, wie gering Naturvölker in der Regel körperliche Schmerzen anschlagen, da bei den meisten die Jugend dergleichen zur Probe ihrer Tüchtigkeit ertragen mufs, wie sehr er durch beständiges Jagen, Schlachten und Kriegführen an Blutvergiefsen gewöhnt ist, namentlich auch durch die blutigen Menschenopfer, die oft freudig in den Tod gehen, wie gering er selbst sein Leben achtet, sollte er das Fremder, gar von Feinden mehr schonen! Man nehme noch die Verschiedenheit der Religion hinzu. Die Religion beherrscht meist bei den Naturvölkern und den Völkern des Altertums das ganze Leben bis in das Einzelne, ja *M. Müller* vermutet, ein Volk werde erst zu einem Volke durch gemeinsame Religion.[1]) Um so fühlbarer mufsten sich die Unterschiede zwischen Völkern von verschiedener Religion oder zwischen den Angehörigen verschiedener Kasten machen. Religiöser Fanatismus steigert dann noch oft die Verschiedenheit zum Hafs und zum Kampfe für einen Nationalgott. Man denke an die Rachepsalmen der Juden, der Mohammedaner, der Parsis,[2]) der Hindus.[3]) Endlich hält sich, wie wir später sehen werden, fafst jedes Volk für das beste und alle anderen für Barbaren. Dies alles nehme man zusammen und frage sich, wo soll hier der für das Mitgefühl so notwendige gemeinsame Gedankenkreis herkommen? Kann man sich noch wundern über die Grausamkeit, mit welcher insgemein die Kriegsgefangenen behandelt werden? Man sehe z. B. die Abbildungen dieser Behandlung auf den assyrischen und ägyptischen Denk-

---

[1]) *M. Müller*, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 1876. S. 132 ff.

[2]) Vgl. *Spiegel*, Avesta, die heiligen Schriften der Perser. 1852. II, 85—92.

[3]) *M. Müller*, Essays. 1869. II, 288 ff. und Rigveda XXXVIII, 15, 20.

mälern. Nichts scheint hier zu grausam, wo es gilt, sich am Feind zu rächen oder ihn unschädlich zu machen.

Hier darf man nun nicht sagen, dafs jene Völker sittlich falsch urteilen, indem sie für gut halten, was wir als sittlich böse verurteilen; vielmehr sie urteilen sittlich überhaupt nicht, ihr Urteil und ihr Verhalten ist noch ganz und gar der Ausdruck der rohen Begierde; eines begierdefreien Standpunktes, eines unparteiischen sittlichen Urteils sind sie in dieser Hinsicht noch gar nicht fähig. Dem Schah von Persien soll an einem Konzert, das man ihm zu Ehren in Wien gab, das vorangehende Stimmen der Instrumente am besten gefallen haben. Offenbar hat der Schah hier nicht ästhetisch falsch, sondern er hat überhaupt nicht ästhetisch geurteilt, vielmehr allein nach dem sinnlichen Reiz der Töne. Zum ästhetischen und ethischen Urteile gehört vor allen das vollkommene Vorstellen der betreffenden Verhältnisglieder, das Gleichschweben derselben; wo sich aber die Begierde einmischt, läfst sie das eine Glied sinken, nämlich den fremden Willen, und das andere! nämlich den eigenen Willen, steigen, oder vielmehr das Sinken des einen Gliedes bewirkt Verabscheuung, das Steigen des andern Begehrung. Die Unparteilichkeit ist hier unmöglich.[1])

Indessen schweigt doch die feindselige Leidenschaft unter Umständen auch gegen den Feind, nämlich dann, wenn seine Erscheinung die feindliche Begierde nicht weckt, wo er z. B. allein, also ohne Furcht einzuflöfsen, wo er gar hilflos getroffen wird. Ist in solchen Fällen nicht aus sonstigen Gründen die Leidenschaft wach, so ist es psychologisch natürlich, dafs das wahrgenommene Elend zum Mitleid auffordert. Und in der Tat

---

[1]) Wie sehr es bei der Erregung von Mitleid oder von Wohlwollen auf genaues Vergegenwärtigen der Lage des andern ankommt, erfahren wir nur zu oft an uns selber. Die Stimmung, in welcher wir die Geschichte Gretchens im Faust lesen, ist eine ganz andere als die, mit der wir die Statistik der 1000 von unehelichen Kindern lesen, weil wir uns das Elend, was diesen Ziffern zu Grunde liegt, nicht vergegenwärtigen. „Gehüllt in das bleiche Totenhemde allgemeiner Ausdrücke erwecken die gröfsten Trauerspiele der Geschichte keine lebhaften Bilder in unserm Geiste und nur eine grofse Anstrengung eines genialen Geschichtsschreibers kann sie zum Leben galvanisieren. Die Entrüstung, welche der Gefangene von St. Helena in den Zänkereien mit seinem Kerkermeister bekundete, rührt die meisten Menschen mehr, als der Gedanke an die Hunderttausende, welche seine unersättliche Selbstsucht ins Grab schleuderte.“ *Lecky* a. a. O. I, 119.

fehlt es auch wohl unter keinem, wenn sonst auch noch so rohem und blutdürstigem Volke an Beispielen, wo man sich hilfreich kranker, schiffbrüchiger, oder sonst elender Fremden, ja der Feinde angenommen hätte.[1]) Hier möge wenigstens an einige solcher Fälle erinnert werden: z. B. das Verhalten der Eingeborenen von Victoria, welche den verlassenen *Buckley* auffanden und 30 Jahre lang mit grofser Freundlichkeit behandelten; an die aufserordentliche Freundschaft, welche dem schiffbrüchigen Seemann *Mussel* erwiesen wurde, der länger als 17 Jahre unter den Schwarzen von Queensland lebte; an das Benehmen, welches *King* bei den Eingeborenen am Coopers Creek fand; an die mannigfaltigen Beweise von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche Ansiedler, Forscher und Missionare für erwiesene Wohltaten erhielten. So erzählt einer derselben, wie sie (die Weifsen) und ihr schwarzer australischer Begleiter bei einer längeren Wanderung fast vor Hunger gestorben wären und mit einer kleinen Schnecke und der gewöhnlichen Portion Nardu einen ganzen Tag auskommen mufsten; als die Weifsen nicht vor einem Verbrechen zurückgeschreckt sein würden, wenn sie sich dadurch hätten Speise verschaffen können, da war es der Eingeborene, der eine wahrhaft erstaunliche Resignation zeigte und sich mit der Portion Schnecke begnügte, welche ihm seine weifsen Genossen zuteilten, obgleich er doch selbst die Schnecken fing und kochte. Die Treue (und die Kraft, die natürlichen Regungen zu überwinden) des armen Burschen war äufserst rührend. Das, so wird hinzugefügt, ist wohl hinreichend, die Behauptung zu rechtfertigen, dafs alle die edleren Gefühle, worauf wir Weifse stolz sind, auch in der Brust des Wilden leben.[2]) Mehr als einmal haben die Eingeborenen Australiens weifse Erforscher ihres Landes vom Tode errettet, indem sie ihnen Nahrung von Pflanzen sammelten, welche diese nicht gefunden haben würden. Die Geschichte der Polarschiffahrten würde eine noch weit längere Reihe von Unglücksfällen zu verzeichnen haben, ohne die sehr wirksame Hilfe und freigebige Unterstützung der hyperboreischen Völker. Sie sind gastfrei gegen Fremde wie untereinander (*Ratzel* II, 726; II, 12). *Stanley* betrachtete einst einen besonders

[1]) Siehe z. B. *Mungo Park.* Siehe auch Beispiele bei *Waitz* II, 400.

[2]) Globus 1883. Bd. 43. S. 169 ff. u. 183. Vgl. über einige ähnliche Züge der menschenfressenden Dajaken *Bock*, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882.



niedrig stehenden, schmutzigen Volksstamm Afrikas und stellte Betrachtungen an, ob das wohl auch Menschen wären — da, so erzählt er, fällt plötzlich eine Stange um und verwundet einen meiner Leute, sofort hörte man die Weiber ein so unbefangenes Geschrei echten Mitleides ausstofsen, und ihre Gesichter drücken ein so lebhaftes und zärtliches Mitgefühl mit dem verwundeten Manne aus, dafs mein Herz mit schärferem Blicke als mein Auge durch den entstellenden Schmutz, die Nacktheit und Ockerschminke hindurch Menschenherzen für die Leiden eines Nebenmenschen schlagen sah.[1]) *Karl Neufeld,* der 12 Jahre in mahdistischer Gefangenschaft schmachtete, schreibt: Mit Peitschenhieben und — wenn das nicht mehr „zog“ — mit Strohfeuerbränden wurden die Unglücklichen zusammengetrieben, die vielfach verhungern mufsten. Unter den Gefangenen herrschte eine gewisse Barmherzigkeit. Bekam einer einige Körner oder gar ein Stückchen Brot, so gab der, welcher erst vier Tage lang gehungert hatte, dem, der schon sechs Tage keinen Bissen mehr bekommen hatte. In China kommt es vor, dafs sich Menschen finden, die sich für andere köpfen lassen, um mit dem Lösegeld ihre Familie vor dem Elend oder Verhungern zu erretten.[2]) *Brugsch* bemerkt: die ältesten Grabschriften aus Ägypten, vielleicht die ältesten Schriftdenkmale der Menschheit überhaupt, lehren uns, dafs die allgemeine Menschenliebe durchaus keine Errungenschaft unserer modernen Zeit ist. Den Armen, dem Vater, der Mutter, einer Witwe, einer Geschiedenen, dem Mittellosen eine Stütze und den Waisen eine Zuflucht gewesen zu sein offenbaren schon durch ihre Fassung die ganze Tiefe des menschlichen Mitgefühls und zeigen, wie die ersten Anfänge der menschlichen Kultur an den Ufern des Nils sich auf die festeste Grundlage der humansten Gesinnung aufbauten,[3]) wenigstens, dafs man die Ideale kannte.

Derartige Züge milder Schonung und hilfreicher Förderung gegen Fremde sind gar oft in die positiven Gesetze übergegangen.

---

[1]) *Stanley,* Durch den dunklen Erdteil. II, 81 u. 85, andere Beispiele s. bei *Spencer*, Sociologie I, 85 ff.

[2]) *Sueton* 14 erzählt: als der junge damals beliebte Kaiser Caligula krank war, erboten sich mehrere, ihr Leben für seine Gesundheit zu lassen. Auch dem Kaiser Friedrich III. boten sich solche an, die sich für ihn wollten den Kehlkopf ausschneiden lassen.

[3]) *Brugsch,* Ägyptologie 1890. S. 54.

Nach germanischem Rechte durfte jeder Fremde Futter für sein Pferd und Speise für sich nehmen, wo er sie fand, er konnte 3 Rüben, 3—4 Trauben, einen Hut voll Nüsse sich aneignen. Selbst das römische Recht, sonst so sehr bedacht, das Eigentum nach allen Seiten hin zu schützen, gestattet, vom fremden Obst zu nehmen, „was einer auf der Schulter tragen kann", ein ὀνδραχθές nach griechischem Rechte.[1]) Bei den alten Mexikanern wurde sonst schon der Diebstahl von einigen Maisähren mit dem Tode bestraft, aber der Wanderer durfte sich auf freiem Felde satt essen.[2]) Und wie mild ist das jüdische Gesetz gegen die Fremdlinge und Witwen! Und welche billige Schonung finden nach altdeutschem Recht Schwangere und Wöchnerinnen! Für sie kann der Mann überall nehmen, was er für dienlich hält.[3]) Im kanonischen Rechtsbuche heiſst es: Wer einem Hungrigen oder Durstigen gegenüber auf die Unantastbarkeit des Privateigentum pocht und nicht bereit ist, ihn zu retten, der ist um nichts besser als ein Dieb. Der wegefahrende Mann durfte nach dem Sachsenspiegel dem erschöpften Pferde vom fremden Acker Korn schneiden; der Fuhrmann nach westgothischem Rechte bei unwegsamer Straſse über Gelände anderer ausbiegen. Unser bürgerliches Gesetzbuch 904 bestimmt gar: der Eigentümer einer Sache ist nicht berechtigt, die Einwirkung eines andern auf die Sache zu verbieten, wenn die Einwirkung zur Abwendung einer gegenwärtigen Gefahr notwendig ist.

Allgemein bekannt ist die von Naturvölkern fast durchgängig geübte Tugend der Gastfreundschaft. Hier spielt freilich Mitgefühl und Selbstgefühl oft wunderbar durcheinander. Der Fremde wird meist erst dann als Gast und Schützling angesehen, wenn eine gewisse Beziehung zu dem Wirt eingetreten ist, wenn

---

[1]) *Grimm* a. a. O. 400 und 554.

[2]) *Waitz* IV, 85. In einer Bestimmung Friedrich Barbarossa's wird festgesetzt (1156. Monum germ. Tegg. II, S. 101), wieviel ein Reisender unterwegs zur Fütterung seines Pferdes vom fremden Gute nehmen darf. Auch im heutigen deutschen Strafgesetzbuch § 54 heiſst es: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung in einem unverschuldeten, auf andere Weise nicht zu beseitigenden Notstande zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib und Leben des Täters oder eines Angehörigen begangen worden ist.

[3]) *Grimm* a. a. O. 408. Wie weit verbreitet diese Pflicht und das Recht ist, die Gelüste der Schwangeren zu befriedigen, vgl. *Ploss*, Das Weib u. s. w. I, 427 ff.

er dessen Hütte betreten, sein Kleid angerührt, mit ihm gegessen hat oder dergleichen.[1]) Das deutet darauf, dafs in solchem Falle der Wirt den Gast als zu den Seinigen, wie etwa Weib und Kind rechnete und ihn schützte; denn hörte dies Band der Zugehörigkeit auf, traf der Indianer seinen Schützling darauf draufsen in der Prärie, so überfiel er ihn, wie einen völlig Unbekannten.[2])

Aber immerhin beweist die so weit verbreitete Sitte der Gastfreundschaft, wie lebhaft allgemein das Mitgefühl tätig war, selbst wo es einem völlig Fremden zugewandt ist. Freilich haben gerade die hochbegabten Arier sich nur langsam zur Sitte der Gastfreundschaft erhoben. *M. Müller* bemerkt: Zeus hatte ursprünglich mit der Gastfreundschaft nichts zu tun. Diese Sitte ist nicht griechischen Ursprungs, sondern stammt, wie *Jhering* (Die Gastfreundschaft im Altertum, 1887) gezeigt hat, aus Phönizien. Die Idee der Humanität oder der Menschenfreundlichkeit ist den alten arischen Völkern fremd. Ein Gefühl wie 3. Mos. 24, 22 würde den Dichtern der Veda und selbst Homer höchst seltsam geklungen haben. Unter den Ariern wie unter den meisten anderen Völkern scheint die Anschauung bestanden zu haben, dafs wer weder durch Verwandtschaft noch durch Bürgerrecht ein Freund war, für einen Feind gilt. Die phönizischen Kaufleute schlossen erst Frieden auf den Kolonien und führten die Gastfreundschaft ein.[3])

Oben war die Rede von der Grausamkeit gegen Kriegsgefangene. Ein sittlicher Fortschritt war es, als diese zu Sklaven gemacht wurden. Daher *Augustin servus* von *servare* (erhalten) ableitet.[4]) Sklaverei beruht wohl überall wenigstens anfänglich auf einem ethnischen Moment, dafs nämlich nur Genossen eines fremden, feindlichen Stammes zu Sklaven gemacht wurden und zwar infolge der Kriegsgefangenschaft. Jagdvölker können indes die Kriegsgefangenen weder ernähren noch gebrauchen, sie töten die Gefangenen. Für die Erregung und Pflege der Mitgefühle ist, wenigstens was die Schonung des fremden Lebens anbetrifft, das Hirten- und Ackerbauerleben günstiger. Bei Ackerbau

[1]) Über einige eigentümliche Sitten in dieser Hinsicht s. Globus 1880. Bd. 38. 302.

[2]) Beispiele von Gastfreundschaft unter den Indianern s. *Waitz* III, 165.

[3]) *M. Müller*, Natürliche Religion. 1890.

[4]) *Civit. Dei* XIX, 15.

treibenden Völkern finden wir im Altertum überall, mit der freilich sehr grofsen Ausnahme der Chinesen, Sklaverei. So hart nun nach unseren Begriffen die Sklaverei ist, so ist doch anzunehmen, dafs sie namentlich bei niedriger Kultur weder so hart gehandhabt, noch als so hart von den Sklaven selbst empfunden ward. Abhängigkeit wird auf niederen Stufen nicht als Entwürdigung betrachtet, sie ist das Naturgemäfse, der Begriff persönlicher Freiheit ist noch nicht ausgebildet. Sodann ist auch bei niedriger Kultur die Beschäftigung der Sklaven fast ganz dieselbe als die der freien Männer, und wo diese sich der Arbeit nicht ganz entziehen, ist auch ihre Lebensweise nicht viel verschieden von der ihrer Sklaven. So verkehrt Odysseus freundschaftlich mit seinem Sklaven Eumäus, desgleichen teilt Laertes ganz das Schicksal seiner Sklaven auf dem Lande. Nausikaa spielt Ball mit ihren Sklavinnen. Schlimmer als das Los der Sklaven gilt das der Tagelöhner.

Sehr mild ist die Sklaverei bei den Negern in Afrika. *Waitz* führt viele Züge rücksichtsvoller Schonung in dieser Beziehung an, z. B. dafs die Mutter nie ohne Säugling verkauft werden darf, dafs der Herr allein rechtlich für alles einstehen mufs, was der Sklave tut.[1]) Im alten Mexiko durften nur die faulen und widerspenstigen Sklaven verkauft werden. Ehen zwischen Sklaven und Freien waren nicht selten, die Kinder aus solchen Ehen waren frei. Die Ermordung eines Sklaven wurde wie die eines Freien bestraft. Schuldsklaverei war nicht erblich.[2]) Im alten Peru wurden Kriegsgefangene überhaupt nicht Sklaven, sondern Staatsbürger. Am mildesten gegen die Kriegsgefangenen scheinen die Chinesen zu sein.[3]) Was *Plato* in seinem Staate erst anstrebte, nämlich dafs kein Volksgenosse zum Sklaven gemacht würde, das bestand in Ägypten seit alten Zeiten, kein Ägypter war Sklave in seinem Vaterlande. Bei den Germanen hiefs es freilich beim Kaufe eines Sklaven dem Rechte nach: er ist der Meinige, ich kann ihn braten oder sieden (*Grimm* 345), und

---

[1]) *Waitz* II, 213 ff. u. *Hartmann*, Die Völker Afrikas. 1879. S. 294. Auf Madagaskar wurden Sklaven viel milder behandelt, als die freien Untertanen der Königin, s. Globus 1884, Bd. 45, S. 269. Und auch Achilles weist Odyssee XI, 489 nicht auf einen Sklaven hin, sondern auf einen Lohnarbeiter, wo er etwas recht Hartes bezeichnen will.

[2]) *Waitz* IV, 87.

[3]) *Wuttke*, Geschichte des Heidentums I, 320 und II, 203 ff.



noch im christlichen Frankenreiche wird der Sklave mit Ochsen und Schweinen unter den Vermögensstücken aufgezählt. Indes man bedenke, dafs es die meisten Familienglieder damals nicht besser hatten; einen Herrn, bemerkt *Tacitus*, kann man kaum von einem Sklaven unterscheiden, beide entbehren jeder Bildung, der eine wie der andere schläft auf dem Boden und lebt unter dem Vieh. „Die Hörigkeit, schreibt *Grimm* schon 1828 XV, und die Knechtschaft der deutschen Vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabrikarbeiter.[1]) Ähnlich *Buchner*: In jeglicher Sklaverei ist das schlimmste ihr erstes Stadium, die Vergewaltigung und der Transport. Sind die Sklaven erst in festen Händen, so sind sie geborgen und glücklicher als zu Hause, wo sie es vorziehen konnten, lieber zu verhungern, als ein wenig zu arbeiten. Unter sämtlichen Sklaven des umnachteten Afrika ist entschieden mehr wahres Menschenglück, namentlich mehr Zufriedenheit aufzufinden, als unter sämtlichen Fabrikarbeitern Europas.[2])

Im mohammedanischen Orient wird der Sklave als Angehöriger des Hauses, ja oft fast als Familienglied angesehen und behandelt. Hier ist nicht die Rede von jener prinzipillen Verachtung, wie sie in der neuen Welt, soweit dort Sklaverei noch gesetzlich besteht, also namentlich in Westindien und der nördlichen Hälfte von Südamerika der Sklave von dem niedrigsten Freien erfährt; hier gibt es keine unübersteigliche Schranke zwischen dem Sklaven und seinem Herrn, es herrscht vielmehr oft ein Verhältnis nahen Vertrauens zwischen beiden, ja es findet so häufig eine Vermischung des Blutes statt, dafs es unter den Vornehmen und alten Familien nicht viele geben möchte, die nicht unter ihren nähern oder entfernteren Vorfahren Sklavinnen zählten, und eine solche Abstammung gilt keineswegs als eine verächtliche. Im Hause wird für alle Bedürfnisse der Sklaven gesorgt, sie werden gelinde behandelt, wohl niemals grausam gezüchtigt, werden sehr selten für harte aufreibende Arbeiten, sondern nur für leichte, häusliche Dienstleistungen in Anspruch genommen; sie sind daher durchgängig mit ihrem Lose zufrieden, gewöhnen sich so sehr an das Haus und betrachten sich so sehr als zu

---

[1]) Über die Leibeigenschaft in Deutschland s. *F. Dahn*, Bausteine, VI. Reihe. 1884.

[2]) Globus 1890. S. 120. Sklaverei und Sklavenhandel in alter und neuer Zeit.

demselben zugehörig, daſs sie selten einen Wechsel des Herrn oder überhaupt eine Veränderung ihrer Lage wünschen. Das ist zum Teil direktes Gebot des Koran.[1]) Und wie mild war die Sklaverei bei den Juden!

Hingegen war dieselbe wenigstens dem Rechte nach wohl am härtesten bei den Römern. Solange freilich der römische Herr noch wie Cincinnatus den Acker gemeinsam mit seinen Kindern und Sklaven bebaute, und diese aus benachbarten Völkerschaften stammten, brachte die vorherrschend einfache und mäſsige Lebensart den Herrn in die innigste Verbindung mit seinen Sklaven, es bestand Gemeinschaft nicht allein der Arbeit, sondern auch des Tisches und der häuslichen Opfer, und die Aufsicht über die Sklaven unterschied sich in den meisten Fällen nur wenig von der über die eigenen Söhne. Aber die Gemeinsamkeit der Beschäftigung und des Zusammenlebens, also die Voraussetzungen des Mitgefühls hörten auf in der Zeit der späteren Republik und des Kaisertums, als die Zahl der Sklaven aus ganz fremden Völkern so groſs wurde, daſs ein einziger Herr 4100 ja 10000 hinterlassen konnte,[2]) und als die Lebensweise der Herren eine so ganz andre geworden war. Hier suchten dann erst zur Zeit der Antoninen unter dem Einflusse des späteren Stoicismus und vielleicht auch schon des Christentums die Gesetze den Sklaven einigen Schutz zu gewähren. Was sich in einfacheren Zeiten infolge des täglichen Umgangs von selbst ergab, nämlich in dem Sklaven einen Menschen zu sehen, und ihn als solchen zu behandeln, das muſste späterhin erst auf dem Umweg der stoischen Lehre von der Gleichheit aller Menschen theoretisch gelehrt werden, um so das Mitgefühl zu erwecken.[3])

---

[1]) *Lüttke* in *Warnecks* allg. Missions-Zeitschrift IV, S. 372 ff. und derselbe, Der Islam und seine Völker S. 133. Etwas Ähnliches gilt von den Frauen des Orients. Man lese z. B. bei *Bodenstedt* (Tausend und ein Tag im Orient II, S. 24 ff. und 68 ff.), wie sich die Mädchen der Völker am Kaukasus darum bemühen, in die Türkei verkauft zu werden.

[2]) Vergl. *Jhering*, Geist des römischen Rechts II, 166 ff. und *Lecky*, Sittengeschichte Europas. Deutsch. 1870. I, 272 ff. Sehr hart ist auch die Schuldsklaverei bei den Malayen auf der Insel Penany (Hinterindien). Globus 1884. Bd. 45, S. 364.

[3]) Der römische Rechtsgelehrte *Florentinus* sagt: Sklaverei ist ein Brauch der Völker, nach welchem, dem Naturrecht entgegen, ein Mensch der Herrschaft eines andern unterworfen ist. *Ulpian*: Soweit das Naturrecht in Betracht kommt, sind alle Menschen gleich und frei geboren. Hingegen *Florus* (hist. rom I. III.) nennt die Sklaven gewissermaſsen eine niedere Menschenart.

Das christliche Rom scheint anfangs nicht viel anders gedacht zu haben, als das heidnische. Der Papst Gregor I. empfiehlt zwar die Freilassung von Sklaven, behält aber die Sklaven, die Eigentum der Kirche waren, bei, läfst z. B. (Ep. IX. 102) einen entflohenen Sklaven aus Otranto sogar von Weib und Kind zurückholen. Nach den Konzilienbeschlüssen und sonstigen Urkunden des 5. bis 10. Jahrhunderts ist es zweifellos, dafs niemand strenger und sorglicher seine Rechte an den Sklaven wahrte, niemand die Freilassung mehr erschwerte, als die Kirche. Niemand hat die Rechte des Freilassers an den Freigelassenen eifersüchtiger gewahrt und die letzteren in strenger Hörigkeit und Abhängigkeit gehalten, als die Kirche, die gröfste Grundbesitzerin und Sklavenhalterin des Mittelalters. „Die Patronin der von der Kirche freigelassenen Sklaven stirbt nicht", daher müssen auch die Kinder der Freigelassenen in Hörigkeit erhalten werden, bestimmt unter vielen anderen das 4. Konzil von Toledo (633). Jeder Versuch, nach der Vollfreiheit zu trachten, wirft die Freigelassenen der Kirchen und Klöster in die volle Sklaverei zurück. Es erfolgten auch weit zahlreichere Freilassungeen seitens der Laien, als von der Kirche. Die Stellung der Freigelassenen war meist bei den von Laien emanzipierten Sklaven eine weit günstigere, als bei den von der Kirche freigegebenen, mit andern Worten: Die aus der Sklaverei sich nach und nach entwickelnde Halbfreiheit oder Hörigkeit mit ihren zahlreichen Stufen war bei den Freigelassenen der Kirche eine meist drückendere, als bei den von den Laien freigegebenen. Wie viele ehemals Vollfreie aber durch Schenkungen an die Kirche nach und nach hörig wurden, ist bekannt. (Vergl. Näheres in *Fournier*. Die Emanzipationen vom 5. bis 13. Jahrhundert in *Revue historique* XXI, S. 1 ff., und *Buchmann*, die unfreie und die freie Kirche in ihrer Stellung zur Sklaverei, Ketzerverfolgung etc. 1873.) Die Stellung der mittelalterlichen Päpste zur Sklavenfrage erörtern wir im Anschlufs an *J. v. Döllinger* (Akademische Vorträge I, Bd. 1888. Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter S. 72). Er sagt: „Es kann nicht befremden, dafs die Stadt Rom bis ins 16. Jahrhundert die Sklaverei hegte, und es war natürlich, dafs das übrige Europa dem Beispiel der Metropole der Christenheit folgte. Die Päpste pflegten Sklaverei als Strafe über ganze Städte und Provinzen zu verhängen.

Benedikt VIII. (1012—24) verdammte auf einer Synode zu

Rom die Ehe der Geistlichen und erklärte ihr Kinder als Sklaven der Kirche. Bonifacius VIII. († 1303) verhängte die Sklaverei über die Untertanen der ihm feindlichen Colonnas. Als Ferrara, ein ehemaliger Bestandteil des Kirchenstaates, über welchen die Este als erbliche Stadthäupter jahrhundertelang geherrscht hatten, von dem Erben des Azzo VIII. von Este, dem Bastard seines Bruders, an die Republik Venedig verkauft wurde, da riefen die andern Erben den Papst Clemens V. (1305—1313) an, der nun die veralteten päpstlichen Ansprüche auf Ferrara wieder geltend machte und den Venetianern Ferrara als päpstliches Lehen gegen einen Jahresszins von 2000 Dukaten anbot. Als diese nicht darauf eingingen, schleuderte Clemens jenen berüchtigtsten Bannfluch gegen Venedig (27. März 1309), in welchem die Venetianer nicht nur mit dem Interdikt belegt, sondern auch für ehrlos und ihre Kinder bis ins vierte Glied für unfähig zu irgend einer Würde erklärt wurden. Er befahl ihre Güter in jedwedem Lande der Welt zu konfiszieren, sie selbst aber, wo man sie antreffe, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld des einzelnen zu Sklaven zu machen. Während des Avignoner Aufenthaltes der Päpste waren die Florentiner in den Kirchenstaat eingefallen. Gregor XI. (1371—1375) schleudert den Bann gegen Florenz, belegte sie mit Interdikt, spricht ihre Untertanen vom Treueid los, schenkt all ihre Güter dem ersten besten, und fordert jedermann auf, sich ihrer zu bemächtigen und sie zu Sklaven zu machen. Ebenso verfuhr Sixtus IV. mit den Florentinern, Julius II. (1503—1513) mit den Bolognesern und Venetianern. Nicolaus V. schreibt an König Alfons von Portugal im Jahre 1452 (Raynaldus ad a. 1452 n. 11): „Wir erteilen dir kraft unseres apostolischen Amtes die freie und unbeschränkte Vollmacht, die Sarazenen und Heiden und andere Ungläubige und Feinde Christi, irgend welcher Art, wo sie sich finden, ihre Königreiche, Herzogtümer . . . und Herrschaften, Länder . . . und alle anderen Güter, bewegliche und unbewegliche, die sie besitzen, anzugreifen und zu unterwerfen und ihre Person in ewige Sklaverei zu versetzen. . . . .“

Im Jahre 1569 ergeht eine Bulle von Pius V., welche die Austreibung der Juden aus dem Kirchenstaate anordnet. Falls sie sich nach drei Monaten noch im Kirchenstaat blicken lassen, soll ihr Vermögen eingezogen, sie selbst aber für ewige Zeiten zu Sklaven der römischen Kirche gemacht werden. (Nur zu Rom

selbst sollen sie geduldet werden, um den Christen einen lebendigen Spiegel des Leidens Christi zu gewähren und den Handel mit dem Orient zu vermitteln. Hier werden sie ungefährlich sein, meint Pius V., sie werden sich aus Furcht vor dem heiligen Stuhl zusammennehmen.) „Nach dem von den Päpsten gegebenen Beispiele", fährt *Döllinger* fort: „ward in ganz Italien, vorzüglich von Venedig aus der Handel mit fremden Sklaven, insbesondere mit Sklavinnen schwunghaft betrieben. Das einige Jahre lang in Rom bestandene Privilegium, wonach ein auf das Kapitol geflüchteter Sklave frei werden konnte, hob Papst Paul III. auf die Vorstellung des Senats hin bald wieder auf im Jahre 1548. Unter den Grofsstädten Europas hat Rom die Sklaverei am längsten festgehalten. Da nun die Scholastik des 13. Jahrhunderts sich die Aufgabe gestellt hatte, die bestehenden Gebräuche zu rechtfertigen, so ward auch die Sklaverei theologisch gerechtfertigt; Ägidius von Rom erklärte sie nach dem Vorgange von Thomas Aq. für ein christliches Institut, weil der Mensch seit der Erbsünde auf Freiheit keinen Anspruch mehr habe."

Für die Menschheit war, bemerkt *Schaeffle*, zu ihrer Zeit die Sklaverei ein Glück. Sie setzte die ausbeutende Unterwerfung als Siegeserfolge an Stelle des Vernichtungskampfes, drängte Kräfte zur Leistung der ersten produktiven Arbeit, zum vereinigten Kampfe mit der äufsern Natur zusammen, ermöglichte hierdurch erst Volksverdichtungen und höhere Bedürfnisse der hausherrlichen Gewalthaber. Sie war zu ihrer Zeit erträglich, weit entfernt von der abrackernden Plantagensklaverei, überdies gemildert durch das Zusammenleben mit den übrigen unselbständigen Elementen der Familie. Nicht dafs Sklaverei entstand, sondern dafs sie nicht wieder zur rechten Zeit verschwand, und bei einigen Nationen erst zu einer spätern Zeit entstand, bewirkte das Unglück der klassischen Völker, der orientalischen Despotien, der romanischen Kolonialnationen, der mohammedanischen Eroberungsnomaden. So wie wir sie bei Barbaren der Gegenwart und den alten Germanen finden, war sie der einzige Weg zur Erhaltung der Besiegten und Verwertung der Schwachen für Anbahnung produktiver Arbeit.[1]) Anders urteilt *Montesquieu:* Die Sklaverei ist weder dem Herrn nützlich, noch dem Sklaven. Diesem nicht, weil er nichts aus Tugend (aus innerm freien Antrieb) tun kann,

---

[1]) *Schaeffle*, Bau und Leben des sozialen Körpers. 1878. III, 92.

jenem nicht, weil er mit seinen Sklaven alle Arten schlechter Gewohnheiten annimmt, weil er sich unmerklich daran gewöhnt, es an allen moralischen Tugenden fehlen zu lassen und stolz, faul, heftig, hart, zornig, wollüstig und grausam wird.

Wie der Unterschied von Herr und Knecht gar oft zwischen den beiden Klassen eine Kluft befestigt, über welche die natürliche Teilnahme nicht hinüberreicht, so auch der Unterschied zwischen Gebildet und Ungebildet. Freilich heifst es: Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft mildert die Sitten, und es ist ein sehr oft wiederholter Gedanke, dafs Ausbildung des Geistes auch das Herz weich stimme. „Gebt dem Geiste vollen Spielraum, dann wird das befriedigte Bewufstsein ringsum die zartesten Fühlfäden des Mitgefühls ausstrecken, wird auch das fernste Weh alle Glieder gleichzeitig durchdringen und in allen Stellen gleichzeitig das Bestreben für Linderung hervorrufen, und es wird sich in jedem Moment des Lebens ein Elysium vorbereiten."[1]) Die Geschichte lehrt indes, dies von der blofsen Verstandesbildung zu erwarten, ist nichts als Einbildung. „Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen veredelnden Einflufs auf die Gesinnungen, dafs sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt."[2]) Der Grund, warum oft Bildung geradezu der Teilnahme entgegenwirkt, liegt darin, dafs sie einen grofsen Unterschied zwischen Gebildet und Ungebildet hervorbringt. „In unwissenden Zeitaltern wird ein Mensch von überlegenen Kenntnissen und Talenten nicht notwendig human durch die Bildung seines Geistes; im Gegenteil nur zu oft lernt er den ungebildeten Haufen als Wesen von ganz anderm Stoff ansehen. Dieser Wahrheit ist alle Geschichte voll, sie bezeugen die talentvollen Tyrannen Griechenlands, der tiefe aber grausame Geist der italienischen Borgias. Richard III. und Heinrich VIII. besafsen beide für ihr Zeitalter hohe Bildung."[3]) Man denke ferner an die Verachtung, mit welcher die zum Pythagoreischen Bunde Gehörenden bei aller aufopfernden Liebe untereinander auf die Draufsenstehenden herabsahen, sie nur als die Herde

[1]) *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte I, 251.

[2]) *Schiller* XII, 14. Im fünften Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

[3]) *Bulwer*, Der letzte der Barone VI, 50.

bezeichneten, ihnen nicht die Hand zu geben wagten.[1]) Man erinnere sich, wie die Neuplatoniker und Gnostiker die nach ihren Begriffen weniger Gebildeten in der Tat als von anderm Stoffe ansahen, und sie Hyliker und Psychiker benannten. Man denke an den Hochmut der gelehrten Priesterkasten der Pharisäer und der Bramanen. Bildung des Geistes wird höchst wahrscheinlich immer nur das Vorrecht weniger bleiben, soll sie trotz des Unterschiedes, den sie unter den Menschen bedingt, den Mitgefühlen nicht allein nicht hinderlich, sondern gar förderlich sein, dann mufs die Bildung ganz anderer Art sein, als was man gewöhnlich mit diesem Worte bezeichnet.

Wir haben in dem Vorstehenden versucht, die vornehmsten natürlichen Quellen der Sympathie und Antipathie und damit die hauptsächlichsten Bedingungen nachzuweisen, welche dem Entstehen des reinen Wohlwollens günstig oder ungünstig sind. Das Wohlwollen selbst begrifflich darzulegen und Mittel anzugeben, wie die Menschheit zu ihm erzogen werden kann, liegt hier nicht in unserm Plane.

Die Idee der Vollkommenheit.

Hierher gehören die formalen Tugenden der Tapferkeit, Stärke, Klugheit, List, Geschicklichkeit, Ausdauer und ähnliche, noch abgesehen davon, ob die Ziele, welchen dieselben gewidmet werden, nach andern Ideen lobenswert sind oder nicht. Diese Beurteilung nach der Gröfse, nach dem Eindruck und dem Erfolge ist allen Völkern sehr geläufig; indes beruht das Wohlgefallen daran zunächst wohl weniger auf dem ästhetischen Beifall, als auf dem Nutzen, welchen jene Tugenden dem einzelnen und dem Ganzen verschaffen. Wie oft hängt von ihnen die ganze Existenz zumal der Jagdvölker ab! Aber auch sonst herrscht ja meist unter den verschiedenen Stämmen ein Krieg aller gegen alle, und weil jeder Stamm auf dem *Qui-vive* gegen die Nachbarn steht, so wird natürlich gelobt, was gegen den Feind sichert oder ihm Abbruch tut. Das Lob ist hier zuvörderst nur Ausdruck der Begierde, welche behaupten, haben, geniefsen, sich rächen will. Es wird gelobt und von den Stammesgenossen als

[1]) Von Pythogoras heifst es:
Gleich den seligen Göttern hoch hält er den Freund und Genossen
Aber die Übrigen läfst er ganz aufser Beachtung und Zählung.

Tugend gepriesen, was deren Wohl befördert, also Tapferkeit und weiterhin alles, was derselben dient und verwandt ist. Darum sind bei den Naturvölkern die Peinigungen so allgemein, welche Knaben und Mädchen, zumal bei dem Feste des Mannbarwerdens aber auch sonst erdulden müssen; die blutigen Wettkämpfe, die grausamen Proben junger Krieger, alles dies zielt auf Abhärtung und Ertragen des Schmerzes. Tapferkeit ist gleichbedeutend mit Tugend überhaupt; und Mut und Geschick in Führung der Waffen ersetzt ja auch nach dem Grundsatz des Duells alle Tugenden und wäscht alle Flecken ab.

Auch was sonst beiträgt, tüchtige Krieger zur Eroberung oder zum Schutze zu erziehen, gilt für gut. Als ein berühmter indianischer Häuptling schnöde von seinem Söhnlein behandelt wurde, sagte er: zweifelt ihr noch, dafs dieser Knabe ein unerschrockener Krieger werden wird, fürchtet er sich doch nicht einmal vor mir, der ich der Schrecken aller Weifsen bin.[1]) Die indianischen Mütter freuen sich, wenn sie von ihren Söhnen mifshandelt werden, weil dies auf Kraft und Mut deutet.[2]) Gegen ihre Kinder sind die Namaquas sehr zärtlich und freuen sich, wenn sie von ihren eignen Kindern geprügelt werden, denn dann haben sie die Überzeugung, sie werden auch im Kampfe Tüchtiges leisten.[3])

Neben der Tapferkeit ist List und Verschlagenheit ein wichtiges Mittel zur Erhaltung und Vermehrung des Stammes- und Privatwohles. Wie die Spartaner über den geschickt ausgeführten Diebstahl dachten, so auch die Indianer, Tscherkessen und Kalmücken. Derartiger Diebstahl bringt Ehre; heimlich Entwendetes wird nicht zurückgegeben noch ersetzt; wird aber der Dieb auf der Tat ertappt, so mufs er bei den Kalmücken den Schaden neunfach ersetzen. Bei den Arabern ist der Name Räuber (Haramy) sogar Ehrentitel.[4]) Von den Somalis, den Bewohnern eines südlich von Aden liegenden Landstriches, heifst es, dafs ein erfolgreicher Betrug ihnen lieber ist, als jede andere Erwerbsart. Bei den Bogos in Nordabessinien gilt für tugendhaft der Unerschrockene, der Bluträcher, der Schweigsame, der seinen Hafs

---

[1]) *Klemm* II, 85.
[2]) *Waitz* III, 117.
[3]) *Ploss*, Das Kind in Sitte und Brauch der Völker. 1882. II, 344.
[4]) *Klemm* IV, 65 und 175.

bis zum günstigen Augenblick in sich verschliefst, der Höfliche, Prunkliebende, Kluge.[1])

Eine andre Eigenschaft dieser Art, nämlich ein Mittel zum Zweck der allgemeinen Wohlfahrt und dadurch des Privatwohles, ist der unbedingte Gehorsam, die Unterordnung der einzelnen unter den Willen der Gesellschaft oder des Herrschers. Für die grofsen Reiche Asiens und Ägyptens im Altertum war unbedingter Gehorsam, Aufopferung des einzelnen für den Zweck des Ganzen von der allergröfsten Bedeutung nicht allein für die Launen des Herrschers, sondern in der Tat auch zum Wohle der Mehrzahl, die unter dem Schutze des Ganzen gesichert war. „Ich habe bemerkt, sagt *Carlyle*, dafs eine Nation unter allen Dingen zuvörderst des Gedrilltwerdens bedarf, und keine Nation, die nicht erst von sogenannten Tyrannen regiert und straff an der Stange gehalten worden ist, bis sie vollkommen parieren und Regel und Gesetz beobachten und diese innerlich wert halten und ihren Mangel verabscheuen lernte, hat es je zu etwas gebracht." Darum wurde vielfach im wohlverstandenen allgemeinen Interesse die freie Meinungsäufserung, Kritik der bestehenden Verhältnisse unterdrückt, weil dadurch die Autorität geschädigt wäre. Meist galt jeder Fortschritt als Neuerung und darum als verderblich, weil er das Bestehende erschütterte. In gar vielen Fällen hat ja auch wenigstens für den Anfang selbst die in der besten Absicht unternommene Neuerung diese Folge gehabt. Namentlich galt jede neue Form des Luxus als Abweichung von den väterlichen Sitten, für eine Geringschätzung der Alten, schädliche Verweichlichung und verderbliche Verschwendung.[2])

Wo nun Tapferkeit, List, Klugheit, Gehorsam, also planmäfsiges Ineinandergreifen vieler ausgezeichneter Kräfte zusammenwirken, da erzeugt sich der imponierende Erfolg. Und jetzt, nachdem der Schutz gesichert ist, tritt die Rücksicht in der Beurteilung der Tapferkeit, List u. s. w. als blofser Mittel zum Schutz zurück; das Grofse, Imponierende, Gelungene beginnt an sich die Betrachtung auf sich zu ziehen. Die Idee der Vollkommenheit macht sich geltend, und zwar so einseitig und rück-

[1]) *Büchner*, Kraft und Stoff. 1876. S. 246 und 248. Doch bemerkt *Lubbok*, er bezweifle, ob die Völker je den Diebstahl und Mord als solchen und nicht vielmehr die Geschicklichkeit und Tapferkeit bewundert hätten.

[2]) Zahlreiche Beispiele s. bei *Lecky* a. a. O. II, 118.

sichtslos, daſs zunächst meist alle andern Ideen zurückstehen müssen. Alles gilt für erlaubt, was gelingt, glänzt und Staunen erregt. Ihren Herrschern haben die Völker oft alles erlaubt, sie werden bewundert selbst von solchen, die unter ihrem Drucke seufzen. Nirgends finden wir im Orient Revolutionen der Völker; höchstens Palastrevolutionen einer Dynastie gegen die andere. Es kommt noch umständliches Hofzeremoniell und ungemessene Prunksucht hinzu, um die Kluft, die den Herrscher vom Volke trennt, tiefer, und das Groſse durch den Abstand noch anschaulicher zu machen. Wir brauchen aber wahrlich nicht bis zu den Naturvölkern oder alten Kulturstaaten zurückzugehen, um zu erfahren, wie die Idee der Vollkommenheit sich ausschlieſslich und einseitig geltend macht; die groſsen Eroberer aller Zeiten haben stets das Urteil nicht allein der Menge, sondern oft auch sonst sehr richtig urteilender Männer (man denke an *Goethes*, *Hegels* und *Johannes von Müllers* Urteil über Napoleon I.) mit fortgerissen. „Von der Stärke geblendet wird ihr Auge stumpf gegen das Unrecht, die Unbilligkeit und das Übelwollen. Das Schwächere unterliegt, wie in der Tat, so auch in der Meinung.“ [1]) Es ist schimpflich, sagt Fiesco bei *Schiller*, eine Börse zu leeren, es ist frech eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groſs, eine Krone zu stehlen, die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde. [2]) Die Gräfin Terzka in *Schillers* Wallenstein sagt: Entworfen bloſs — ist's ein gemeiner Frevel, vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen; und wenn es glückt, so ist es auch verziehen, denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil. Die Moralsysteme des Monismus oder Idealismus, die das Sittliche im Groſsen, Bedeutenden suchen und die Handlungen des einzelnen am Erfolg messen, haben der Bewunderung des Groſsen unter mancherlei Namen Ausdruck gegeben, wie Kultus des Genius, Weihe der Kraft, energistische Urteile, Allmacht des Staatsgedankens, Willen zur Macht, Rechte des Übermenschen, Geltendmachung der Individualität u. a. Diese Bewunderung geht naturgemäſs namentlich von solchen aus, die selbst nicht Helden der Tat, sondern höchstens Helden der Feder sind. „Schwerlich schätzen dem Gefühle nach diejenigen Kraft und

---

[1]) *Herbart* bei Hartenstein VIII, 37 und VI, 377 ff.; bei Kehrbach II, 358 und VI, 276.

[2]) Vergl. dazu *Wohlrabe*, Über Gewissen und Gewissensbildung. 1885. S. 57.

Gesundheit am meisten, welche sie wirklich besitzen. Der Kraftkultus ist vielmehr ein Schrei einer von dem Gefühl der Schwäche tiefgebeugten und vor sich selbst erniedrigten Seele."[1]) Nicht Kraftüberschufs, sondern Krafthunger spricht sich darin aus. Auf gar mannigfache Weise sucht der Mensch sein Kraftgefühl zu erhöhen. Davon ist schon oben bei der Entladung der Gefühle durch Handlung und Kleidung gesprochen worden. Vielleicht kann man auch dahin rechnen, dafs alle Völker berauschende Getränke kennen und sich künstlich wenigstens zeitweise in ein Gefühl der Kraft und des Mutes zu versetzen wissen.

Ebenso gehört dahin das Rühmen der Starken von seiten der Schwachen, und wie in Zeiten steifer Etikette und übertriebener Geisteskultur die Losung erschallt: zurück zur Natur!

Wiederum pflegen diejenigen, welche sich stark fühlen, die Stärke zu bewundern, die sich in der Selbstbeherrschung ausspricht. Der seines Mutes Herr ist, ist besser denn der Städte gewinnt. Sprüche 16, 32. Die stoische Tugend, die alle Leidenschaft unterdrückt, zu sich selbst Nein sagt, hat wie bei den Indianern so bei den Bewunderern der Selbstpeiniger, den Einsiedlern u. s. w. ihre Verehrer gefunden. Und es ist gewifs ein sehr gesundes Urteil und ein Gefühl für wahre Gröfse, wenn *Hufeland* sagt: Man hört jetzt viel von Kraft und Kraftmenschen sprechen. Ich glaube nichts davon, solange ich nicht sehe, dafs sie Kraft genug haben, Leidenschaften zu bekämpfen und enthaltsam zu sein, denn dies ist der Triumph aber auch das einzige Zeichen der wahren Geisteskraft und dies die Schule, in der sich der Jüngling üben und zum starken Manne bilden soll."[2]) So spricht sich auch *Goethe* gegen das rücksichtslose Geltendmachen der Individualität aus: „So manches, was uns innerlichst eigenst angehört, sollen wir nicht nach aufsen hervorbilden . . . Verderblich ist alles, was den Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben." „Die Entschiedenheit, womit Knaben und Jünglinge behaupten, hat durchgehends ihren Grund in grofser Unwissenheit; sie ahnen nicht von ferne, wieviel schon gemeint und bestritten ist."[3])

---

[1]) *Hilty*, Glück III, 8.

[2]) Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. II, S. 11.

[3]) *Herbart*, Umrifs d. Pädag. bei Hartenstein X, 270. „Nichts ist verfehlter, als die Lehre vom Austoben. An Pferden und anderm Vieh nehme ich wahr, dafs wenn es in früher Jugend brutal gebändigt und erst wild ge-

Als Gegenstück dazu, dafs oft der Schwache von der an andern bewunderten Stärke sich imponieren läfst, mag folgendes dienen: „Denken wir an die furchtbare Härte, Gefahr und Unberechenbarkeit, die ein Leben der männlichen Jugend mit sich bringt — so begreift man, wie gerade die robusteste Art Mensch von dem wollüstigen Klange der Güte, der Reinheit fasziniert und erschüttert wird —. Eine Hirtenweise, ein Idyll, der gute Mensch, dergleichen wirkt am stärksten in Zeiten, wo die Tragödie durch die Gassen läuft.“ [1])

In alledem, was jemand als grofs und stark oder imponierend bewundert, spricht sich die Idee der Vollkommenheit aus. Mag immerhin der Nutzen es sein, was zunächst das Grofse schafft Tapferkeit, List und ähnliche Eigenschaften weckt und lobt, gar bald stellt sich noch ein Wohlgefallen anderer Art, abgesehen vom Nutzen, ein, und selbst wo das Starke Schaden bringt, selbst am Feind wird es gelobt. Doch von der Anerkennung des Guten am Feinde soll bei der Idee der Billigkeit gesprochen werden.

Die Idee des Rechts.

Hier ist streng zu unterscheiden, wie das geltende Recht tatsächlich entstanden ist, und wie Recht entstehen soll. Wie das Eigentum in der Urgemeinde ursprünglich entstanden sein mag, läfst sich wohl von vornherein vermuten; was geschehen werde, wo noch kein Gesetz, keine Sitte, keine Bildung, keine praktische Überlegung herrscht, das kann man alle Tage sehen, wo ein Haufe roher Burschen beisammen ist; sie greifen zu und streiten. Entsprossen sind wir freilich alle aus einem solchen Lande, das lehrt uns leider die Geschichte, und das bezeugt der unvollkommene rechtliche Zustand, in dem wir leben und über den wir die Augen noch lange nicht weit genug geöffnet haben. [2]) Allerdings der Zustand ohne jegliches Recht, wo der einzelne völlig rücksichtslos und willkürlich zugegriffen hätte, wo Eigentum noch in keinem Sinne unterschieden worden wäre, liegt, wie *Peschel* 251 und *Ratzel* I, 99 bemerken, jenseits der Grenze

macht wurde, Jahre hindurch den Kampf fortsetzt. Ein Dienstpferd läfst man nie ins Toben verfallen.“ Aus den Tagebuchblättern des Grafen *Alexander Kayserling*. 1894. S. 254.

[1]) *Nietzsche*, Wille zur Macht. S. 212.

[2]) *Herbart* XII, 428. (Hartenstein.)

unseres Forschens. Indes sind dieser Grenze ohne Zweifel viele Stufen des Schwankens, Streitens, Fehlgreifens vorangegangen,[1]) wie auch zum Teil noch aus der Sprache zu erkennen ist. So bemerkt *Jhering*: der Erwerb und Rechtstitel der alten Römer, bestand im *capere*, daher *manucaptum* oder *mancipium* für Eigentum. Der Besitzer ist *herus* von der Sanskritwurzel *hr* nehmen oder *χείρ* die Hand, also der Besitzergreifer; ebenso heifst *emere* (wie *redimere*) ursprünglich nehmen und dann erst kaufen.[2]) Desgleichen sucht *Grimm* nachzuweisen, dafs bei den Indogermanen die Wörter für Besitz meist auf der Kulturstufe der Viehzucht entstanden sind, und dafs z. B. jemand das für sein Eigentum hielt, was er zur Weide trieb.[3])

Nachdem alsdann innerhalb des Stammes oder der Genossenschaft sich die Besitzverhältnisse einigermafsen gebildet und befestigt hatten, so stand doch diese Genossenschaft als Ganzes und ihre einzelnen Mitglieder anderen Volksgenossenschaften und diese letzteren den ersteren noch völlig rechtlos gegenüber. *Thucydides* I, 5 hebt hervor, dafs zu *Homers* Zeit ein Held den andern, ohne ihn zu beleidigen, noch fragen konnte, ob er ein Räuber sei oder nicht, denn Räuberei gegen Fremde galt als ein natürlicher und erlaubter Nahrungszweig. Desgleichen hatte für die Germanen zu *Cäsars* Zeit und noch viel später Räuberei aufserhalb der Stammesgrenzen nichts Schimpfliches.[4]) Es gilt sicherlich von sehr vielen Stämmen, was Globus 1893 S. 159 von den Annamiten gesagt wird: „Jener rücksichtslose Egoismus, jener ständige Kampf und Krieg, der aufserhalb der Heimstätten unter den Wilden tobt, verstummt sofort im Banne der Dorfgrenze, wenn das starre, öffentliche Recht, repräsentiert durch öffentliche Meinung, in Kraft tritt. Das ungeschriebene Straf- und Sittengesetz ist Angelegenheit aller, wird von allen gehandhabt, und eben darum kann sich niemand dieser durch gemein-

---

[1]) Vgl. darüber *Post*, Bausteine für eine allgem. Rechtswissenschaft auf vergleichender Basis. 1880.

[2]) *Jhering*, Geist des römischen Rechts. 1873. I, 110. Auch bei den Negern und andern Naturvölkern deuten manche Gebräuche des Tauschhandels darauf hin, dafs Käufer und Verkäufer sich als Feinde ansahen und Kaufen ursprünglich kaum etwas anderes war, als Rauben. S. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von *Steinthal* und *Lazarus* X, 378. *Kulischer*, Der Handel auf den primitiven Kulturstufen.

[3]) *Grimm*, Kleinere Schriften 1864. I, No. 5. Das Wort des Besitzes.

[4]) *Caesar de bello gall.* VI, 23.

sames Interesse, lange Dauer und abergläubische Gebräuche sanktionierten Gewalt entziehen. Vergehen wider die traditionelle Ordnung werden je nach ihrer Schwere mit Vermögensbufsen oder mit Verlust der Freiheit geahnt. Ungleich schwieriger regeln sich natürlich in solcher anarchistischen Gesellschaft die Beziehungen von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm. Nach türkischem Rechte gilt der Theorie nach noch heutigentages: das Land und Vermögen der Herbi d. h. aller Ungläubigen, welche den Mosleminen nicht unterworfen sind und keine Djeziyeh zahlen, sowie ihre Person ist als *muboh* d. h. als freies Eigentum zu erwerben gestattet.[1]) Eduard III. von England verbot den edlen Lords und Ladys den Strafsen- und Seeraub nicht aus Gründen des Rechts und der Moral, sondern nur deshalb, weil diese Dinge den Einkünften der Krone schadeten und fremde Kaufleute abhielten, ins Land zu kommen.[2]) Fremd und darum rechtlos waren zuweilen schon die Bewohner desselben Staates, wenn sie verschiedenen Provinzen angehörten; als unter den schwachen Karolingern die Küstenbewohner Frankreichs, von den wilden Normannen gedrängt, scharenweise ins innere Land flohen, machte man sie da zu Sklaven.[3]) Noch die klassischen Juristen des römischen Rechts lehrten als praktisches Recht den Satz: wenn mit einem Volke weder Freundschaft noch Bündnis gemacht ist, so ist es zwar kein Feind; wer aber von uns zu ihm kommt, ist sein Sklave, und wer aus ihm zu uns, ist unser Sklave. Der Kriegsfufs gilt also noch zu jener Zeit als das von vornherein gegebene völkerrechtliche Verhältnis, der Friede *pax* ist erst das Resultat vom *pacisci.* Jener Kriegsfufs ist aber gleichbedeutend mit gänzlicher Rechtlosigkeit aller dem Staate, mit welchem man nicht pacisciert hat, angehörigen Individuen. *Pax* selbst hängt mit dem Sanskritworte *pac* binden, *paca* Strick zusammen[4]) und bedeutet also Ziel oder Ergebnis gegenseitiger Übereinkunft. Und das Wort *Jus* bringt *Pott* in Zusammenhang mit der Sanskrit-Wurzel *ju* = verbinden (jungere), es wird die bindende und vorbindende Kraft des Rechts angedeutet.[5]) Rechtsverletzung ist also ein Rifs, ein Bruch, ein Streit.

[1]) *Tornuw,* Das mosleminische Recht. Leipzig 1855. S. 52.
[2]) *Waitz* I, 377.
[3]) *Rotteck,* Allg. Geschichte. V, 491 ff.
[4]) *Jhering* a. a. O. I, 226.
[5]) *Pott,* Etymologische Forschungen I, 213.

Mag daher anfänglich der Krieg aller gegen alle noch so rücksichtslos geherrscht haben, jedenfalls befestigen sich allmählich die Besitzverhältnisse; was der einzelne oder das einzelne Volk ergriffen hatte und behaupten konnte, wurde ihm willig oder unwillig von den andern zugestanden, und bald fand man es natürlich. Das „glücklich die Besitzenden" ist so der erste Ansatz zu den sog. dinglichen Rechten.[1]) Nun tritt die Idee des Rechts hervor, indem ein einseitiges Brechen dessen, was die Mehrzahl, wenn auch stillschweigend, dem einen als Eigentum zugestanden hatte, als ein willkürlicher, ungehöriger Eingriff in fremde Rechte verurteilt wird. Man kann also immerhin zugeben, daſs das Recht, wie *Jhering* sagt, vielfach aus dem Kampf hervorgegangen sei, sein Ziel ist doch, wie selbst *Jhering* zugibt, der Friede,[2]) eine friedliche, geordnete Gemeinschaft, wie *H. Grotius* sich ausdrückt. „Selbst der vorübergehende Zustand der Unordnung und Anarchie, sagt *Jhering* (Geist des röm. Rechts I, 177) die Kämpfe und Zuckungen, von denen die Gesellschaft heimgesucht wird, was sind sie anders, als das Suchen der Ordnung, das Wogen und Gären der Elemente, welche ihre gesetzmäſsige Ordnung miteinander eingehen?" Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg. „Wie aus den Streitigkeiten der einzelnen, so gehen auch aus den Kriegen der Völker ihre Rechtsbegriffe hervor. Erst nachdem sie im Kampfe ihre Kräfte aneinander gemessen haben, fangen sie an, sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen und namentlich ihre Gebiete gegen einander abzugrenzen. Erst so wird ein friedlicher Verkehr möglich."[3]) „Das Recht ist die vernünftige Friedensordnung einer Menschengenossenschaft über ihre äuſsern Verhältnisse zueinander und zu den Sachen... Jedes Volksrecht ist der Versuch einer Menschengenossenschaft, eine vernünftige Friedensordnung zu finden. . . Wird diese Friedensordnung gebrochen, so hat der Verletzte die Empfindung, daſs nicht nur sein Vorteil, sondern daſs die allgemeine Vernunft, unter deren Schutze das Recht steht, gebrochen wurde."[4])

---

[1]) *Geyer*, Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaften. 1882. S. 57.

[2]) *R. v. Jhering*, Der Kampf um das Recht. 1872; vgl. dazu: *Geyer*, Der Kampf ums Recht. Aus Anlaſs von *Jherings* gleichnamiger Schrift, 1873, u. Zeitschr. für exakte Philosophie VI, 262 ff.

[3]) *Waitz* I, 413.

[4]) *F. Dahn*, Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. IV. Reihe, I. Schicht, 1883, S. 119.

Mögen die Schranken des Eigentums und des Rechts im Anfang noch so willkürlich und gewaltsam bestimmt sein, das Respektieren dieser einmal gezogenen Schranken gründet sich dann auf die Rechtsidee. Und wie genau werden oft diese Schranken, welche die Sitte geheiligt hat, von den Naturvölkern beachtet! Legt der Eskimo einen Stein auf das vom Meere herangespülte, herrenlos gefundene Gut, so gilt es als sein Eigentum, und niemand rührt es an.[1]) Stemmt der Indianer einen Stab vor die Türe seiner Hütte, so gilt sie jedem für verschlossen. Ja bei einigen nordwestlichen Indianerstämmen gibt es einen sogenannten Redlichkeitsbaum, an welchem alle gefundenen Sachen öffentlich ausgehängt werden, und woher sie der Eigentümer holt.[2]) *W. Elliot* erzählt von einem armen Volke Südindiens, dessen Angehörige vielfach zur Bewachung der Felder benutzt werden, da sie in dem Rufe stehen, dafs sie lieber verhungern, als das Getreide auf den Feldern stehlen würden. Von den Papuanen von Dory auf Neuseeland wird berichtet, ihre Wohnungen sind nicht verschliefsbar, denn Diebstahl gilt für schwere Sünde und kommt selten vor.[3]) *G. Rohlfs* berichtet von den Fulahs (Nubien), dafs dort das Eigentum des Reisenden völlig gesichert ist, was in den umliegenden Negergebieten so wenig der Fall ist. Deswegen werden sie auch in Ägypten gern zu Vertrauensposten (Torwärtern, Dienern etc.) angenommen.[4]) Von der Ehrlichkeit der Samojeden und Ostiaken wird erzählt: Die Kaufleute von Tobolsk nehmen, wenn sie im Sommer nach dem Norden gehen, um Fische zu kaufen, Mehl und Salz mit, stellen es in ihre Sommerstationen und lassen bei ihrer Rückkehr das, was sie nicht brauchen, für das nächste Jahr ohne weiteren Schutz zurück. Kommt ein Samojede vorüber und verlangt darnach, so macht er sich kein Gewissen daraus zu nehmen, was er braucht, aber er läfst dafür einen in gehöriger Weise eingekerbten zweiten Stock zurück, um damit auszudrücken, dafs er Schuldner sei; in der Fischzeit kommt er dann zu seinem Gläubiger, vergleicht das Duplikat des Stockes, was er aufbewahrt hat, mit dem Zurückgelassenen und entledigt sich seiner Verbindlichkeiten. Ebenso berichtet Kapitän *Wiggins*, dafs als sein Schiff in den Winter-

---

1) *Klemm* II, 294.
2) *Waitz* III, 162.
3) *Tylor*, Einleitung in das Studium der Anthropologie. 1883. S. 490.
4) *Müller*, Ethnographie. S. 484, 487.

monaten 1876—77 in der Kuwoika lag, dasselbe von Hunderten von Ostiaken umgeben war, ohne dafs etwas gestohlen wäre.[1]) Selbst ihre Sucht nach Branntwein kann sie nicht verleiten, die Sachen und das Eigentum anderer zu durchsuchen.[2]) Die Ovambo gelten für durchaus ehrlich. Die Reisenden konnten ihre Sachen ruhig liegen lassen ohne Furcht, dafs auch nur etwas berührt wurde. Als sie bei ihrem Weggang einige Kleinigkeiten vergessen hatten, wurden sie ihnen durch besondere Boten nachgesandt. Diebe wurden gespiefst. Sonst haben sie einen wahren Abscheu vor dem Diebstahl.[3])

Über die Verteilung der Güter selbst sagt zunächst die Rechtsidee nichts aus; ihr gilt es gleichviel, ob z. B. der Acker im Privatbesitz ist, oder wie im alten China öffentliches Eigentum, war, oder ob er wie im alten Peru jährlich neu an die einzelnen Familien nach deren Bedürfnis verteilt ward.[4]) Ihr genügt es, wenn nur zunächst derartige Bestimmungen vorhanden sind, und wenn sie anerkannt werden. Darum ist es natürlich,

---

[1]) *Landsdell*, Durch Sibirien. 1882. I, S. 91.

[2]) Globus 1886, Bd. 49, S. 216.

[3]) *Ratzel* I, 357.

[4]) *Waitz* IV, 404. Noch jetzt gehört in den rein indianischen Dörfern Mexikos Grund und Boden nicht den einzelnen, sondern der Gesamtheit der Gemeindeglieder. Der einzelne kann je nach Arbeitskraft und Lust ein gröfseres oder kleineres Stück Land bebauen, dessen Ertrag unbedingt sein ist. Verläfst er aber sein Dorf, so verliert er sein Recht ohne Entgelt. So ist jeder an sein Dorf gebunden, der Arme sowohl, der in ihm wenigstens immer seines Unterhaltes sicher ist, als der Reiche, der, wenn er es verliefse, zugleich die Bedingungen seines Reichtums verlieren würde. Diese Gemeinsamkeit des Grundbesitzes hat in Mexiko konservierend gewirkt. Sie hat Millionen von Indianern in ihren Dörfern fest und Fremde von ihnen fern gehalten. Globus Bd. 37. 1880. S. 125. Über eine andere Art des Kommunismus auf den Samoainseln siehe ebenda S. 127 und in einigen Hindudörfern s. ebenda 1882. Bd. 42. S. 250. Über die Gemeindewirtschaft in Rufsland siehe Mitteil. der Ostschweiz. geogr. Gesellschaft 1884. Heft I, S. 12—25. Bei den Slaven namentlich im Süden ist noch immer, dafs jede Familie einen unveräufserlichen Besitz an Grund und Boden hat. (*P. Tasner*, Slavisches Familienrecht. 1874. § 21.) Für die österreichischen Südslaven ist dieses nationale Rechtsinstitut gesetzlich garantiert durch das Grundgesetz vom 7. Mai 1850. Bei den Chinesen gehört jeder Familie ein unveräufserliches Erbgut, welches in früherer Zeit 30 Hektar, heute nur $^3/_4$ Hektar beträgt, so dafs von den 335 Millionen Hektar bebauten Landes etwa 70 bis 75 Millionen unbeweglich gemacht sind. (Globus 1890. S. 209.) Ganz ähnliche Verhältnisse bestanden bis vor kurzem in einzelnen Teilen der französischen Pyrenäen. (Globus 1892. S. 252.)

dafs die Rechtsbestimmungen unter den verschiedenen Völkern sehr verschieden sind; denn jene hängen von dem ab, was sich allmählich unter den verschiedensten äufsern Verhältnissen als Sitte und allgemeines Zugeständnis herausgestellt hat. Übrigens, bemerkt *Schurtz* 171: Die ersten Rechte auf Besitz namentlich Land beruhen meist auf mystisch-religiösen Vorstellungen z. B. der Boden gehört mir, wo ich geboren bin, wo nämlich durch Reifsen der Nabelschnur mein erstes Blut vergossen ist, oder wo meine Verwandten erschlagen oder begraben sind, wo ich mannbar wurde u. dergl. Es kommen auch wirtschaftliche Gründe für ein Recht in Betracht. Bei den Maori wird man Eigentümer des Grundstücks, was man zuerst ohne Widerspruch anderer bebaut hat, wo ich nach öffentlich erteilter Erlaubnis meine Hütte gebaut habe. Sonst aber hat in Fidschi jeder Zoll Land, jeder Fisch im Bache, jeder nützliche Baum seinen Eigentümer, dieses Eigentumsrecht an einen Baum erstreckt sich oft nur auf die Früchte, oft nur auf das Holz (*Ratzel* II, 282). Die Wirkungen des Eigentums auf Bildung, Befestigung und Entwicklung des Eigentümers als Person, sowie auf die Familie, ihren Zusammenhalt und durch Vererbung Zusammenhang mit den kommenden Geschlechtern, und dadurch auf den Staat sind aufserordentlich grofs. Es entwickeln sich die Tugenden des Fleifses, der Sparsamkeit, Ordnung u. s. w. und die entsprechenden Laster. Es folgt der Unterschied der Stände, der Reichtum und die Armut, mit dem Überflufs bilden sich Stände, in denen sich Kunst und Wissenschaft erheben.

Die Rechtsidee gibt darüber zuvörderst keine Bestimmungen; im weitern aber birgt sie doch gewisse Weisungen gegen drückende und harte Rechte. Ist das Ziel dieser Idee ein friedliches Zusammenwohnen, so liegt darin die Weisung, die Rechtsbestimmungen so zu treffen, dafs sie nicht durch Zweideutigkeit und Härte den Streit immer von neuem veranlassen. Ein solcher Versuch ist z. B. in dem ziemlich ausgebildeten Jagdrecht der Naturvölker enthalten. Hier wird meist sehr umständlich der Billigkeit Rechnung getragen durch die Bestimmungen, wer und wieviel jeder Anrecht an der Beute habe, wer das Tier zuerst gesehen, wer es zuerst oder tödlich getroffen habe, auf wessen Grundstück es gefallen ist u. s. w.[1]) Die Zweideutigkeit wird

[1]) S. *Andree*, Über das Jagdrecht der Naturvölker in Globus Bd. 38. 1880. S. 286 ff.



fernerhin mehr und mehr durch die Genauigkeit der Festsetzungen vermieden, namentlich wenn die Mafse bestimmter ausgedrückt werden. Im alten deutschen Rechte sind bei Verkäufen oder Überlassungen von Länderstrecken Bestimmungen häufig wie: so weit einer den Hufhammer oder ein Pflugschar werfen kann.[1]) Hierin lag viel Mehrdeutigkeit und also Anlafs zum Streit. Ferner waren vielfach Symbole des Besitzergreifens gebräuchlich; von dem erworbenen Walde wurde ein Zweig abgebrochen, auf den gekauften Acker ein Wagen gefahren oder ein Feuer angezündet. Dafs allmählich die rechtlichen Abmachungen weit bestimmter und zwar vor der Obrigkeit geordnet wurden, darin lag ein grofser Fortschritt; denn der Streit infolge der Mehrdeutigkeit in der Überlassung wurde immermehr vermieden, und die Überlassung wurde als öffentlicher Akt von der ganzen Gesellschaft zunächst in ihren Vertretern anerkannt; „denn jene Symbole haben ursprünglich nur Bedeutung für die Beteiligten, später drängte sich der Gerichtsbote ein, bis endlich das Gericht alle wichtigern Geschäfte an sich rifs und alle Symbole verschlang, indem er sie durch seine Förmlichkeit ersetzte."[2])

Viele andere Zweideutigkeiten konnten erst mit dem Gebrauch der Schrift verschwinden, wiewohl es auch vorher keinem Volke ganz an bestimmten Zeichen fehlte, um das Eigentum kenntlich zu machen.[3]) Wo nun gar mit vollem Bewufstsein der Tragweite öffentliche Verträge geschlossen werden, also ein gegenseitiges, bestimmtes Überlassen oder Versprechen stattfindet, da ist bei den Naturvölkern das Rechtsgefühl meist sehr ausgebildet. Treubruch wird in solchen Fällen sehr hart bestraft, und Versprechungen sehr pünktlich gehalten, selbst bei trügerischer Auslegung. Mit welch beredten Worten eifern nicht die indianischen Häuptlinge gegen die verletzten, betrüglich ausgelegten Verträge, nach welchen sie innerhalb bestimmter Grenzen den Weifsen Landstrecken überlassen hatten! Man lese die Reden, von denen *Waitz* nur einige mitteilt,[4]) und man wird erkennen, es spricht hier nicht blofs die Klage über den erlittenen Verlust, sondern das Gefühl des Betrogenseins, des Schändlichen, was im Treubruch liegt.

---

[1]) *Grimm*, Deutsche Rechtsaltertümer 54—104.

[2]) *Grimm* a. a. O. 109.

[3]) Über die Eigentumszeichen der Naturvölker s. *Andree* in Globus 1881. Bd. 40. S. 311 ff.

[4]) *Waitz* III, 144 ff.

Endlich deutet der Umstand, daſs den meisten Völkern eine Art von unparteiischer Rechtspflege durch die Häuptlinge, Ältesten oder besondere Richter eigen ist, an, daſs das Miſsfallen am Streit und das Verlangen nach einer friedlich geordneten Gemeinschaft fast allgemein empfunden wird.[1])

Ist nun eine Gesellschaft soweit gediehen, daſs sich die Rechtsverhältnisse einigermaſsen befestigt haben, so sind in doppelter Weise die Bedingungen einer höheren weiteren sittlichen Entwicklung gegeben, „teils indem jeder zur Beherrschung der eignen Begierden genötigt wird, teils indem durch Ermöglichung des Vereinigens der Kräfte die Befriedigung der Naturbedürfnisse gesichert und erleichtert ist, und dadurch ein Überfluſs an freien Kräften geschaffen wird, welcher für ungestörte höhere Entwicklung verwendbar ist. . . Die Ordnung der äuſsern Verhältnisse durch das Recht gewinnt für die Gesellschaft die nämliche pädagogische Bedeutung, welche für das Kind die Ausbildung guter Gewohnheiten, für den Züchtling das Anhalten zur Legalität des Handelns hat, ehe die Veredlung und Läuterung der Gesinnung eintreten kann.[2])

Überblickt man den Gang des Rechts, so bemerkt man ein allmähliches Zurückweichen des Mächtigen, dagegen ein Wachsen der Rechte, der Schwachen, Abhängigen, Sklaven, Schuldner, Frauen und Kinder.

Das Eigentumsrecht ist meist ausgegangen von einem unumschränkten Rechte des Mächtigen durch Stufen, die oben angedeutet sind, bis dahin, daſs ich jetzt mein eignes Klavier in meinem eignen Hause nachts, wo ich andere störe, nicht spielen, meine eigne Zigarre im Wagen für Nicht-Raucher nicht rauchen darf u. s. w.[3])

Hinsichtlich des Schuldners geht die Tendenz unserer Gesetzgebung dahin, die Stellung des Schuldners auf Kosten des Gläubigers zu verbessern.[4])

---

[1]) Bruder Berhtold im 13. Jahrhundert ruft den Herrn und Fürsten zu: Gott hat euch Gewalt und Gericht gegeben, daz ir verrichtet und versüenet allez daz, da von vientschaft und kriec kümet unde urlinge unde brant unde ungenade von komen mac.

[2]) *Waitz*, Allg. Pädag. v. Willmann XV.

[3]) *Z. Stein*, Wandlungsformen des Eigentums. In *Natorps* Archiv. II, 258.

[4]) *Jhering*, Der Kampf ums Recht. S. 87.



„Die Geschichte der Ehe ist die Geschichte einer Verbindung, in der allmählich die Frauen den Sieg davon getragen haben über die Leidenschaften, die Vorurteile und die Selbstsucht der Männer".[1])

„Bei dem Vertragsrecht mufs man den einzelnen oft vor sich selbst schützen, vor seinem im Leichtsinn verpfändeten Worte, vor mangelnder Kenntnis der Menschen, vor dem Einschmieden seiner persönlichen Freiheit unter dem Druck bitterer Not. Die seitherigen Gesetzgebungen haben sich damit begnügt, die Gefahr der Auswucherung eines unbefangenen und nicht erfahrenen Menschen zu beschränken auf gewisse Geschäfte wie Darlehn, Zinsnehmen. Erst unser bürgerliches Gesetzbuch hat den Mut gefunden, zu sagen: Jedes Auswuchern ist in sich verboten, ganz gleichgültig, ob diese oder jene juristische Kategorie in Frage kommt. Jedes Ausbeuten eines andern bei Gelegenheit einer Wohnungsmiete u. s. w. ist ohne alle Rücksicht null und nichtig, wenn sich jemand in ein ausbeuterisches Geschäft auch mit seinem freien Willen eingelassen hat."[2])

Überall ist der Fortschritt zum Schutze der Schwachen, zur Humanität, zur Billigkeit zu bemerken.

Die Idee der Billigkeit.

Die Idee der Billigkeit oder Vergeltung hat das andern absichtlich zugefügte Wohl und Wehe ins Auge zu fassen; wir wenden uns zunächst dem letztern zu.

Allen Völkern ohne Ausnahme sind die Gefühle eigen, aus denen die Sprichwörter hervorgegangen sind: die Rache ist süfs; ein verwesender Feind riecht wohl. Die Rache ist eins der frühesten Gefühle und ebenso allgemein als das Verlangen nach Speise, Trank und Ruhe. Um die natürlichen Rachegefühle zu erklären, macht *Rée* folgendes geltend: „Der Verletzer hat an seinem Opfer sein plus von Macht oder Kraft bewiesen. Den Verletzten wurmt das ihm aufgezwungene Gefühl der Inferiorität. Er will nicht weniger, sondern ebensoviel oder mehr sein, als der andere. Es ist ein Hang der menschlichen Natur, von seines-

[1]) Politisch-Anthropologische Revue von *Woltmann* u. *Buhmann*. 1902. I. S. 447.

[2]) *Stammler*, Soziale Gedanken im Bürgerlichen Gesetzbuch. 1900. S. 8.



gleichen sich nicht ducken, sich nicht unterjochen zu lassen, eher andere unterjochen zu wollen; auch wenn kein Nutzen mit solchem Machtbeweise verknüpft ist, erhöht er doch das Selbstgefühl. Äufserungen dieses Triebes sind neben der Rachsucht Ehrgeiz, Herrschsucht, Ruhmbegierde und Arten des Neides, des Hasses, der Schadenfreude. . . . Wenn selbst bei dem Unglück unserer Freunde das Vergnügen, sich mehr zu fühlen, leise anklingt; bei den uns gleichgültigen Personen als Spott sich äufsern kann und bei dem Unglück vorher Beneideter in Jubel ausbricht — wie vielmehr wird man darnach lechzen, denjenigen, welcher uns direkt verletzt, verwundet, mit geistigen oder körperlichen Waffen geschlagen hat, wieder zu verletzen, wieder zu schlagen, um so das Gefühl der Inferiorität, zu welchem er uns verurteilen wollte, los zu werden und statt dessen uns ebensoviel oder mehr zur fühlen, als er."[1]) Als *Thutmosis* von Ägypten seinen Rachezug gegen die frühern Unterdrücker unternimmt, sagt die Inschrift, er tat dies „um sein Herz zu waschen". Die erfahrene Beleidigung drückt das Ich und das Selbstgefühl nieder, die Rache hebt es wieder. So spricht der an seiner Ehre gekränkte *Don Juan Alfonso:* wer ich bin, soll niemand wissen, denn ich bin nicht, ehe nicht Rache mir zu teil wird.[2]) Wie nun an die Stelle solcher Rachegefühle allmählich das Gefühl für gerechte Vergeltung oder Strafe tritt, soll im folgenden dargelegt werden. Dabei sind vor allem vier Fragen zu beantworten: Wer soll strafen? Wie d. h. nach welchem Mafsstab soll sich die Strafe richten? Was d. h. welche Taten sollen gestraft? Wer soll bestraft werden?

Die erste Frage: wer soll strafen? beantwortet das Urteil der Völker zunächst dahin: der Beleidigte. Die Strafe wird zuvörderst im Sinne der Entschädigung bei Verletzung des Eigentums und im Sinne der Rache bei Verletzung der Person gefafst. Denken wir zunächst an Verletzung des Eigentums. *M. Müller* leitet das Wort *punire* von einer sanskritischen Wurzel ab, welche ursprünglich reinigen bedeutet,[3]) und ist der Ansicht, es liege also nicht darin: schlagen; martern, sondern reinigen von den Flecken der Sünde. Doch diese Fassung ist wohl

---

[1]) *P. Rée*, Die Entstehung des Gewissens. 1885. S. 40 ff.

[2]) *Calderon*, s. bei *Lazarus*, Das Leben der Seele 1856. S. 141.

[3]) *M. Müller*, Essays II, 228.

zu geistig; näher liegt es, an Rückgängigmachen zu denken. Der Verbrecher reinigt sich von dem, was ihn verunreinigt, nämlich dem unrechten Gute, indem er es zurückgibt, oder entschädigt. Auch die Ausdrücke *poenas dare, solvere, pendere, petere, exigere, sumere, capere* deuten auf eine Abfindungssumme, nicht auf leiden. Unser Wort Bufse und büfsen heifst ja auch zunächst nichts anderes, als ausbessern, wie noch jetzt in dem Ausdruck Lückenbüfser.[1]) Darauf deutet auch das semitische Wort *schub* für Vergeltung, nämlich zurückführen der Tat auf den Täter *restitutio in integrum;* darin ist zugleich angedeutet, wem die Entschädigung zu gute kommen soll, nämlich dem Geschädigten. Dieser hatte zu versuchen, das Gestohlene wieder zu erlangen oder sich sonst Entschädigung zu verschaffen. Hierbei empfiehlt *Hesiod* (Werke und Tage 709) das Doppelte des Gestohlenen zu nehmen. Noch lange nachdem ein geordnetes Strafverfahren eingerichtet war, erhielt sich die Sitte, dafs der Kläger, der ja meist der Geschädigte war, selbst die Strafe im Auftrage des Richters zu vollstrecken hatte. *Grimm* führt mehrere Beispiele dafür aus der deutschen Rechtsgeschichte an.[2]) Erst allmählich hat sich wie aus dem Gesamteigentum das Sondereigentum, so umgekehrt aus der Individual- und Geschlechterhilfe die Staatshilfe entwickelt, wahrscheinlich unter dem Einflufs eines gesitteten Priestertums. Daher die Verehrung der Form, der strenge Ritus, welcher den alten römischen Prozefs kennzeichnet. Darum heifst es hier auch noch: *neque enim qui potest in furem statuere, necesse habet adversus furem litigare* d. h. wer sein klares Recht hat, bedarf der Obrigkeit nicht, um es zu erlangen.[3])

Was nun den Mord anlangt, „so hat das Vergeltungsrecht drei Stufen durchgemacht. Anfangs wurde es demjenigen, der

---

[1]) Hieher mag man auch rechnen: *δίκαιος* (gerecht) kommt her von *δίχα*, in zwei gleiche Teile geteilt Arist. Eth. Nic. V. 2, 7, *νόμος* (Gesetz) von *νέμω* teilen, jedem das ihm Zukommende zuteilen. Cic. de leg III, 6. Auch das deutsche Gesetz ist ursprünglich Abteilung, Absatz. Rächen ist soviel als zurechtweisen, durch Tadel oder durch Strafe ins Gleiche zu bringen. Ottfried Evangelien harm. III. 5, 15; oder auch Recht verschaffen Ottfried IV. 6, 42, 25, 29 oder Genugtuung. Racha soviel als *causa* vor Gericht.

[2]) *Grimm* a. a. O. 882.

[3]) S. *Köhler* in der kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. 1881. Bd. IV. S. 16 u. 170 und *Jhering*, Geist des röm. Rechts I, 296. Über die Spuren der Rache im röm. Recht s. *Rein*, Kriminalrecht der Römer. S. 39 ff.

dem Opfer am nächsten stand, einfach überlassen, den Mord zu rächen. Im Verlauf der Zeit wurde die Rache sittliche Pflicht der Verwandten und gestaltete sich zur uralten Blutrache, welcher sich niemand entziehen konnte, ohne sich der äufsersten Verachtung preiszugeben. Diese Sitte konnte sich aber nur da aufrecht erhalten, wo die Gesittung auf jenem Kulturübergange, welchen man Barbarei oder Halbbarbarei nennt, stehen blieb... Die fortgeschrittene Kultur hat die Blutsühne dem in der natürlichen Ordnung der Dinge zu ihrer Vollführung Verpflichteten aus den Händen genommen und sie zuerst der höchsten Gewalt im Staate, sodann einer abgesonderten Berufsklasse überlassen."[1])

Zunächst lag also die Blutrache den durch den Mord Geschädigten oder der Sippe des Gemordeten ob. In den meisten halbzivilisierten Staaten hat sich die Blutrache die Legalisierung erzwungen, ja selbst in Athen war sie noch nicht ganz ausgerottet.[2]) Sogar das milde Gesetz des *Confucius* legte dem Sohne die Pflicht auf, so lange die Waffen zu tragen, bis er den Mörder seines Vaters erschlagen habe.[3]) Oft vertritt sie ganz und gar das öffentliche Strafamt für Mord und ist ein fast unentbehrliches Mittel, Blutvergiefsen einzuschränken, wo die Obrigkeit noch nicht so weit erstarkt ist, überall hinzureichen. Wo nun die Blutrache ausdrücklich legalisiert ist, wie von Mohammed, da verliert sie schon viel von dem privaten Charakter, indem die Blutsverwandten hier gewissermafsen im Auftrag oder doch unter ausdrücklicher Genehmigung der ganzen Gesellschaft handeln, in gewissem Sinne als die öffentlich berufenen Strafvollstrecker. Deshalb mufste bei den Germanen alle Gewalttat im Fehdegang der Blutrache deutlich vom gemeinen Frevel unterschieden werden. Darum mufste jede Vergeltung öffentlich, nicht hinterlistig genommen werden. Überfall am häuslichen Herde galt als Friedensbruch. Noch mehr kam es darauf an, den der Rache geopferten Sippenfeind auch deutlich als im Rechtsgang

[1]) *Krauss*, Die Psychologie des Verbrechers. 1884. S. 303.

[2]) *Eichhoff*, Über die Blutrache bei den Griechen. Duisburg 1872. *Köchly* (Akademische Reden und Vorträge I, 45) sieht als Inhalt der Orestee des Aeschyllus den Kampf zwischen der alten Familienblutrache (den alten Götter-Furien) und dem neuen rationellen Staatsblutgericht an. Über die albanesische Blutrache siehe Globus Bd. 38, S. 71 ff. Vgl. auch *Frauenstädt*, Blutrache und Totschlagssühne im deutschen Mittelalter. Leipzig.

[3]) *Peschel* a. a. O. 247.

gestraft zu bezeichnen. Seine Leiche mufste an einen Kreuzweg gelegt werden, frei sichtbar allen Vorübergehenden; eine Waffe und eine Münze mufste auf dem Getöteten liegen, damit der Verdacht räuberischen Mordes ferne sei. Noch weiter ging man im fränkischen Stammesgebiet.[1]) Der Bluträcher sowohl als der Schuldige fühlt, die Strafe zu erleiden oder zu vollstrecken, als eine sittliche Pflicht. „Der Indianer weifs für seine Vergeltungsidee zu sterben und zwingt uns zur Bewunderung, mögen wir auch seinen Irrtum beklagen.“[2]) Übrigens mufsten sich sehr bald Übelstände herausstellen, wo die Strafe dem Beschädigten selbst und dessen Sippe überlassen war. Der Selbsträcher geht gewöhnlich zu weit; wollte man ihn allein gewähren lassen, würde er der Gegenpartei zu viel tun und zu neuer Rache reizen. Oder, wenn es sich um Sachen handelt, wird dies zu fortgesetzter Erpressung führen. So erzählt *Pinto* von den Bihenos in Afrika: vor allem ist dem Vordringen der Zivilisation das Institut des Mucano hinderlich. Verbrechen nämlich werden fast stets von der beschädigten oder beleidigten Partei abgeurteilt und mit Geld gesühnt; weigert sich jemand, die Strafe zu bezahlen, so nimmt der Beschädigte, wenn er die Macht hat, von dessen Eigentum weit mehr, als den Betrag der Strafe fort. Aus den nichtigsten Gründen wird ein Mucano über jemand verhängt, und ein Weifser z. B. wird nicht nur für die Vergehen seiner Neger, sondern auch für diejenigen anderer, ihm gänzlich fremder Weifsen haftbar gemacht. Dieses System der Beraubung ist unglaublich ausgebildet.[3]) Die meisten Völker sind nun verhältnismäfsig bald über diese Art der Selbsthilfe fortgeschritten, denn es mufste sich das Bedürfnis der ganzen Gesellschaft nach einer Art unparteiischer Autorität einstellen, welche Ordnung stiftete. War bereits ein Oberhaupt da, so wird diesem ganz von selbst diese Angelegenheit zugefallen sein; andernfalls ist wohl auch zu dem

---

[1]) *Lamprecht*, Deutsche Geschichte. I, 152.

[2]) *Waitz* III, 172.

[3]) Globus Bd. 39. 1881. S. 330. Übrigens verdankte späterhin *Pinto* selbst seine Rettung dem von ihm hier beklagten Umstande, dafs das, was ein Weifser tut, einem andern ganz fremden Weifsen zugerechnet wird; ein alter Neger nämlich, welcher in seiner Jugend *Livingstone* begleitet hatte, fühlte sich im Andenken an die gute Behandlung von seiten *Livingstones* zur Dankbarkeit auch gegen andere Weifse verpflichtet und rettete *Pinto* aus dringender Gefahr. Globus Bd. 40. 1881. S. 190.

Zweck erst eine Obrigkeit geschaffen worden, so wenigstens soll nach *Herodot* I, 96 *Dejoces* einst König geworden sein.[1]) Dies konnte nun wiederum weiter führen, dafs nämlich der König, der das Strafamt übernommen hatte, nun alles Unrecht als eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung ansah und über Gebühr ahndete.

Die zweite Frage nach dem Mafse und der Art der Strafe findet schon ihre Antwort, wenn die Strafe ursprünglich als Entschädigung, Bufse angesehen wird; und so wird sie in der Tat anfänglich betrachtet und behält den privaten Charakter auch noch lange selbst in geordneten Staatswesen. Sie hat den Zweck, den Geschädigten zu entschädigen, den Schuldigen sein Unrecht durch Ersatz büfsen zu lassen in einer dem Schaden entsprechenden Weise. Es ist die alte Sitte der Talio, Gleiches mit Gleichem vergelten, Zahn um Zahn, Auge um Auge. Dieser Grundsatz ist fast überall zunächst in Gebrauch gewesen und vielfach auch ausdrücklich durch die Gesetzgebung geheiligt. So im jüdischen Recht (2. Mos. 21, 23; 3. Mos. 24, 18). *Hamurabi* in Babel (200) bestimmt: Wenn jemand die Zähne von einem seinesgleichen ausschlägt, so soll man seine Zähne ausschlagen. In den zwölf Tafeln heifst es: *si membrum rupit, ni cum eo pacit, talio esto.* Reste oder Andeutungen davon sind die im deutschen Rechte geläufigen Büfsungen des Hüllens und Füllens. Für einen getöteten Ochsen mufste dessen Haut voll Mehl an den Geschädigten gegeben werden. Ein getöteter Hund wird aufgehängt und so mit Weizen überschüttet, dafs nichts mehr von ihm sichtbar ist. Diese Weizenmenge ist die entsprechende Bufse für den Hund an dessen Herrn. Auch getötete Menschen werden in Goldstücke gehüllt oder gegen solche abgewogen.[2]) Vielfach mufs selbst an Bäumen, von denen ein Mensch herabgefallen ist, oder an Tieren, die jemanden getötet haben, Rache genommen werden. Auf die Talio weisen ferner noch Strafen, welche diejenigen Glieder unschädlich machen oder doch treffen sollen, mit welchen das Verbrechen begangen ist. Dahin gehört es, wenn in Panama dem Diebe die Hände oder Arme abgehauen wurden, wenn derselbe in Bornu die Hand verliert, in Bogota geblendet wird, wenn man in Aschanti dem schwatzhaften Weibe die Lippen abschneidet, wenn in Mexiko dem Lügner die Lippen durchstochen

---

[1]) Vgl. auch *Cicero de officiis* II, 12, 41.

[2]) *Grimm* a. a. O. 740.

wurden, wenn in Ägypten der Spion die Zunge, der Fälscher zwei Finger der rechten Hand verlor, wenn Notzucht mit Entmannung bestraft wurde.[1]) Nach deutschem Rechte wurde dem Meineidigen die Schwurhand abgehauen, dem Verräter die Zunge ausgerissen, der Lügner auf den Mund geschlagen, der Mordbrenner verbrannt.[2]) Bei einigen Völkern wurde dem Selbstmörder die rechte Hand abgehauen.[3]) Bei den Galla in Ostafrika wird der Mörder mit derselben Waffe umgebracht, mit der er den Mord begangen. So auch in Dahomey. Vielleicht ist dahin zu rechnen, daſs bei einigen Australiern männliche Tiere nur von Männern, weibliche von Frauen, junge von Kindern gegessen werden![4])

Ein groſser Fortschritt im Strafrecht trat ein, als infolge der Kultur das Geld einen gröſseren Wert erhielt, als nämlich der Erwerb des Geldes mit viel Mühe und Arbeit verknüpft war, und man andrerseits auch viele Annehmlichkeiten für Geld bekommen konnte. Hier war ein Mittel gegeben, auch ohne Blutvergieſsen, einigermaſsen eine Entschädigung zu gewähren und zu nehmen; und die Völker sind sehr früh schon auf Geldbuſsen selbst für Körperverletzungen und Totschlag gekommen. Bei den Beduinen hat fast jede Wunde ihren bestimmten Preis. In Abessinien, bei den Irockesen, den Akra, in Damara wurden Mord, Diebstahl, Notzucht und andere schwere Verbrechen mit Geld gesühnt. Die Entschädiguug für den Mord führte in Deutschland den Namen

[1]) *Post*, Einleitung in die Naturwissenschaft des Rechts. Oldenburg 1872. S. 56.

[2]) *Grimm* a. a. O. 740.

[3]) *Josephus De bell. Jud.* III, 8. Um zu zeigen, bis zu welchem Grade die Indianer von Guinea von dem Grundsatz: Auge um Auge durchdrungen sind, wird erzählt: es wurde ein Indianer auf der Jagd nach Affen von einem Weiſsen in dem Augenblick angeschossen, als er auf einen Baum gestiegen war, um einen getöteten Affen herunterzuholen. Die unbedeutende Verletzung hatte die Stelle des Körpers getroffen, die für gewöhnlich dem Stuhle am nächsten ist. Wütend kam der Indianer herunter und verlangte, daſs der unglückliche Schütze ihm dieselbe Körperstelle hinhalte, damit er Wiedervergeltung üben könne. Nur mit Mühe konnte er davon abgebracht werden. Globus 1884. Bd. 46. S. 13. *Bergk* (griech. Literaturgesch. 943) bemerkt: Eupolis wurde wegen seiner Schmähungen des Alkibiades ins Meer versenkt, so auch Sotades. Vielleicht war in alter Zeit die Strafe des Ertränkens in diesem Falle üblich, denn *πλύνειν* waschen ist der volksmäſsige Ausdruck für schmähen, die Strafe entsprach dann nach der *talio* dem Vergehen. Auch der Tod des Anaxarch im Mörser ist vielleicht ähnlich aufzufassen.

[4]) *Ratzel* I, 433, 604; II, 53.

Wergeld. Dasselbe war nach Geschlecht, Stand und Alter des Ermordeten verschieden. Auch in Siam ist das Wergeld für einen Greis geringer als für einen Jüngling.[1]) Ebenso bei den Osseten. Wer nicht zahlungsfähig war, wurde, wie bei den Germanen, Leibeigner oder auch als Sklave verkauft.[2]) Von den Wakerewe am Nyanza-See werden Diebe, Ehebrecher, Mörder enthauptet; sie können indes dem Tode entgehen, wenn sie Sklaven der Person werden, welcher sie das Unrecht zugefügt haben.[3])

Ein weiterer Fortschritt war es, wenn diese Bufsen nicht mehr oder wenigstens nicht allein an die Beschädigten, sondern zugleich an die Obrigkeit gezahlt wurden. So bekam in gewissen Teilen Deutschlands der König einen Teil der Bufse als Friedensgeld (Einkauf in den Frieden[4]) in Nubien der Statthalter. Bei den Kaffern wird die Bufse überhaupt nicht an die Betroffenen, sondern allein an den König gezahlt, „weil man doch nicht sein eignes Blut (nämlich die für das vergossene Blut des Verwandten gezahlte Sühne) essen könnte".[5]) Damit verliert die Vergeltung immermehr den Charakter der persönlichen Rache und macht einer unparteiischen Abwägung der Unbeteiligten Platz. Die Gesetze der Nemequenes in Bogota straften den Mord von Amts wegen, auch wenn die Verwandten verziehen.[6])

„Der Gang des Geschichte ist, dafs stufenweise die Idee von Bufsen (Entschädigungen) schwächer, die von Strafen härter wird, dafs auch Verbrechen, die früher nicht öffentlich waren, ihren Privatcharakter aufgeben, und dafs manche Bufsen, an deren Stelle Strafen treten, gänzlich verschwinden.[7]) So wird die Strafe dem

---

[1]) *Peschel* a. a. O. 249 u. *Geyer*, Vorlesungen über gemeines deutsches Recht. 1884. S. 43.

[2]) *Post* a. a. O. 53 und *Peschel* 249.

[3]) *Stanley*, Durch den dunklen Weltteil. 1879. I, 278.

[4]) *Grimm* a. a. O. 646. *Tacit. Germ.* 12. *Blume* a. a. O. 127. Ausführlich hierüber *Rée*, Entstehung des Gewissens, 1885. S. 40—130. *Geyer*, Grundrifs zu Vorlesungen über gemeines deutsches Strafrecht I, 43.

[5]) *Peschel* a. a. O. 249.

[6]) *Post* a. a. O. 55.

[7]) *Grimm* a. a. O. 623. Übrigens stehen die Bufsen wohl auch im Zusammenhange mit den alten Opfern. Wenn z. B. in Griechenland beim unvorsätzlichen Totschlag für den Getöteten an dessen Söhne ein Widder zur Sühne gegeben werden mufste, so war dies wahrscheinlich ursprünglich ein Tier zum Opfer. Darauf deutet auch, dafs bei solchen Tieren, welche zum Ersatz gegeben wurden, eine besondere Gröfse, Farbe, Zeichnung u. s. w. vorgeschrieben war. *Grimm* a. a. O. 667. Hiernach wären die Götter selbst als Wahrer des Rechts und Rächer des Unrechts angesehen worden.



Privatinteresse entrückt und der übelwollenden, rachsüchtigen Gesinnung vorgebeugt, zum andern nähert man sich hiermit der Idee der Gesellschaft als eines Strafsystems. Das Verbrechen gilt nicht allein als Verletzung des einzelnen, sondern der ganzen Gesellschaft und ihrer Ordnung. Bei den Malayen ist vielfach der Übergang von der Rache zur Strafe zu bemerken. Der Ehebrecher, der Dieb u. s. w. wird von dem Geschädigten sofort gestraft, sind aber mehr als drei Tage seit der Tat vergangen, so gehört die Entscheidung und Entschädigung dem Fürsten.[1])

Was die überaus harten Strafen der Vorzeit betrifft, so wolle man den Kulturzustand, welcher die Anschauung von der Gröſse des Verbrechens und der Höhe der Strafe wesentlich bedingt, nicht übersehen. Uns erscheinen die mittelalterlichen Gefängnisse, Burgverlieſse, Bleidächer mit Recht als übertriebene Grausamkeit; aber wir dürfen nicht vergessen, daſs damals die ehrlichen Leute, sogar die Vornehmen in der Regel nicht viel besser wohnten, jedenfalls wohnten letztere kaum so gut als heutzutage die Verbrecher. Einige wenige Städte hatten vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung gepflasterte Straſsen aufzuweisen, im allgemeinen aber haben fast alle Städte derartige Straſsen erst im 12. und 13. Jahrhundert erhalten. Paris z. B. erhielt im Jahre 1184 Straſsenpflaster unter Philipp II. In Deutschland wurde die reiche und blühende Handelsstadt Augsburg zuerst mit Pflasterung versehen. Die Pflasterung wurde dort durch einen reichen Kaufmann veranlaſst, welcher sich 1415 bei seinem Hause einen schönen Vorgang machen lieſs, der so allgemeinen Beifall fand, daſs allmählich die ganze Stadt auf obrigkeitliche Kosten gepflastert wurde. Viele der vornehmsten Straſsen Londons wurden erst im 15. und. 16. Jahrhundert mit Pflaster versehen, während Berlin noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht vollständig gepflastert war. Es ist wohl selbstverständlich, daſs an eine Straſsenreinigung vor Einführung der gepflasterten Straſsen überhaupt nicht zu denken war, um so weniger, als eine mutwillige Beschmutzung der Straſsen nicht verboten war und namentlich die Schweine, welche frei in den Straſsen herumlaufen durften, viel dazu beitrugen, den jämmerlichen Zustand derselben noch zu verschlimmern. Als im Jahre 1131 der Mit-Regent Ludwigs des Dicken, der junge Philipp, dadurch zu Tode gekommen war, daſs er mit seinem Pferde, dem

---

[1]) *Ratzel* II, 452.

ein Schwein zwischen die Beine gelaufen war, stürzte, versuchte man in Paris das Verbot des Herumlaufens der Schweine einzuführen, aber vergebens! Man machte nur die Bedingung, dafs dieselben eine Glocke um den Hals tragen sollten. Um sich überhaupt den Zustand der damaligen Strafsen von Paris ausmalen zu können, braucht nur daran erinnert zu werden, dafs man noch im 14. Jahrhundert alles, was man wollte, zum Fenster hinausgiefsen und hinauswerfen konnte. Man hatte nur nötig, „Kopf weg" zu rufen. Erst 1372 und in verschärfter Form 1395 wurde dieser Sitte entgegengetreten, während in Edinburg dieser Zustand bis zum Jahre 1750 fortbestand. Im Jahre 1609 wurde zuerst in Paris die Reinigung der ganzen Stadt auf öffentliche Kosten veranstaltet, während dieselbe früher Sache der Privaten gewesen war. In dem auf sechs Jahre giltigen Vertrage von 1748 erhielt der Unternehmer für die Wegschaffung des Schmutzes jährlich 200 000 Livre = 156 000 Mark, und für die Entfernung des Schnees 6000 Livre = 4700 Mark. In Hamburg gab es bereits im Jahre 1595 ‚Kummerwägen', für die Abfuhr wurde das sogenannte „Dreckkarrengeld" bezahlt. In Berlin wurden bis zum Jahre 1600 die Strafsen überhaupt nicht gefegt: auch hier durften auf ihnen die Schweine herumlaufen, deren Ställe sich zum Teil auf den Strafsen unter den Hausfenstern befanden. Erst im Jahre 1681 wurde das Halten von Schweinen auf den Strafsen verboten. Wenn die Häuser der Vornehmen der Glasfenster, der Dielen, der Schornsteine ermangelten, wenn Paris im 14. Jahrhundert noch ohne Abzugsrinnen war, aller Unrat auf der Strafse liegen blieb, und die Schweine der Klöster das Vorrecht hatten, frei auf den Strafsen umherzulaufen; wenn der Erzbischof von Canterbury und *Thomas Bekket,* der Rivale eines Königs, von Ungeziefer wimmelten und den Geruch durch scharfe Parfüms vertreiben mufsten; wenn man dies alles nicht auffällig fand; wenn es für grofsen Reichtum galt, die Woche einmal Fleisch zu essen;[1] wenn *Petrarcas Laura, Maria Stuart* u. s. w. sich noch nicht der Gabeln bedienten: was war dann schlecht genug für den Verbrecher! Damit dieser seinen Aufenthaltsort als Strafe empfinden sollte, mufsten zu dem ohnehin schlechten Zustand der Wohnungen noch künstliche Verschlechterungen hinzugefügt werden. Vielleicht war trotz alledem der Unterschied zwischen den Woh-

---

[1]) *Drapper*, Internationale Bibliothek, X, III. Bd. 1875. S. 270.

nungen der ehrlichen Leute und denen der Verbrecher weniger groſs als heutzutage.

Nach dem vorstehenden läſst sich jedenfalls das Bestreben der Völker nicht verkennen, die Strafe dem Vergehen angemessen zu machen, wie dies auch in der Seelenwanderungslehre deutlich hervortritt. Wie nun die Strafe, so wird auch das Verbrechen zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden geschätzt. Manches, was jetzt erlaubt ist, oder wenigstens nicht bestraft wird, wie z. B. Zauberei, galt früher als strafwürdiges Verbrechen. Gar vieles, was bei uns sehr hart gestraft wird, wie Vergehen gegen fremdes Eigentum, galt für sehr leicht in Zeiten, denen der Wert des Geldes weniger bekannt war. Dies führt uns auf die Frage: welche Verbrechen bestraft werden sollen?

Als strafbar wird zuvörderst alles das angesehen, was dem betreffenden Gemeinwesen schädlich ist und damit zugleich auch das, was den einzelnen beeinträchtigt, sofern es ja zumeist gilt, was dem Bienenstocke schadet, schadet auch der einzelnen Biene. Darum darf man sich nicht wundern, wenn bei verschiedenen Völkern unter verschiedenen Bedingungen auch verschiedenes strafbar oder lobenswert erscheint. Allein die Rücksichten des Schadens oder Nutzens waren doch nicht die einzigen. Eher kann man von den heutigen Staaten sagen: je mehr sie sich dem Begriffe eines bloſsen Rechtsstaates genähert haben, um so mehr suchen sie nur diejenigen Verbrechen zu treffen, welche tatsächlich in die Rechte der Mitbürger eingreifen und also — wenn zugelassen — die allgemeine Sicherheit und Ruhe und damit die Existenz des Staates untergraben würden. Es ist so vielfach der Bereich des Rechts oder des Staates in einseitiger Weise von dem Bereich der Moral, welche der Kirche und Schule überlassen blieb, getrennt worden.[1]) So war es jedenfalls in den früheren Staaten

[1]) Ohne Zweifel ist diese Ansicht vom Staat lediglich nach Rücksicht der Rechtsidee und des Strafsystems eine groſse Einseitigkeit; und mit Recht hebt *J. H. Fichte* (Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England. 1850. S. 390) das Verdienst *Herbarts* in dieser Beziehung hervor: „den Gedanken, daſs jede Gesellschaft, vor allem der Staat nicht bloſs dem Rechte und dem Zweckmäſsigen, sondern auch dem Wohlwollen zu genügen habe, daſs erst darin das Beseelende aller Gesellschaft liege — diesen einfachen und doch unendlich folgenreichen Gedanken zuerst mit Bestimmtheit ausgesprochen zu haben unter den Ethikern der Gegenwart, halten wir für das Hauptverdienst *Herbarts*. In ihm ist das höchste Ziel und die in letzter Instanz entscheidende Norm der Ethik enthalten. Es kommt

nicht. Hier galt der Staat als Wahrer alles Löblichen. Mittelbare und unmittelbare Tugenden, moralische, politische und religiöse Verstöfse, Unrecht gegen den Einzelnen und gegen das Ganze standen wesentlich auf gleicher Stufe. So werden z. B. bei den Krus Angeberei, Stolz und Verhöhnung bestraft; bei den Mandingos widerspenstige Weiber, ebenso auf der Insel Goree und in Altcalaber. Nach mosaischem Gesetz wird der ungehorsame Sohn gesteinigt. Im Aztekenreiche wurde Verleumdung, Trunk, Verschwendung des väterlichen Vermögens, im Inkareiche Trunk, Müfsiggang und Lüge bestraft, in Aschanti Schwatzhaftigkeit u. s. w.[1]) Das Eingreifen des römischen Censors, auf welchen die Sittenpolizei der *gens* gegen ihre Angehörigen übergegangen war, betraf meist sehr private Verhältnisse. Den Rügen wegen Leichtsinnes, Unfleifses, Verschwendung u. s. w. hat die römische Denkweise selbst in der höchsten Freiheitsentwicklung nicht widerstrebt.

Die Gröfse eines Verbrechens wird oft sehr verschieden beurteilt. Wo die Frau gering geschätzt wird, gilt Ehebruch nur als Eigentumsverletzung. Die überaus harten Strafen hingegen, die z. B. im Mittelalter auf Jagdfrevel standen, finden ihre Erklärung in der Erwägung, dafs derartiger Frevel nicht allein als Eigentumsbeschädigung, sondern als Übergriff in besondere Vorrechte der höhern Stände galt. Aus ähnlichen Gründen waren früher politische Vergehen, die gegenwärtig am leichtesten entschuldigt werden, fast die schwersten. Die besondere politische Lage kann ja auch jetzt noch zu gewissen Zeiten (z. B. im Belagerungszustande) Über-

nur darauf an, diesen Gesichtspunkt für alle ethischen Verhältnisse ebenso rein durchzuführen, als den des Rechts, welcher gleichfalls ein allumfassender ist. Darin liegt nun eine eigentümliche und bedeutungsvolle Leistung *Herbarts*. In den vorigen Systemen, am entschiedensten bei *Kant* und *Fichte*, war es allein die Rechtsidee, die im Staate ihre Verwirklichung erhalten sollte. Dachten *Hegel* und einige spätern weniger ausschliefsend über diesen Punkt, so waren sie doch weit davon entfernt, dies mit vollem Bewufstsein als die Notwendigkeit eines Hinausschreitens über die Rechtsidee zu andern ethischen Ideen zu bezeichnen. *Herbart* hat es getan: die Billigkeit und das Wohlwollen, sagt er, haben nicht weniger Anspruch in allen jenen Verhältnissen befriedigt zu werden, als das Recht. Dies ist ein entscheidender und folgenreicher Gedanke, und es war Zeit, dafs ein Philosoph mit einfacher Energie und voller Klarheit dem Begriff der Humanität als zweitem Prinzipe der Ethik seinen Platz erkämpfte und den Begriff des Staates mit darin aufnahm."

[1]) *Post* a. a. O. 42 und derselbe: Bausteine etc. S. 224 und *Waitz* IV, 85 u. 415.



tretungen als überaus schwer erscheinen lassen, die sonst kaum beobachtet werden.

Sehr schwer hat man allgemein die Vergehen gegen das Eigentum angesehen von der Zeit an, wo man den Wert des Eigentums schätzen lernte. Da nun diese Schätzung immer eine gewisse Kultur voraussetzt, so kann man in den meisten Fällen aus hohen Strafen gegen Eigentumsvergehen auf eine nicht geringe Kultur schliefsen, wenn eben auch nicht auf eine milde. Überaus hart waren die Strafen in dieser Beziehung bei den Indiern nach Manu's Gesetzbuch,[1]) bei den Mexikanern,[2]) Ägyptern, Deutschen u. a. Am bekanntesten ist die Härte der Römer in dieser Beziehung. Die Gesetze der 12 Tafeln erlauben dem Gläubiger, den säumigen Schuldner in Stücke zu zerhacken. Wurde nun wohl auch das in *partes secare* meist so gehandhabt, dafs der Schuldner als Sklave verkauft und der Erlös unter die Gläubiger verteilt ward, so werden doch auch Fälle namhaft gemacht, wo es gestattet ist, dem Schuldner Fleisch aus dem Leibe zu schneiden, und ausdrücklich wird dazu bemerkt, es soll nichts ausmachen, wenn dabei zu weit geschnitten wird oder — ganz im Gegensatz zu der bekannten Fabel in *Shakespeares* Kaufmann von Venedig — Blut fliefst.[3]) Dieses Zerfleischen des Schuldners soll nun allerdings nach dem Berichte der Römer nie vorgekommen sein. Aber es war dennoch kein blofses Schreckmittel. Die Gläubiger konnten erst einen Versuch wagen, welchen Eindruck das Abschneiden einzelner Köperteile, der Ohren, der Nase u. s. w. auf ihn machen würde, *si plus minusve secuerint, sine fraude esto.* Bevor es an die Arme und Beine kam, war sicherlich der Trotz gebrochen oder die verborgene Habe des Schuldners ans Licht gebracht, oder das Mitleiden der Verwandten und Freunde zur tätigen Beihilfe angespornt.[4]) Solch harte Behandlung der Schuldner tat übrigens der Ehre eines Mannes keinen Eintrag. Einer der drückendsten Wucherer seiner Zeit war *Brutus* (der Mörder *Caesars*); mehrere Bürger von Salamis starben im Gefängnis Hungers, weil sie die geforderte Summe ihm nicht zahlen konnten.

Die vierte Frage: **wer soll bestraft werden?** kann natür-

---

[1]) *Dunker*, Geschichte des Altertums. 1875. III, 200 ff.

[2]) *Waitz* IV, 85.

[3]) *Grimm* a. a. O. 616.

[4]) *Jhering*, Geist des römischen Rechts. II, 154.

lich nicht anders beantwortet werden als: der Täter; der, welchem der Wille zu schaden und die Tat selbst zugerechnet wird. Indessen war den Völkern die Anwendung dieses richtigen Urteils nicht immer leicht. In Griechenland ward der Dachstein, der im Fallen einen Menschen erschlagen hatte, im Mittelter wurden Tiere vor Gericht gestellt und bestraft.

Im Jahre 1120 wurden in Laon Feldmäuse und Raupen exkommuniziert. 1386 wurde infolge eines gerichtlichen Erkenntnisses zu Toulouse ein Schwein gehenkt, welches ein Kind zerrissen hatte. 1474 wurde durch den Ausspruch des Basler Magistrats ein Hahn zum Feuertode verurteilt, weil er wider sittliche Ordnung ein Ei gelegt haben sollte. 1690 wurden in der Auvergne die Raupen vor Gericht geladen, es wurde ihnen einen Verteidiger gestellt. Der Spruch lautete, sie sollten sich an einen bestimmten Ort zurückziehen. Ob sie ihn befolgt haben, wird nicht gesagt. 1554 exkommunizierte der Bischof von Lausanne die Blutegel, weil sie die Fische vernichteten. In England bestand die Bestimmung, dafs das Tier oder der Gegenstand, wodurch der Tod eines Menschen verursacht war, der Krone verfiel oder losgekauft werden mufste. Nicht nur der Stier, der einen Menschen getötet hatte, auch das Pferd, dessen Reiter den Hals brach, verfiel diesem Gesetz. Fiel ein Reiter vom Pferd in einen Mühlbach und wurde vom Mühlrad zermalmt, so waren Pferd und Mühlrad Gott verfallen *(deodand)*. Stieg ein Mann auf das Rad eines stillstehenden Wagens und starb infolge eines Sturzes von demselben, so verfiel das Rad, war aber der Wagen in Bewegung, so verfiel der Wagen mit Pferden und Ladung. Noch 1847 wurde eine Lokomotive, unter der ein Mensch das Leben verloren hatte, eingezogen und mufste mit 1000 Pfund ausgelöst werden. Im Jahre 1685 bemächtigte sich ein Königsleutnant einer Glocke der protestantischen Kirche in La Rochelle. Um diese Glocke wegen ihrer den Ketzern geleisteten Dienste zu bestrafen und ihr den Irrglauben abzugewöhnen, wurde sie zunächst einer kräftigen Geifselung unterworfen, dann begraben und wieder ausgegraben, damit sie ein neues Leben beginnen könne. Schliefslich ward sie, nachdem ihre Paten in ihrem Namen heilig versprochen hatten, nicht rückfällig zu werden, getauft, geweiht und in allen Ehren aufgehängt.

Als hierauf der Leutnant des Königs den bedungenen Preis verlangte, antwortete man ihm, dafs diese Glocke Hugenotte ge-



wesen, jetzt aber neu bekehrt sei und nach dem Edikt von Nantes von der Gnade des Königs Gebrauch mache, die jedem in den Schofs der katholischen Kirche Zurückgekehrten drei Jahre Frist zur Bezahlung seiner Schulden gewähre. Dem Königlichen Offizier blieb nichts anderes übrig, als sich solcher Auslegung des Gesetzes zu fügen und anzuerkennen, dafs eine wie ein Mensch behandelte Glocke auch menschliche Rechte für sich in Anspruch nehmen und Schulden machen dürfe.

Dies ist ein Rest jener personifizierenden Naturbetrachtung, welche jede Bewegung für ein Wollen ansah, also auch leb- und vernunftlose Wesen für ihr Tun verantwortlich machte. Wenn vordem Zauberer, Ketzer, Juden, Hexen u. a. bestraft wurden, so geschah es, weil man deren ketzerische Ansichten und Gewohnheiten auf bösen Willen zurückführte und demnach als strafwürdige Verbrechen betrachtete. Mochte man doch anfangs überhaupt nicht unterscheiden, ob einem Verbrechen Absicht oder Absichtslosigkeit zu Grunde lag. Ob der Schlag mit Absicht oder aus Versehen oder ohne alle Verschuldung geführt wird, was kümmert es den Betroffenen? Er fühlt den Schmerz, und der Schmerz treibt zur Rache.[1]) Im homerischen Zeitalter wurde Blutrache für unvorsätzlichen wie für vorsätzlichen Mord geübt.[2]) Zumeist ist aber sehr bald und sehr genau der Unterschied zwischen Schuld und Zufall gemacht,[3]) und ist untersucht worden, wie weit der einzelne und sein Tun mit andern, namentlich seinen Angehörigen solidarisch verknüpft angesehen wird. Im allgemeinen gilt bei geringerer Zivilisation die Verbindung des einzelnen mit seiner Sippe für viel enger als bei uns, meist wohl auch mit Recht. Patriarchalische Verhältnisse sind die ersten und ältesten Verbände, und der Zusammenhang ist in der Regel sehr eng. Auch hinsichtlich der Gesinnung und des Wollens ist meist eine gröfsere Ähnlichkeit vorhanden als später, wodurch die gröfsere Mannig-

---

[1]) *Jhering*, Geist des römischen Rechts I, 127.

[2]) *Nägelsbach*, Homerische Theologie 291. Ähnliches auch von den Indianern von Guiana s. Globus 1884. Bd. 46. S. 13 u. *Reé* a. a. O. 714.

[3]) Sogar dem einzelnen Gliede wird seine Tat zugerechnet. Im 4. Kapitel des persischen heiligen Buches Sader erblickt Zoroaster in der Hölle einen Menschen, dem der rechte Fufs fehlt. O mein Schöpfer, fragt Zoroaster, wer ist der Mann? Gott antwortet: er war ein König von 33 Städten, regierte viele Jahre lang, aber tat nie Gutes aufser einmal, da er ein Schaf angebunden sah, wo es sein Futter nicht erreichen konnte, und er es demselben mit dem Fufse zustiefs. Deswegen wird dieser rechte Fufs vor der Hölle bewahrt.

faltigkeit der äufseren Umstände und dadurch die besondere Individualität sich immermehr geltend macht. Man hatte jedenfalls auch die gegründete Hoffnung, teils dafs die Verwandten einen heilsamen vorbeugenden Einflufs auf den einzelnen ausüben würden, teils dafs der einzelne auch mit Rücksicht auf die Verwandten, die er mit in Schaden bringt, das Verbrechen unterläfst. So wird zuweilen ein ganzes Volk, noch viel öfter aber die ganze Sippe für die Tat eines einzelnen Angehörigen mit verantwortlich gemacht, wobei wohl auch die Abschreckungstheorie mitgewirkt haben mag. Bei den meisten nordamerikanischen Indianern haften die Verwandten des Mörders für seine Tat, bei manchen auch in Fällen des Diebstahls und des Ehebruchs; in Sierra-Leone die Familie für die Schulden des einzelnen Gliedes. Die Indianer auf der Halbinsel Goajira betrachten alle Weifsen als zu einer Familie gehörend, so dafs sie einen jeden verantwortlich machen für Taten, welche ein anderer Weifser vielleicht an einem meilenweit entfernten Orte begangen hat. Die Familie von mütterlicher Seite hat das Blutgeld zu fordern. Wenn ein Indianer sich selbst zufällig mit seiner Waffe verletzt oder auch einen Arm oder ein Bein bricht, so mufs er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert noch ein nicht so schweres Schmerzensgeld, ja sogar die Freunde kommen, um Entschädigung für den Kummer zu verlangen, welchen ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Noch merkwürdiger wird der Fall: wenn ein Indianer sich ein Reittier leiht, durch dasselbe abgeworfen und beschädigt wird, so verlangt seine Familie von dem Pferdeverleiher Entschädigung. Wenn durch Rum ein Unheil angerichtet ist, sind alle Rumverkäufer dafür verantwortlich.[1]) Bei einigen Kafferstämmen wie auch bei den Germanen mufsten die Blutsfreunde das Wergeld zahlen.[2]) In Mexiko wurde die ganze Familie des Hochverräters in die Sklaverei verkauft. Wer im alten Peru zauberte, erlitt mit seiner ganzen Familie den Tod. Verging sich eine Sonnenjungfrau mit einem Manne, so mufste die ganze Verwandtschaft mit dem Leben büfsen, das Haus der Eltern wurde zerstört. In andern Fällen wurde der ganze Geburtsort des Verbrechers dem Erdboden gleich gemacht.[3]) Als die Athener den *Lycides* steinigten, steinigten

---

[1]) Globus Bd. 49. 1886. S. 156.

[2]) *Post* a. a. O. 34.

[3]) *Waitz* IV, 84 und 415.

die Athenerinnen dessen Frau und Kinder und verbrannten sein Haus (*Herod.* IX, 5).[1]) Und zwar bestand hinsichtlich der Haftbarkeit der Angehörigen des Verbrechers in Athen ein bestimmtes Gesetz (*Meurisius de legib. attic. lib.* 2; 2 u. 15). In Karthago wurde der Hochverräter *Hanno* mit allen seinen Anverwandten umgebracht. In Rom bestand gleichfalls eine ziemlich feste Solidarität aller Angehörigen einer *gens*, sie kaufte u. a. die Ihrigen los, mufste den Mörder verfolgen, haftete aber auch sonst für die Angehörigen (*Cicero ep. 12 ad. Brut.*). Noch im Jahre 61 n. Chr. wurden in Rom die sämtlichen Sklaven eines Hauses hingerichtet, weil einer derselben den Herrn ermordet hatte (*Tacit annal.* XIV, 42—45). Die Konfiskation des Vermögens betraf fernerhin zumeist die Angehörigen ebenso hart, als den Schuldigen. In einem solchen Falle erklärt sich der Kaiser *Arkadius*: „des Hochverräters Kinder, denen wir aus besonderer Kaiserlicher Gnade das Leben schenken, ob sie gleich auch nach strenger Gerechtigkeit die väterliche Strafe leiden sollten, weil man bei ihnen das väterliche d. h. das erbliche Verbrechen befürchten mufs, sollen von aller Erbschaft und Erbfolge naher Anverwandten ausgeschlossen sein; sie sollen von der Verlassenschaft eines Fremden vermöge eines Testamentes nichts bekommen; sie sollen beständig arm und dürftig bleiben, die väterliche Schande soll sie allzeit begleiten; sie sollen zu keinen Ehrenstellen gelangen, und endlich soll ihr Zustand so beschaffen sein, dafs ihnen das Leben wegen einer beständigen Armut eine Strafe, und der Tod ein Trost sein möge."[2]) Dagegen erklärt sich der Kaiser *Honorius*: „die Strafe sei da, wo die Schuld ist, die Frucht gehe nicht weiter, als das Verbrechen, die unschuldigen Anverwandten seien straffrei."[3])

Diese Stufe der Erkenntnis haben die Juden schon sehr früh erstiegen. Zwar 2. Mos. 20, 5 scheinen noch die Kinder für die Väter mit zu haften, und Achan wurde mit seiner ganzen Familie gesteinigt (Josua 7, 24). Ebenso erstreckt sich Segen und Fluch auf die Nachkommen z. B. bei Noah 1. Mos. 9, 25, bei Jakob 1. Mos. 49, 4. Aber 5. Mos. 24, 16 wird bestimmt: die Väter sollen nicht für die Kinder, und die Kinder nicht für die Väter

---

[1]) Das Gleiche erzählt *Demosthenes* de corona von *Kyrsilos*. Bei den Macedoniern erstreckte sich die Strafe wegen Hochverrates auf die Anverwandten des Verbrechers. *Curtius* 6, II.

[2]) I, 5. *Cod. ad leg. Jul. Majest.*

[3]) I, 22. *Cod. de poenis.*

sterben.[1]) Nach mosaischer Anschauung galt für menschliche Strafgerechtigkeit die Regel dafs der Sohn die Missetat des Vaters nicht tragen soll, sondern jeder für seine Taten hafte, allein die göttliche Strafgerechtigkeit, wie etwa eine solche bei Achan (Josua 7) vorlag, erstreckt sich auf die ganze Familie.

In Persien erstreckte sich die Strafe für Hochverrat auch auf die Kinder des Verbrechers,[2]) und ebenso in Macedonien.[3]) Desgleichen in China und Japan. Erst in den Tagen des Königs *Eduard* wurde in England ein Gesetz gegeben, worin die tödliche Fehde aufser zwischen den Anverwandten des Ermordeten und dem Mörder selbst verboten wurde. Das Urteil wider *Ravaillac*, den Mörder *Heinrichs IV.*, verordnet: „dafs sein Haus bis auf den Grund geschleift, und kein anderes Gebäude an der Stelle errichtet werden soll.“ Auch in den verschiedenen deutschen Stämmen ist sehr genau bestimmt, bis zu welchem Grade die Verwandten des Verbrechers mit unter dem Verbrechen zu leiden oder es zu büfsen haben.[4])

Hingegen mufs im alten Ägypten die Solidarität der Familie als viel lockerer angesehen worden sein, wenigstens durfte hier eine schwangere Frau erst nach ihrer Entbindung hingerichtet werden, damit die Strafe nicht das unschuldige Kind treffe.[5])

Vielzuweit wird auch vermöge des Aberglaubens die Verpflichtung ausgedehnt, wenn unbeschränkte, als göttlich verehrte Herrscher für alles verantwortlich gemacht werden, was dem Lande geschieht. Sie stehen für Hagelschlag, Seuchen, Kriegsunglück u. s. w. ein. So vielfach in China, so der König der Malgaschen, der Banjars.[6]) Ebenso mufsten die mexikanischen Könige bei Übernahme ihres Amtes schwören, die Sonne gehen, die Flüsse laufen zu machen und für Fruchtbarkeit des Landes zu sorgen.

---

[1]) Vgl. dazu Jerem. 31, 30 und Hesekiel 18, 17 ff. u. 2. Könige 14, 6 u. 2. Chronika 25, 4.

[2]) *Spiegel*, Eranische Altertumskunde III, 651.

[3]) *Curtius* VI, 11.

[4]) Vgl. *Rée*, Entstehung des Gewissens 74 ff. u. *Blume*, Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes II, 311. Bis kurz vor der französischen Revolution trifft die Strafe wegen verletzter Majestät in Frankreich auch die völlig unschuldigen Ascendenten und Descendenten, vgl. *Hertz*, Voltaire und die französische Strafrechtspflege 1987, S. 27.

[5]) *Klemm* a. a. O. V, 355.

[6]) *Post* a. a. O. 46.



In anderer Weise sind viele Negerstämme bemüht, den wahren Täter zu treffen, indem sie die Tat eines Sklaven nicht diesem, sondern dessen Herrn zurechnen. „Der Diener pflegt dort aber auch in Wirklichkeit ganz in seinem Herrn aufzugehen und führt als dessen blindes Werkzeug den Willen seines Herrn aus, ohne selbst auf den Befehl eines Höherstehenden zu achten. Im Auftrage seines Herrn handelt er selbst gegen seine eigene Überzeugung.“ [1])

Ein weiterer Beweis für das Bemühen, den eigentlichen Urheber eines Verbrechens nach seinem bösen Willen zu finden und zu bestrafen, liegt in dem Umstande, dafs bei den meisten Völkern und wohl bei allen mit einigermafsen ausgebildeter Rechtspflege ein Unterschied gemacht wird, ob ein Verbrechen aus Not, aus Leichtsinn, Übereilung oder mit Vorsatz und bösem Willen geschah, ob es von Kindern oder Erwachsenen begangen war, ob zum erstenmal oder im Wiederholungsfalle. [2]) Endlich sei noch auf ein besonderes Rechts- und Strafmittel hinzuweisen, auf den Zweikampf.

Die Australier kennen den Zweikampf als Rechtsmittel. Der Beleidiger stellt sich dem Beleidigten, verteidigt sich nur, greift nicht an in dem Bewufstsein, dafs er für sein Vergehen einige Strafe leiden mufs. Es geschieht meist unter Leitung des Häuptlings. [3])

Die feierlichen Ringkämpfe bei den Dualla finden nach ganz bestimmter Angabe statt und werden von Kampfrichtern überwacht, die bei der leisesten Verletzung der Kampfregeln hinzuspringen und die Ringer trennen. [4])

Aus dem allen ist ersichtlich, dafs eigentlich das sittliche Urteil, dafs, was, wer und wie gestraft werden solle, kaum geschwankt hat, nur die Anwendung desselben im Leben war vielfach durch Aberglauben und andere Umstände beeinflufst.

Wenden wir uns jetzt der Vergeltung von Wohltaten zu. Hier kann man nicht mehr hinweisen auf egoistische Triebe, denen der Dank entsprungen sein könnte. Die Vergeltung der Wehetaten mag ihren Ursprung hinsichtlich des einzelnen aus der Rache und also aus dem Selbstgefühl genommen haben, und

---

[1]) *Waitz* II, 212.

[2]) Vgl. z. B. bei den Peruanern *Waitz* IV, 414.

[3]) *Schurtz* 608.

[4]) *Ratzel* I, 615.

die Strafe kann man allenfalls noch begreifen als eine Mafsregel zur Vorbeugung des Verbrechens, zur Unschädlichmachung des Verbrechers und damit zur Sicherung des Friedens und der Wohlfahrt des einzelnen wie der Gesellschaft. Wiewohl auch hier nicht zu verkennen ist, wie man sich stetig der Vergeltung der Übeltat durch ein entsprechendes oder gerechtes Wehe nämlich durch Strafe genähert hat. Nun mag man die Anerkennung, die Belohnung, die Auszeichnung des einzelnen für Verdienste um das Ganze noch immerhin als eine Art Aufmunterung für gemeinnützige Gesinnung ansehen. Aber unmöglich läfst sich von diesem Gesichtspunkte aus die Dankbarkeit des einzelnen betrachten. Im Staate tritt ja auch die Vergeltung der Wohltaten bedeutend hinter der Strafe für Wehetaten zurück. Vergeltung für Wohltaten bleibt meist Sache des Einzelnen und also vielfach verborgen. Nur bei den Persern und Athenern soll es ein Gesetz gegen Undankbare gegeben haben.[1]) Aufserdem aber ist es auch aus psychologischen Gründen sehr erklärlich, dafs Wohltaten weit leichter übersehen, verkannt und vergessen werden als Wehetaten. Es sind dieselben Gründe, warum der Glaube an böse Götter oft dem an gute vorausgegangen ist (vgl. S. 32). Ferner springt die Unbilligkeit, die Ungleichheit bei der unvergoltenen Wehetat viel mehr in die Augen, als bei der unvergoltenen Wohltat. Bei der Übeltat hat der Täter jenes Lustgefühl, welches in der Regel aus dem Gelingen jeder Tat entspringt, der Leidende aber ist rein leidend und gehemmt in seinem Streben. Hingegen bei der Wohltat ist nicht nur der eine durch die empfangene Wohltat in seinen Bestrebungen gefördert, sondern auch der Täter fühlt sich durch das Gelingen seiner Tat gehoben. Hier sind also beide, wennschon auf ganz verschiedene Weise, gefördert, dort der eine gefördert, der andere gehemmt. Indessen fehlt es doch auch keineswegs an Beispielen der Dankbarkeit oft überraschender und zarter Art selbst bei sonst sehr rohen Völkern. *Chapmann* erzählt gerührt, dafs ihn die wilden Buschmänner eines Morgens mit einer Schale Wasser, der köstlichsten Gabe in jenen durstigen Gegenden überraschten zum Danke dafür, dafs er die Beute mit ihnen geteilt hatte.[2]) Namentlich

[1]) *Spiegel* a. a. O. III, 687. Xenoph. Cyrop. I, 2, 7 und für die Athener s. *Pollux* VIII, 31. *Petit*, Leges atticae, VII, 811. Bei den Römern wurde Pietätslosigkeit und Undankbarkeit vom Censor gerügt.

[2]) *Peschel* a. a. O. 149.

wird den Indianern die wärmste Dankbarkeit nachgerühmt.[1] Eine eigene Art des Dankes, in welcher sehr viel Zartsinn liegt, ist den Aschantis eigen. Sie danken für jede, auch die kleinste Gabe, aber der Dank wird nicht sogleich beim Empfang des Geschenkes ausgesprochen, sondern der Beschenkte findet sich mit seinen Freunden erst eine Stunde später zu diesem Zwecke ein und am folgenden Tage noch einmal.[2] Selbst wenn dies eine leere Form geworden wäre, setzt deren Entstehung doch ein sehr richtiges Gefühl der Dankbarkeit voraus. *Schurtz* erzählt von einem Geschenkshandel der Stämme am Mississippi. Ein Stamm kommt zum andern, schlägt sein Lager auf und nach tausend barbarischen Höflichkeitsbezeigungen von beiden Seiten überreicht die eine Seite alle Waren, deren sie sich entäufsern kann als ein allgemeines Geschenk. Die andre erwidert dies bald darauf durch ein ähnliches Geschenk. Der Markt wird durch Spiele und Tänze geschlossen. Die Art, wie die Weifsen Handel treiben, scheint ihnen sehr verächtlich. Es zeugt, wie sie sagen, von einem niedern, mifstrauischen Sinn, alle Kleinigkeiten zu wägen und zu zählen.[3]

Nach longobardischem Rechte gehörte zum Abschlufs einer Schenkung ein *launegild*, eine Gegengabe. Darüber urteilt *Kohler*, das Launeinstitut beruhe nicht auf dem ethischen Gedanken, dafs der Beschenkte seine Dankbarkeit zu beweisen habe (wie dies *Val de Lièvre* meint), das wäre für jene Zeit viel zu fein (?), sondern es beruhe darauf, dafs die Urzeit (?) keine andere Art der Eigentumsübertragung kannte, als die entgeltliche und daher die Schenkungsabsicht nur durch Vermittelung des Kaufgeschäfts realisieren konnte.[4] Selbst wenn dies richtig wäre, so würde dies Institut doch immerhin ein Anzeichen des Gefühls der Billigkeit sein. *Lamprecht* (Deutsche Gesch. II. 180) deutet das Gegengeschenk so, dafs der Beschenkte und der Geschenkgeber in einem rechtlich gebundenen Verhältnis blieben, so dafs das Geschenk im Falle der Undankbarkeit jederzeit zurückgefordert werden konnte.

---

[1]) *Waitz* III, 167 ff.

[2]) *Waitz* II. 220.

[3]) *Schurtz* a. a. O. 283. Hier werden noch ähnliche Fälle aus andern Erdteilen erwähnt.

[4]) Krit. Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 1881, S. 172.

In den bisher betrachteten Fällen war der Wille wohl oder wehe zu tun immer klar ausgesprochen durch die Tat und weckte so leicht das Gefühl der Vergeltung. Die Billigkeit erstreckt sich aber auch auf einen Willen, welcher am andern nur vorausgesetzt wird. Diesem vorausgesetzten Willen in der entsprechenden Weise zu begegnen, ist gleichfalls Sache der Billigkeit. In diesem Sinne sprach sich ein Indianer aus, der auf die Frage, warum er nur einen Haarbüschel auf dem Haupte stehen liefse, antwortete: wenn wir zum Kampfe ausziehen, ist auf beiden Seiten alles gleich, und es würde unedel sein, wenn ein Krieger seinem Feinde nicht die Möglichkeit des Skalpes bieten wollte, die der Gegner bietet. Aber auch nur einen Haarbüschel läfst man stehen, damit nicht mehr Skalpe von einem Haupte genommen werden.[1]) Die Tscherkessen liefsen einst einem tapferen russischen General sagen, sie würden ferner gerne mit ihm kämpfen, nur sei es billig, dafs er sich nicht der dicken Flinten (Kanonen) bediene, da auch sie keine hätten.[2]) Die Arkansasindianer teilten vor der Schlacht mit ihren Feinden ihren Pulvervorrat, da diese daran Mangel litten, griffen sie dann erst an und besiegten sie.[3])

Ferner gehörte hierher das meiste, was als das natürlichste Völkerrecht gilt. Ewiger Friede herrscht an den geheiligten Steinbrüchen, welche die Friedenspfeifen liefern.[4]) Bei den meisten Indianerstämmen wurde die Friedenspfeife der Gesandten gerade so hochgehalten als bei uns die weifse Fahne.[5]) Überhaupt werden die Gesandten fast überall für unverletzlich gehalten, auch wo deren Zurückhaltung dem eignen Interesse zuträglich wäre. Wie unangenehm auch die Botschaft oder Forderung der Gesandten ist, auf Neuseeland ist die Person, der Boden unverletzlich, immer hört man sie geduldig an und behandelt sie gastfreundlich. Sie sind *tabu*.[6]) Der Krieg wird in den meisten Fällen förmlich angekündigt,[7]) selbst wenn eine Überrumpelung vorteilhafter sein würde. *Peschel* hat ausführlich nachgewiesen, dafs die ehedem

---

1) *Klemm* II, 144.
2) *Klemm* IV, 70.
3) *Waitz* III, 153.
4) *Peschel* a. a. O. 461.
5) Globus 1886, Bd. 50, S. 351.
6) *Schurtz* 204. Über die Sicherheit der Händler 284.
7) Verschiedene Formen dieser Ankündigungen s. bei *Waitz* II, 398; III, 152.

sehr weit verbreitete Sitte, vergiftete Pfeile zu führen, bei vielen Völkern, denen sie früher eigen war, verschwunden ist, weil sie sich derselben schämen lernten. Der Verräter wird, auch wenn er sich als noch so nützlich erwiesen hat, selbst von denjenigen verachtet, denen sein Verrat zu gute gekommen ist. Hingegen wird ein tapferer Feind geehrt. Freilich gehört zur Anerkennung der Verdienste am Feinde schon immer eine gewisse Höhe der sittlichen Ausbildung, um die Rachegedanken zurückzudrängen. Ganz wilden Völkern ist solche Anerkennung fremd, sie urteilen und handeln in dieser Hinsicht noch ganz beherrscht von Rachgier und sind taub gegen die Stimme der Billigkeit.[1]) Indessen lernen es doch tatsächlich die Völker, auch in dieser Beziehung leidenschaftsloser zu urteilen. Bei den Mexikanern durften die tapfersten Kriegsgefangenen zur besondern Auszeichnung mit den Waffen in der Hand sterben. Unter den Kaffern gilt es als Verstofs gegen das anerkannte Völkerrecht, einen Feind auszuhungern und ihn so zu bezwingen. Sie geben die Gefangenen zurück, welche ohne Waffen angetroffen sind; haben oft mitten in der Leidenschaft des Mordens doch Weiber und Kinder, Händler und Missionare geschont.[2]) Der Kaffer ist ein unerschrockener und bis zur Todesverachtung tapferer Krieger. Dabei aber artet seine Tapferkeit selten in Barbarei aus, wie beim Malayen und Amerikaner, er weifs im tapferen Feinde auch den Menschen zu achten. Der Feind wird nie überfallen und mit Hinterlist bekriegt, sondern der Krieg wird vorher angekündigt.[3]) Als die Engländer auf den Kopf des Königs Sandile einen hohen Preis setzten, hat ihn doch keiner aus seinem Volke verraten, wiewohl sie Geld sehr wohl zu schätzen wissen. Selbst die grausamen Martern, mit welchen die Indianer ihre Gefangenen zu Tode quälten, könnte man auf eine Anerkennung der Tapferkeit am Feinde deuten. Man hatte kein anderes Mittel, den Gefangenen Gelegenheit zu geben, sich nach ihren Begriffen als grofs zu zeigen.

---

[1]) Dem *Pausanias* wurde der Vorschlag gemacht, die Leiche des *Mardonius* an das Kreuz zu schlagen, wie letzterer es am *Leonidas* getan habe, aber *Pausanias* weist dies als etwas Barbarisches zurück und verbietet, einen solchen Vorschlag je wiederum zu machen. *Herodot* IX, 78. Übrigens wundert *Herodot* sich selbst über das Verfahren des *Xerxes*, da die Perser ja sonst die Tapferkeit auch am Feinde zu achten pflegten.

[2]) *Waitz* II, 399—406.

[3]) *Müller*, Ethnographie, 1879. S. 196.

und mit Seelengröfse zu sterben, als dafs man sie in den ausgesuchtesten Martern ihre Ruhe und Kaltblütigkeit offenbaren liefs. Mag immerhin hier viel Rachsucht mitgewirkt haben, gerade solchen, die sich hier als besonders gefährlich und schädlich bewiesen hatten, besondere Martern zu bereiten; das ist doch wohl gewifs, im allgemeinen sollte sich darin eine besondere Achtung ausdrücken und wurde auch von den Gemarterten so verstanden. Die Irokesen gaben hingegen bisweilen den gefangenen Häuptling aus freien Stücken zurück, welcher sich von da an des Kampfes enthielt.[1])

Weiter ist hier das Halten der Verträge und die Heiligkeit des Eides zu erwähnen. Wahrheit und Aufrichtigkeit sind bekanntlich keineswegs natürliche Tugenden; viel natürlicher, weil der Hab- und Herrschsucht zuträglicher, und darum verbreiteter ist die Lüge. Gleichwohl begegnen uns auch wieder sehr zahlreiche Beispiele unerschütterlicher Treue im Halten des Vertrags und des Wortes, wobei jeder Teil das ihm von dem andern entgegengebrachte Vertrauen der Billigkeit gemäfs nicht besser, als durch dessen Rechtfertigung also seine Treue erwidern kann. Das Beweisverfahren gründet sich bei den ersten Gerichtseinrichtungen meist auf die Wahrhaftigkeit der Parteien. Erst später tritt der Zeugenbeweis in den Vordergrund. Bei den Mandingo- und einigen andern Negern ist es das höchste Lob, nie gelogen zu haben.[2]) *Mungo Park* erzählt, er habe in einem afrikanischen Dorfe gesehen, wie eine arme Witwe ihren einzigen Sohn zur letzten Ruhestätte geleitet habe. Händeringend im tiefsten Kummer habe sie zu wiederholten Malen ausgerufen: „Er hat nie eine Unwahrheit gesagt.“ Ein armes Volk in Südindien steht bei seinen reichen Nachbarn so sehr im Rufe der Wahrhaftigkeit, dafs dort das Sprichwort gilt: ein Kurubar lügt nicht.[3]) Von den Indianern ist das starke Rechtsgefühl und die gewissenhafte Beobachtung der einmal eingegangenen Verträge, selbst wenn sie hinterlistig ausgelegt wurden, bekannt.[4]) Sprichwörtlich ist die Treue der alten Germanen; *Grimm* führt zahlreiche Beispiele an, wo man

---

[1]) *Waitz* III, 156.

[2]) *Peschel* a. a. O. 514. *Waitz* II, 218.

[3]) *Tylor*, Einleitung in die Anthropologie, S. 490. Zahlreiche Beispiele von Wahrheitsliebe bei Naturvölkern führt *Wallace* auf. (Die Grenze der natürlichen Zuchtwahl und ihre Anwendung auf den Menschen 1870.)

[4]) *Waitz* III, 131.

Verträge hielt, auch wenn sie in einer nicht vorhergesehenen Weise ausgelegt wurden,[1]) etwa in der Weise als *Didos* Vertrag über ein Stück Land, welches eine Kuhhaut umspannt. Bittere Treue ist besser als süfse Falschheit, ist ein Sprichwort der Heroro. (Globus 1892. S. 125.)

Als eine Haupttugend gilt die Wahrhaftigkeit bei den Persern. Sie wird sehr oft im Zend-Avesta eingeschärft. Unwahrheit oder gar Treubruch soll mit 1000 Hieben mit der Pferdestachel bestraft werden und ist als Mithras-Vergehen unsühnbar. Furchtbar ist z. B. deren Schwurformel: Ich N. N., Sohn des N., schwöre vor dem Schöpfer Ormuzd, bei der Seele und dem Körper des heiligen *Zoroaster*, bei der Seele aller Reinen, die waren, sind und sein werden, dafs ich.... Wer diesen Eid falsch schwört, der wendet sich ab von seiner eigenen Seele, von der Seele von Vater und Mutter, von Frau und Kindern und Voreltern; ich wende mich auch ab von der Seele des heiligen *Zoroaster*, und sie wendet sich von mir; ich wende mich von dem Thron des Ormuzd, und er wendet sich von mir; wenn ich dies lügnerischer Weise spreche, so möge ich für jede Sünde, welche Dahak, der Zauberer, von seinem achten Jahre ab getan bis zur Zeit, als man ihn in Bande warf — es sind 1000 Jahre — an der Brücke Cinvat Strafe erleiden. Wenn ich diesen Eid lüge, so will ich jede gute Tat, die ich getan, auf Dich (die Gegenpart) übertragen und alle Sünden, welche Du (Gegenpart) begangen, an der Brücke Cinvat abbüfsen.[2])

---

[1]) *Grimm* a. a. O. 249.

[2]) *Spiegel* a. a. O. II, 4 *Fagard des Vendidad.* — *Herod.* I, 138 rühmt von den Persern: für das Schändlichste gilt ihnen die Lüge, nächstdem das Schuldenmachen, weil der Schuldner lügen müsse. *Xenoph. Cyropaed.* I, 6, 33, sie erziehen die Kinder, die Wahrheit zu reden und nie zu betrügen. *Plutarch* und *Nicolaus Damascenus* (bei *Stob. serm. tit.* 44, pag. 293), die Knaben lernen bei den Persern die Wahrheit sagen. *Porphyr. vita Phyt.* p. 41. Hier wird als Grund angegeben, warum die Pythagoreer nach dem Muster des Zoraster so grofse Stücke auf die Wahrheit halten, weil Wahrheit reden den Göttern ähnlich mache. *Diodor Siculus* nennt den Handschlag bei den Persern das festeste Versprechen. Selbst in dem Werke Sad-der aus dem 16. Jahrhundert nach Christus heifst es, die Lüge übertrifft alle andern Sünden. Der Wahrhafte ist glänzender als die Sonne, der Lügner geht geraden Wegs zum Teufel. *Spiegel* a. a. O. I, 48 und Eranische Altertumskunde III, 684 ff. Hier wird bemerkt: Unter den Fehlern der Eranier dürfte der Hang zur Unwahrheit stets vorhanden gewesen sein. Bis zu welchem Grade die Lügenhaftigkeit in den jetzt verderbten Zuständen in Eran gediehen ist, kann man aus jeder Reisebeschreibung ersehen, und wenn in alten Zeiten von den Gesetzbüchern das

Bei den Ägyptern heifsen die Götter mit Vorliebe Hort der Wahrheit.[1])

Auf das rege Gefühl der Vergeltung, des Zusammenhanges von Schuld und Strafe deutet es endlich, dafs die meisten Völker ihr Unglück als Strafe für ihre Schuld ansehen und in Zeiten des Unglücks am meisten bereit zur Beichte, Bufse und zu Opfern sind; ebenso die häufigen Klagen wider die Götter, unter deren Walten der Gerechte wie der Ungerechte leiden müsse. Selbst bei den Chinesen, die sonst die gröfsten Optimisten der Welt sind und den jedesmaligen Lauf der Welt für vortrefflich halten, findet sich die Klage: Der erhabene Himmel, vergessend der Gerechtigkeit, hat uns in so grofses Elend gerufen. Frevler und Schuldige ergreifend und strafend trifft er gleicherweise auch die Unschuldigen und Reinen und stürzt alle in einen gemeinsamen Fall. Erhabener Himmel, dessen Rat unermefslich unserm Verstande, Vater der Menschen wirst du genannt und lässest doch den Menschen, welcher keine Fehler und Verbrechen begangen hat, in solchem Elende schmachten. Streng mich prüfend, finde ich keinen Fehler in mir, wenn ich meinen Wandel prüfe, weifs ich mich von jeder Schuld frei.[2]) Wie sehr hier auch die Selbstgerechtigkeit hervortreten mag, ein richtiges Gefühl für das, was der Gerechte und was der Ungerechte nach der Idee der Vergeltung verdient und nicht verdient, spricht sich stark genug aus. Und wie das griechische Denken von dem Glauben an die Nemesis beherrscht war, ist bekannt. Das Rechtsgefühl, bemerkt *Schurtz* (626), wird endlich zu einem Rechtsbedürfnis, das in dem Rahmen des Daseins keine volle Befriedigung zu finden vermag. In der poetischen Gerechtigkeit des Dramas sehen wir einen Versuch, das Bedürfnis wenigstens durch eine flüchtige Täuschung zu befriedigen und als erfüllbar hinzustellen. Gewaltiger noch äufsert

---

Verdienst der Wahrhaftigkeit so sehr hochgestellt wird, so ist dies eben ein Zeichen, wie gut diese Gesetzgeber ihr Volk kannten. Ihre Lehren mögen zeitweilig ihre Früchte getragen haben, allein gänzlich vermochten sie das Übel nicht auszurotten. (I, 392.) Dafs es unter den heutigen Persern nicht anders ist, ersieht man z. B. aus der Abhandlung *A. Seidels*: der Perser im Lichte seiner Sprichwörter (Globus 1890 S. 221) „der Perser hat eine Menge schöner Sprüche über den Wert der Wahrhaftigkeit, die nur einen Fehler haben, dafs er sie meist nur befolgt, wenn es ihm nützlich erscheint.“

[1]) *Bunsen*, Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte. V, 546.

[2]) Aus Schi-king nach *Rückert*, s. auch *Bunsen*, Gott in der Geschichte II, 51.



sich der Drang nach völliger Gerechtigkeit in den Vorstellungen vom Jenseits mit seinen Belohnungen und Strafen.

Die Idee der inneren Freiheit.

Es ist oft bemerkt worden, dafs da, wo die Tugenden, deren die Gesellschaft zum Bestehen und Gedeihen bedarf, sehr streng verlangt und pünktlich geübt werden, gar oft die sogenannten Pflichten des einzelnen gegen sich selbst unbeachtet bleiben. Und allerdings wird auf niederen Kulturstufen der einzelne meist nicht behelligt, weder mit absprechenden Urteilen noch weniger mit Strafen, er mag tun oder lassen, was ihm beliebt, sofern er nur seinen Pflichten gegen das Ganze nachkommt, und sein Tun nicht zu Eingriffen in die Rechte anderer führt. Weil nun ganz naturgemäfs jedes Gemeinwesen im allgemeinen nach diesem Grundsatze verfahren wird, und wir zu allermeist den sittlichen Zustand eines Volkes nach seinen öffentlichen Gesetzen zu beurteilen pflegen, während sich das Denken, Empfinden, Tun und Lassen des einzelnen unserer Kenntnis entzieht, so entsteht leicht die Meinung, als gäbe es hinsichtlich der Pflichten gegen sich selbst überhaupt keine bestimmten Urteile und Grundsätze. Allein dergleichen fehlen doch wohl keinem Volke ganz. Jedes Volk geht gar bald über die Rücksichten des Nutzens und Schadens für das Ganze und den einzelnen hinaus, und die Idee der innern Freiheit macht sich geltend. Unter dieser verstehen wir zunächst ganz allgemein das Streben der Menschen, mit sich in Harmonie zu kommen, also seinen Willen in Einstimmung zu bringen mit dem, was man für beifalls- und erstrebenswert hält. Doch ist hier der Beifall und das Streben nach blofsen Rücksichten des Nutzens ausgeschlossen, und es kommt nur in Betracht, was der Mensch, abgesehen von seinem Interesse, lobt, billigt, erstrebt, ohne sich zunächst Rechenschaft geben zu können, warum er es tut. Wir meinen die ästhetischen Urteile. Derartige Urteile pflegen sich überall, wenn zunächst auch nur sehr vereinzelt, einzustellen und damit auch das Streben, von sich zu entfernen, was mifsfällt, und sich selbst, seinen Willen mit seinem Urteil in Einklang zu bringen.

Wir denken hierbei zuvörderst an den Umstand, dafs alle Völker sich und das Ihrige zu schmücken suchen. „Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menschen der verschiedensten

Völker und Rassen gesucht, durch Entstellung und Verstümmelung verschiedener Teile ihres Körpers eine ihrem Geschmacke zusagende Verbesserung und Verschönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigste Weise geschnitten, rasiert, arrangiert; Ohrlappen und Lippen werden durchbohrt, die Augenbrauen und Haare am Körper ausgerupft; Taille und Füfse eingezwängt und verkrüppelt, und Tätowierungen und Beschneidungen der verschiedensten Art ausgeführt. Ja selbst an den so unentbehrlichen Zähnen werden die mannigfaltigsten Verstümmelungen vorgenommen, indem sie bald spitz oder kurz gefeilt, bald künstlich gefärbt oder gar ausgeschlagen werden."[1]) In seinem Ursprung läfst sich nun zwar der Schmuck recht wohl aus dem Selbstgefühl erklären, und es ist begreiflich, wie zunächst gerade das „Gemachte" als solches den Vorzug vor dem Gegebenen erlangt, und wäre dieses auch an sich schön und jenes häfslich. Aber es ist doch damit die Tätigkeit eingeleitet, welche infolge der Abänderung, Umformung des Gegebenen überhaupt auf die Form einer Sache und dann zum Wohlgefallen an schönen Formen führen kann. Im Vergleich zu dem wenigen, was er besitzt, treibt der kulturarme Mensch viel mehr Luxus, als der höchststehende Kulturträger. So sehr tritt der Schmuck in den Vordergrund, dafs einige Völkerforscher sogar alle Bekleidung aus Schmuck entspringen liefsen. (*Ratzel* I, 63.) Und in der Tat kann man mit *Petri* sagen: Kein Volk der Erde ist den schönen Künsten fremd, und kein Gebiet der schönen Künste ist den Wilden fremd.[2]) Dies möge im folgenden nach einigen Seiten hin ausgeführt werden.

Von den Pfahlbauern in Hallstadt berichtet *Lamprecht:* schon entfaltet der Luxus die Blüte einer wenn auch barbarischen Kunst. Neben die Ornamentik mit ihren verwickelten Mustern stellt sich die Plastik getriebener Bronzeplatten, deren Reliefs oft ziemlich ausgedehnt die Wandungen eimerartiger Gefäfse zierend, zumeist Szenen aus dem Leben des Volkes darstellen, wie Auszüge zur Jagd, zum Krieg, Prozession, Kämpfe u. a.[3])

„Die Menschen des quartären Steinzeitalters Europas liebten

---

[1]) *Bingham*, Über die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern. In Globus 1882. Bd. 42, S. 251 ff.

[2]) Globus 1886. Bd. 49, S. 298.

[3]) Deutsche Geschichte 1894. I, 37.

es, Bilder bald in Zeichnungen bald in Schnitzereien auszuführen. Die bisher angetroffenen Figuren, meistens in Frankreich gefunden, stellen z. B. dar auf Knochen oder Elfenbein oder Raubtierzähnen eingeritze Bilder vom Mammut, Renntier, Pferd, Bison Auerochs, Seehund, Wal, Hirsch, Fischen, Vögeln und zuweilen auch vom Menschen. Die Tierbilder sind im allgemeinen vortrefflich. Auf die Quartärzeit folgt ein späteres Steinzeitalter des geschliffenen Feuersteins. Dafs man sich damals nicht begnügte mit dem, was zum Leben unumgänglich notwendig war, sondern Bedürfnisse edler Art hatte, sehen wir nicht nur an den eleganten Formen, welche man den Geräten gab, an den reichen Zierraten von schimmerndem Bernstein, sondern auch an der grofsen Neigung, die Werke seiner Hände mit Ornamenten zu zieren.[1]) So heifst es auch von den Buschmännern Afrikas, sie haben Fähigkeiten, welche andere afrikanische Eingeborenen nicht besitzen, z. B. die Gabe der bildlichen Darstellung. In den Schneebergen im Drakengebirge findet man überall die Felswände, welche mit Buschmanns-Zeichnungen bedeckt sind. Ich selbst hatte einst Gelegenheit, solche Zeichnungen zu untersuchen. Sie waren in brauner Farbe ausgeführt. Da waren Männer, Weiber, Kinder zu sehen, nebst allerlei Tieren des Feldes. Besonders einige Elefanten und Büffel waren äufserst charakteristisch aufgefafst und dargestellt. An derselben Felswand (im Bagodilande) fanden sich aber auch Reihen von Ringen, Kreuzen und Strichen in blauer Farbe, leider schon sehr verwaschen, Zeichen, von denen auch andere Reisende berichten, die mir unwillkürlich die Frage anregten, ob ich nicht hier eine Art Hieroglyphenschrift vor mir habe. Es ist merkwürdig, dafs dies rohe Volk eine Farbe herzustellen verstand, welche Jahrhundertelang den Einflüssen der Witterung widersteht. Die Zeichnungen, von denen ich eben sprach, waren sicher Jahrhunderte alt, denn seit einigen Jahrhunderten wohnen Bassuthos im Bagodilande, aber diese, sonst den Buschmännern an Kultur weit überlegen, versicherten, dafs sie keine Mittel besäfsen, eine Farbe von solcher Dauer herzustellen.[2]) Felsenzeichnungen zum Teil sehr künstlicher Art hat

---

[1]) *Hans Hildebrand,* Beiträge zur Kenntnis der Kunst der niederen Naturvölker. In den Studien und Forschungen. Herausgegeben von *Nordenskiöld.* Leipzig, Brockhaus, 1885. S. 348 u. 356.

[2]) *Merensky,* Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. 1875. S. 72.

man weiter gefunden in Norwegen, in Nordamerika, in manchen Gegenden Australiens, auf der Osterinsel, auf den Nikobaren.[1])

Aber nicht allein bildliche Darstellungen findet man an den Felsen, sondern diese selbst zu Figuren bearbeitet. So bemerkte der Reisende *Neis* in und an dem Namu, einem Nebenflusse des Mekong im Lande der Loos (Hinterindien) auf einer Strecke von 12 km, dafs Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren von Menschen und Tieren bearbeitet waren, auch die Bäume waren gruppenweise nach Art der alten französischen Gärtnerei so geschnitten, dafs die ganze Gruppe hier einen Bären, dort einen Elefanten und dergl. darstellte.[2])

Was besonders bei den Bataks auf Sumatra überrascht, das ist der Schmuck, den Männer wie Frauen tragen, mit seinen mannigfaltigen Formen der Feinheit und Zartheit der Ausführung. Und doch ist dieser mit den primitivsten Werkzeugen, einigen Zangen und Hämmerchen hergestellt. Das Material ist hauptsächlich Silber und Gold. Die Ohrgehänge sind bewundernswert, wie die Frauen sie tragen, noch mehr erregen die erstaunlich fein und geschmackvoll gearbeiteten Armbänder und die Halsketten der jungen Mädchen unser Erstaunen. Wie der Kunstsinn dieses Kannibalenvolkes in der äufsern Ausschmückung der Häuser durch Malerei und Schnitzerei, in den prächtigen Produkten der Gold- und Waffenschmiede zum überraschenden Ausdruck kommt, so zeigt er sich auch in der Schnitzerei von Tabaks- und Kalkdosen, in den Ornamenten hölzerner und steinerner Säulen und Sarkophage, in schön gefärbten Geweben und geschmackvoll geformten Töpfen. Man ist erstaunt, hier ein Walten der Phantasie, einer Farben- und Formengebung zu begegnen, die selbst Völkern mit höhern Kulturstufen zur Ehre gereichen würden." (*Joachim v. Brenner*, Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Würzburg 1894.) Viel Lobendes weifs *A. R. Hein* (Die bildenden Künste bei den Dagons auf Borneo, Wien 1890) zu sagen über deren Baukunst, Plastik, Malerei, über die technischen Künste, er rühmt an den wegen seiner Kopfjägerei berüchtigtem Volke ein volles Mafs der Phantasie, einen bedeutenden Reichtum an künstlichen Motiven, wie auch die Abbildungen beweisen. Von der Kleinkunst heifst es: „diese dekorativen Schöpfungen, welche alle Gebrauchsgegenstände mit zierlichem Ornamentgeflecht und vielgestaltigem Ara-

[1]) S. in *Nordenskiölds* Studien und Forschungen a. a. O. S. 364, 338, 341.
[2]) Globus 1886. Bd. 49. S. 114 u. 103.



beskengerank überspinnen, legen Zeugnis ab für den unbezähmbaren Kunsttrieb und die unermüdliche Schaffensfreude ihrer Verfertiger. Die dabei verwendeten Formen sind teilweis von ursprünglicher Eigenartigkeit, teilweis zeigen sie Umbildung von überkommenen Motiven oder mehr oder weniger weitgehende Ähnlichkeit mit der Kompositionsweise stammverwandter Völker."

Über die Kunst der Pfahlbauer, welche fast noch ganz dem Steinzeitalter angehören, wird geurteilt. Als nicht zu unterschätzender Anfang künstlerischer Bestrebungen mufs es bezeichnet werden, man sich nicht begnügte, den zum täglichen Gebrauch bestimmten Geschirren sehr mannigfaltige, mitunter fein profilierte Formen zu geben, in allen Abstufungen von der bombenförmigen Hängeurne bis zum zierlichen Schälchen, sondern dafs man sie auch reich, mit Verständnis der Form anpafst, ja geschmackvoll verzierte. Aus eingegrabenen Strichen bestehende Bänder, Rauten, Zickzacks, Kreuzen, Kreise, Winkelfiguren, oft von kleinen Dreiecken besäumt, wodurch das Ornament ein spitzenartiges Aussehen erhält, bilden die Elemente der so abwechselungsweisen Kombinationen, dafs kaum zwei gleich ornamentierte Gefäfse zu finden sind. Und wie mühevoll und schwierig mufste die Herstellung sein, da man die Töpferscheibe noch nicht kannte, daher alle Geschirre mit der Hand geformt werden mufsten. So treffen wir auch hier schon, wenngleich in primitiven Anfängen, das unschätzbare Erbteil des Menschen: die Kunst; bei aller Einfachheit des Lebens das Streben zu dessen Veredlung und Verschönerung.[1]) Desgleichen wird berichtet: in den sogenannten prähistorischen Hügeln (Mounds) am Mississippi findet man Töpfergeschirr in sehr guter Ausführung mit schönen Mustern. Die Pfeifen aus Ton in Frosch-, Reiher-, Biberform können jetzt nicht besser von unsern Meerschaumschnitzern dargestellt werden.[2]) Von den Kunstgegenständen, welche in den Gräbern der Chiriquis auf dem amerikanischen Isthmus gefunden sind, wird geurteilt: sie stammen sicher aus der vorkolumbischen Zeit und bezeugen eine Kultur, die vielleicht niedriger steht als die der amerikanischen Kulturvölker nördlich und südlich von den Chiriquis. Die Tongebilde sind oft von bewunderungswürdiger Form. Die Vasen stellen sich den schönsten amerikanischen Erzeugnissen

[1]) *Rauber*, Urgeschichte des Menschen, 1884, S. 550.

[2]) Globus 1881. Bd. 40, S. 203.

dieser Art an die Seite. Weder Glasierung noch die Töpferscheiben waren bekannt. Was die ästhetische Seite der Keramik betrifft, so kann sie sehr hoch angeschlagen werden, wie die schönen fast klassischen Formen vieler Vasen bezeugen. Die Flächendekoration verdient besondere Aufmerksamkeit.[1]) *Virchow* spricht seine Verwunderung aus, wie aus dem rohen Urmenschen allmählich ein Künstler geworden ist, zumal diese Entwicklung des Kunstsinnes eine verhältnismäſsig schnelle gewesen sein müsse. Bei den Völkern der Steinzeit finde man Erzeugnisse künstlerischer Art, deren Formen auch einem geschulten Künstler der Gegenwart alle Ehre machen würden. Das erinnere an den hohen Standpunkt, welche manche der neuerdings besuchten Naturvölker, beispielsweise die Stämme der Westküste Nordamerikas an ihren Erzeugnissen nach künstlerischer Richtung einnahmen. Diese Stämme befanden sich, als man sie auffand, noch völlig in der Stein- bezw. Renntierzeit, und man stoſse demgegenüber wiederum auf die merkwürdige Erscheinung, daſs mit dem Auftreten des Metalls in der menschlichen Geschichte ein rascher und tiefer Verfall des Kunstsinnes wie der Kunstfertigkeit eingetreten sei.[2])

Man denke ferner z. B. auch an die Figuren beim Tätowieren. Von einem Negerstamme heiſst es in dieser Beziehung, es sind hübsche Arabesken mit regelmäſsigen mathematischen Figuren.[3]) Die Gambiar-Insulaner (Südsee) sollen so geschickte Tätowierer sein, daſs namentlich die Taille durch ihre Kunst bei weitem schmaler erscheint.[4]) Desgleichen verstanden es die alten Ägypter, die Augen durch Bemalen der Augenbrauen gröſser erscheinen zu lassen. Durch die zierlichen guirlandenartigen Konfigurationen, mit welchem sich viele afrikanische Stämme schmücken, soll man ganz das Nackte ihres Körpers vergessen.[5]) Der Maler *Hildebrand* urteilt über die unbekleideten Einwohner Hinterindiens, sie fallen durch ihre prachtvollen Tätowierungen auf. Der Anblick ist durchaus nicht unangenehm, die Zeichnungen gleichen den Mustern eines feinen gewebten Stoffes.[6]) Von den Bewohnern der Marschall-

[1]) Globus 1891. S. 230.

[2]) Bericht über den 18. Kongreſs der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg 1887.

[3]) Globus 1882. Bd. 42, S. 169.

[4]) *Klemm* a. a. O. IV, 284.

[5]) *Hartmann*, Die Völker Afrikas. 1879. S. 115.

[6]) *Hildebrands* Reise um die Welt. 1872. S. 124. Man vergleiche eine Abbildung in der Zeitschrift „Daheim“ 1882, S. 604.

inseln berichtet Dr. *Grundemann*: „Der blofse Oberkörper läfst bei den Männern die Bekleidung nicht vermissen, denn die dunkelbraune Haut ist mit zahlreichen Bildern in verschiedenen Farben tätowiert. Man mufs die Geschicklichkeit bewundern, mit der auf derselben Fische, Vögel und andere Gegenstände zwischen wirklich geschmackvollen Verzierungen abgebildet sind. Es gibt auf den Marschallinseln besondere Künstler, die diese Malereien verfertigen.“ Noch einige Beläge über geschmackvolle Verzierungen der Kleider und Geräte. Von den Eskimos des Cumberland-Sundes wird berichtet: „Die einzelnen Stücke der Felle wissen die Frauen so auszuwählen, dafs die Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was der Kleidung ein gefälliges Aussehen verleiht.“[1]) „Die Sorgfalt bei Anfertigung der Kleider zeigt sich in der vielen überflüssigen Arbeit, welche sich die Frauen beim Nähen der Kleider machen: Stickerei, Flechtwerk, Fransen, Federquasten, Perlen — manches davon so praktisch und gleichzeitig so fein ausgeführt, ohne andere Geräte als zur Nadel oder zum Pfriemen zugespitzte Vogelknochen, dafs die Frucht der Arbeit ihrer Hände sich wohl auch die Anerkennung der Europäer erwerben kann.“[2]) So waren ja auch die alten Germanen sehr geschickte Gerber und Kürschner und übertrafen in diesen Künsten sogar ihre hochkultivierten Nachbarn im Süden. Die germanischen Pelzartikel, wohl gegerbt, nach dem Körper zugeschnitten, mit schön gestickten Nähten, an den Rändern mit kostbarem Pelzwerk schön verbrämt, waren ein gesuchter Handelsartikel. Aus Hanf, Flachs und Wolle verfertigten die germanischen Frauen verschiedenartige Zeuge. Die Ränder und Säume der Kleider und Tücher waren durch Stickerei schön verziert. Bei den Grönländern, sofern sie noch unberührt von Europäern waren, ist alle Böttcherarbeit ganz aufserordentlich gut aus Treibholz hergestellt und mit Knochenverzierungen versehen; die Kleidungsstücke werden ausschliefslich aus Seehunds- und Bärenfell gemacht, und auf die Bearbeitung wird nicht wenig Kunst und Sorgfalt verwendet. Schöne Fellstickereien von wirklich ansprechendem Geschmacke zieren die Kleidungsstücke.[3]) *Nansen* nennt die Figuren, welche Eskimos schnitzen, wie Walfische, Robben, Narwale, Walrosse, Eisbären bewunderswürdig. Die

[1]) Globus 1884. Bd. 46, S. 200.

[2]) *Nordenskiöld*, Studien und Forschungen, S. 203.

[3]) Globus 1885. Bd. 48, S. 329.

Eskimos im Osten der Beringstrafse zeigen dieselbe Kunstfertigkeit wie die Tschuktschen, die Centraleskimos und Grönländer, wofür auch die Freudigkeit spricht, mit der sie ihre Geräte mit Skulpturen schmücken.[1]) Im Eise der Polarländer ist eine Kunst der Schnitzerei in Knochen aufgeblüht, die in ihrer Art nicht minder reich und mannigfaltig ist, als die der sonnigen Fidschi- und Salomoinseln. Von einem Federkleide auf den Aleuten heifst es: Wenige zivilisierte Näherinnen würden etwas dieser Arbeit Ebenbürtiges herzustellen vermögen, selbst nicht mit den feinsten Nadeln, und unser Erstaunen über die Feinheit und Genauigkeit ihrer Stiche ist um so gröfser, wenn wir hören, dafs sie mit Ahlen aus Vogelknochen arbeiten.[2]) Hinsichtlich des Tongeschirres der Indianer von Chinantla heifst es: Die Töpferei der Pokomam-Indianerinnen von Chinantla entrollt uns ein Stück uralter Zeit, wo die Kunst noch auf einer weit höheren Stufe der Blüte stand und wo noch jene schön gemalten und verzierten Schüsseln und Geschirre gebrannt wurden, welche in weiter Ausdehnung in Mexiko und Mittelamerika zuweilen ausgegraben werden.[3]) Bei den Indianern am Amazonenstrom sind Bogen und Pfeile aufserordentlich fein gearbeitet und mit originalen Zeichnungen bedeckt, welche wirklich künstlerische Anlagen verraten.[4]) Einzelnen Indianerstämmen daselbst, welche noch mit keiner andern als der einheimischen Bildung in Berührung gekommen sind, ist ein ganz ausgesprochener, überall hervortretender Kunstsinn eigen. Fast jedem Geräte und sonstigen Gegenstand hat man irgend eine kunstvolle Form gegeben, die meist der Tierwelt entnommen ist, selten der Pflanzenwelt. Die Sitzschemel der Häuptlinge stellen einen Geier oder Jaguar dar, die Knöpfe Fledermäuse oder Schildkröten, das Wachs bringt man in die Form von Eidechsen oder anderen Tieren. Auch liebt man es, die Gegenstände mit roter Farbe zu bemalen und mit allerlei scheinbar rein geometrischen Ornamenten zu verzieren, die meist Formen des Tierreiches nachbilden: so Wellenlinien der Schlange, die Dreiecke gleichen einem so gestalteten Fisch oder auch dem Palmblatt, Quadrate und Rechtecke kommen nicht vor, wahrscheinlich weil dafür die tierische Grundform fehlte. Die Unkenntnis der Metalle

[1]) Globus 1891. 348.

[2]) *Ratzel* II, 749 u. 751.

[3]) Globus 1886. Bd. 50, S. 16.

[4]) Globus 1884. Bd. 45.

ist die Hauptursache gewesen für das Verharren auf einer niedrigen Kulturstufe. Aber innerhalb der durch diese Unkenntnis gezogenen Grenzen ist die Entwicklung eine sehr achtungswerte.[1] Das Schnitzwerk, mit welchem die Einwohner von Tubnai (Südsee) ihre Fahrzeuge verzieren, ist sehr schön gearbeitet.[2] Von den Papuas in Kaiser Wilhelms-Land wird berichtet: Bis herab auf die sauber aus buntfarbiger Pflanzenfaser geflochtenen Armbänder beider Geschlechter beweist dieses Volk entschiedenen Kunstsinn in der Herstellung seines Schmuckes; nicht minder aber auch in der Herrichtung und Ausstattung seines Gerätes. Das mufs uns um so mehr wundern, als diese Leute bis in die jüngste Zeit keinerlei Eisen- und Stahlwerkzeuge kannten; mithin alles mit dem Steinbeile, mit scharfen Muschelschalen, Raspeln aus rauher Fischhaut und dergleichen bearbeiten mufsten. Trotzdem schreckten sie vor keinem für den betreffenden Zweck tauglichen, wenn auch noch so hartem Stoffe zurück und arbeiteten eben nicht nur mit ausdauerndem Fleifse, mit unbestreitbarem Geschick, sondern verschönerten auch im Stile des Kunstgewerbes das Erzeugnis ihrer Hände, dem Nützlichen ein freundlich anmutendes Gepräge verleihend. Ganz vorzüglich offenbart sich ihre gewerbliche Kunstfertigkeit vor allem im Bootbau. Auch die bauchigen Töpfe geben ein vorzügliches Beweisstück, was der Mensch ohne Drehscheibe auf diesem Gebiete leisten kann, wenn er mit nachhaltigem Fleifse sein Augenmafs aufs feinste ausbildet.[3] Der Schmuck, mit welchem sich die Bewohner der Salomo-Inseln zieren, ist bis in die geringste Kleinigkeit aufsergewöhnlich schön gearbeitet. Auf keiner der übrigen Inseln des südlichen stillen Ozeans findet sich eine so geschmackvolle Farben- und Musterzusammenstellung, wie gerade hier, die Muschelarbeiten, Flechtereien sind teilweise bewunderungswürdig.[4] Der vielgenannte Kenner des Kunstgewerbes *Franz Reuleaux* schreibt: Ich besitze ein Stück Frauenschmuck von einer Südseeinsel, einen Aufsteckkamm aus Fischbeinstäbchen, welcher mit buntem Bastgeflecht verziert ist, so fein, so zierlich, dafs bei uns sehr wenig Arbeiter oder Arbeiterinnen gefunden werden können, welche es nachmachen, noch viel weniger es zu erfinden

[1]) Bericht der Hallischen Zeitung 1889, No. 41.

[2]) Globus 1886. Bd. 50, S. 67. Ausführliches über die Kunst der Südseevölker s. bei *H. Stolpe* in Globus 1892. S. 141.

[3]) *Kirchhoff* in der Zeitschrift „Natur" 1888, No. 42.

[4]) Globus 1881. Bd. 39, S. 350.

vermöchten.[1]) Dabei bemerkt *Schurtz* (84): Obgleich bei vielen Polynesiern die ehemaligen Stein- und Muschelgerätschaften durch zweckmäfsigere eiserne ersetzt sind, ist hinsichtlich der Kunstfertigkeit kein Fortschritt zu verzeichnen. Im Gegenteil macht man überall die Beoachtung, dafs mit den vollkommneren Werkzeugen, die alte Sorgfalt in der Bearbeitung schwindet und die heutigen Erzeugnisse weit hinter denen der Vorzeit zurückstehen. Den Leuten ist die Freude an der Arbeit und an dem Gearbeiteten verloren gegangen.

Noch ein Blick auf Afrika. Über Zentral-Sudan urteilt Dr. *Passarge:* Die Industrie steht auf einer für Afrika sehr hohen Stufe. Erzeugnisse sind: Wollstoffe, Flechtarbeiten, Schmiedewaren u. s. w., die mit grofsem Geschick und Geschmack hergestellt werden. In Sugu fand *Kling* blühende Webe-Industrie: „Auf den oft 10—30 nebeneinanderstehenden Webestühlen werden schöne, bunt oder einfach gemusterte Zeuge aus einheimischer selbstgefärbter Baumwolle hergestellt.“ Viele Tagereisen westlich fand *Kling* die durchbrochenen Baumwollfabrikate von Sugu vor. Andere Gegenden zeichneten sich durch Flechtindustrie, andere durch Schmiedearbeiten aus. Von Porto Novo (an der Sklavenküste) lautet ein Urteil: Die aus Ziegenfellen gefertigten Fächer und Schuhe weisen geschmackvolle Stickereien auf.... Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Fächer und Messer, welche mit subtilen Eingravierungen versehen oder auch ziseliert sind.... Äufserst geschmackvoll sind die Ringe gerifft und verziert. Dabei bedienen sie sich der Säure zerschnittener Limonenscheiben, um durch Reiben eine Politur des Ganzen zu erzielen.[2]) Aus dem deutschen Schutzgebiet Togo: Man mufs sich hüten, diese Negerstämme als Wilde zu betrachten; dieselben besitzen manche Kunstfertigkeiten und wenn sie auch nicht wie die Leute von Cape Costle und Akra künstliche Goldgeschmeide zu verfertigen verstehen, so wissen sie doch mit Hilfe der Töpferscheibe kunstreiche Gefäfse zu formen, Leder zu gerben und auf selbstgefertigten Webstühlen künstliche bis $^2/_3$ Fufs breite Zeugstreifen zu erzeugen. Alles dies sind Fertigkeiten, die sich bei den Negern selbst entwickelt haben und nicht etwa von den Europäern erlernt sind.[3]) Die Betschuanen und Bassuthos (Kaffern) verstehen die Felle äufserst geschmeidig zu machen. Als

[1]) *Westermanns* Monatshefte 1888. No. 383, S. 680.
[2]) Globus 1886. Bd. 49, S. 248.
[3]) Globus 1885. Bd. 47, S. 158.

wir einem deutschen Kürschner von unsern Leuten bearbeitete Felle zeigten, gestand er, er könne es diesen nicht gleich tun. Die Fellmäntel sind mit großer Sauberkeit und viel Geschmack gefertigt.[1]) Kein andrer südafrikanischer Stamm bietet hinsichtlich der Hausgeräte soviel als die Betschuanen. Am ausgezeichnetsten sind seine Holzschnitzereien, die an Originalität und Zierlichkeit mancher Formen und an Zierlichkeit der Arbeit das meiste übertreffen, was von andern Kaffernvölkern in dieser Richtung geleistet wird (*Schurtz* 288). Nach *Schweinfurts* Bericht haben die Niam-niam Eisenbauarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei, Hausbau, Korbflechterei; die Gefäße sind von tadelloser Regelmäßigkeit, zierliche Trinkkrüge, Pfeifen mit kunstvollen Verzierungen wissen sie herzustellen. Die Tupende sind nach Leutnant *Müllers* Urteil wohl die ärgsten Spitzbuben, jedoch ein hochstehender Stamm. Sie verstehen es, aus den Fasern der Palmen sehr schöne Zeuge, Mobeln genannt, herzustellen, die sie mit hübschen Mustern in gelb, rot, braun und schwarz verzieren. Mehrere zusammengenähte Stücke bilden ihr oft 20 m langes Gewand, das in Falten um den Leib gelegt wird. Die Madagassen-Frauen verfertigen feste, nette Zeuge von Hanf, Rafia, Bananenfasern, Kattun und Seide. Die seidenen Lamba zeigen ein feines Gefühl für Harmonie der Farben und schöne Muster, die gewöhnlich in Streifen mit Blumen und Blättern von verschiedener Farbe und noch mehr ausgearbeiteten Rändern bestehen und haben manchmal einen Wert von 80—100 Dollars.[2]) Während bei Malaien und Polynesiern eine sehr ausgedehnte Verzierung ihrer Geräte und Waffen aus Holz seit langem die Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt hat, zeigt sich bei den stammverwandten Howas auf Madagaskar nichts dergleichen. Anders bei dem malaischen Stamm auf Madagaskar, den Betsileo. Ihre schönen Holzschnitzereien werden namentlich auf Grabdenkmälern oder auch in den Wohnungen gefunden. Sie zeugen von einem nicht gewöhnlichen Geschmack. Stets sind es geometrische Muster mannigfacher Art, zu denen sich auch Blattornamente gesellen.[3])

„Wenn man die begeisterten Schilderungen, welche *Wolfs* Bericht über die frohe, sorglose, in voller Gesundheit strotzende Bevölkerung des Balubalandes im Innern Afrikas liest, über die

---

[1]) *Merensky*, Beiträge zur Kenntnis Süd-Afrikas 1875. S. 106.

[2]) *Sibree*, Madagaskar. S. 219.

[3]) Globus 1893. S. 289.

zierlichen Hütten und mächtigen Hallen, über den europäischen Baustil in den geraden Häuserreihen der regelmäfsig angelegten Strafsen, über die Kunstfertigkeit der Schmiede in Eisen- und Kupferarbeiten, ihre zierlichen Schnitzarbeiten, ihre Töpferwaren, so kann man sich nicht von dem Eindruck befreien, dafs dieser Teil Afrikas in der Tat für die Kultur des weifsen Mannes noch ungeahnte Früchte bringen wird.[1])

Geht man nun sogar noch einen Schritt höher zu Völkern, welche schon zu den Kulturvölkern zu zählen sind, so steigt natürlich, wenn schon nicht immer, auch Kunst und Geschmack. Nur ein Beispiel von dem Volke in Kaschmir: Es ist klar, dafs ein Volk, welches seine Küche in herrlichen mit den geschmackvollsten Inschriften verzierten Kesseln aus getriebenem und ciseliertem Kupfer bereitet; welches seinen Thee oder Kaffee aus edel geformten prächtigen Kannen trinkt; welches sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Bassins, getriebener Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samowars, Teller, ja sogar fein ciselierter Spucknäpfe bedient; dafs ein solches Volk eine ganz besondere künstlerische Begabung besitzen mufs. Wenn man dabei noch in Betracht zieht, dafs alle diese Gegenstände zum täglichen Hausgebrauche sowohl im Palast der Reichen wie in der Hütte der Bauern gedient, so wird man noch mehr darüber staunen, und derjenige, welcher dies in Erwägung zieht, wird sich sagen: wir haben es hier mit einer besonders begabten Rasse der Arier zu tun, welche zu wenig zahlreich und zu schwach, um den eindringenden Barbaren zu widerstehen, sich mit Leib und Seele der Kunst in die Arme geworfen haben, um in ihrer erhabenen Ausübung Trost und Selbstvergessen zu finden.[2])

Man hat sich auch oft gewundert, wie trefflich Naturvölker sich zuweilen unserer ihnen bis dahin völlig ungewohnten Bleistifte zu bedienen wufsten. Es ist bekannt, dafs *Parry* und andere Nordpolfahrer den Eingeborenen Papier und Bleistift gaben und sich von ihnen Landkarten anfertigen liefsen und bei weiterem Vordringen erstaunt waren über die Genauigkeit, mit welcher die Küstenlinien, Inseln u. s. w. von den Eskimos lediglich nach dem Gedächtnis angegeben waren.[3]) Auch *Crevaux* war verwundert,

---

[1]) *Westermanns* illustrierte deutsche Monatshefte 1888. S. 377.
[2]) Globus 1884. Bd. 45, S. 226.
[3]) Globus 1884. Bd. 46, S. 344.

mit welcher Geschicklichkeit die Indianer und Indianerinnen Südamerikas mit Bleistift ihm ins Tagebuch Figuren und Verzierungen zeichneten, sowie auch die australischen Eingeborenen sehr gute Zeichner sind.[1]) Der durch seine Momentphotographien berühmte Amerikaner *Mugbridge* verglich die Darstellung von Tieren bei Naturvölkern und zeigte, dafs die richtige Beobachtung den Urvölkern meist mehr innewohne, als der Kunst des Ateliers. Parallelen zwischen Photographien nach dem Leben und solchen nach altägyptischen, assyrischen, indianischen und anderen Malereien bewiesen dies deutlich.[2])

Noch einige Bemerkungen über Musik. *Junker* berichtet vom Kongo: „Die Musik steht bei den Asandé (am Kongo) auf vergleichsweise hoher Stufe. Ihr Spiel ist melodisch, die Akkorde reihen sich bald im langsamen bald im rasend schnellen Tempo in vollster Harmonie aneinander. Es ist eine ruhig dahinfliefsende, zeitweilig aber in Leidenschaft aufflammende Erzählung, die wohl einen Anfang hat aber kein Ende findet und immer wieder in neue stürmische Leidenschaft mit demselben Grundtone ausartet. Und bei alledem stört keine Dissonanz das Ohr. Man staunt über diese Negermusik, die so hoch erhaben ist über die Mifstöne, welche die Völker arabischer Kultur uns in den meisten Fällen bietet (Globus 1892, 119). Über die Musik bei den Indianern urteilt *Stumpf*: Des Seltsamen und Abstofsenden bleibt genug. So z. B. der Schlufs in der Sext oder Septima. Sie haben Moll und Dur. Im ganzen darf man diese Musik nicht primitiv nennen in dem Sinne, dafs sie der tierischen nahe stände. Näher steht sie doch der unsrigen. Es finden sich auch Spuren mehrstimmigen Gesanges (Globus 1892, S. 360). Mit Bezug auf die sogenannten Kriegsposaunen aus der Bronzezeit bemerkt *Hammerich*, diese Instrumente haben in drei Oktaven acht Töne, die zusammen einen Akkord bilden, einen Umfang gleich jenem der heutigen Tenor-

---

[1]) Globus 1881. Bd. 40, S. 50 u. 1883 Bd. 41, S. 39. Andrerseits berichtet *Fr. Schultze* (Psychologie der Naturvölker 1900 S. 105). Eine Gruppe von Australiern betrachtete ein Bild, welches grofs in Farben einen Australier genau darstellte. Der eine erklärte es für ein Schiff, der andere für ein Känguruh, nicht einer von 12 erkannte das Bild. Noch mehrere ähnliche Beispiele werden dort erwähnt. Ein Photograph erzählt, dafs auch unter uns Leute geringerer Bildungsstufe die Photographien ihrer Verwandten oft nicht erkennen, sie wählen oft ganz falsche Bilder aus und nehmen sie mit.

[2]) Globus 1891, 320.

posaune, die Klangfarbe gleich jener der Altposaune.[1]) Die sonst sehr verwilderten Itelmenen auf Kamschatka haben, wie es scheint aus eigner Erfindung mehrstimmige Lieder richtig komponiert[2]) und die Neger in Dahomei bringen ganze Akkorde regelrecht zur Anwendung.[3]) Ähnliches wird von den Salomo-Insulanern berichtet.[4])

Übrigens kann man sich leicht selbst von der Kunstfertigkeit und dem Geschmack der Naturvölker durch einen Besuch der Museen für Völkerkunde unterrichten. Die Kunst, so führt *Schurtz* aus, entspringt dem Gefühl der Freiheit und bewirkt Gefühle der Freiheit. Der von den Nöten des Lebens bedrängte Mensch schafft sich eine Welt des Scheins und der Phantasie.

Sie stimmt zur Gemeinschaft durch Nachahmung bei Tänzen, bei Musik, beim Marsch, durch den rhythmischen Gesang bei gemeinsamer Arbeit, wie rudern, baden u. s. w. Selbst die gemalten Zeichen und Tätowierungen wirken als Mode verbindend, Stand und Stamm unterscheidend, den einzelnen ehrenvoll auszeichnend.

In aller Kunst kommen Wiederholungen vor beim Rhythmus in der Musik, beim Reim und Parallelismus in der Dichtung, bei der Symmetrie der Zeichnungen und Bauten. Wiederholung ist Kraftersparnis, gibt das Gefühl leicht gelingender Tätigkeit, erhöht das Selbstgefühl und verwandelt oft die Arbeit in ein Spiel.[5])

Der Zweck der obigen Mitteilungen geht dahin, zu zeigen, daſs die Naturvölker nicht allein beherrscht waren von dem Triebe zum Schmücken, sondern daſs sie bei diesem Bestreben vielfach einen Geschmack entwickelten, welcher dem ästhetischen Gefühl der Kulturvölker entspricht. Denn es sind ja eben die Urteile von Europäern, welche wir gehört haben. Man kann noch mit *Waitz* auf die regelrecht angelegten Beete, auf die reihenweis gepflanzten Bäume, auf den Umstand hinweisen, daſs z. B. die Neger zum groſsen Teil zu festgesetzten Zeiten essen und nicht, wenn

---

[1]) Globus 1893. S. 357.

[2]) *Peschel* a. a. O. 416.

[3]) *Waitz* II, 237.

[4]) Globus 1881. Bd. 39, S. 365.

[5]) *Schurtz*, 496. — *Bücher*, Arbeit und Rhythmus. 1902. — *Grosse*, Die Anfänge der Kunst. — *Frobenius*, Die Kunst der Naturvölker in Westermanns Monatsheften 1895, Dezbr. — *Hörne*, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1898.

gerade etwas vorhanden ist und der Hunger mahnt.[1]) Dieses Symmetrische, Regelmäfsige, Harmonische, Schöne bietet weder für den einzelnen eine unmittelbare sinnliche Annehmlichkeit noch für das Ganze einen Nutzen, sondern läfst auf gewisse unmittelbare, unreflektierte ästhetische Urteile schliefsen. Unregelmäfsige Beete mifsfielen, beleidigten sozusagen das Auge. Darum mied man solche, richtete also sein Tun nach seiner bessern Einsicht ein. *Darwin* sucht bekanntlich das ästhetische Gefühl aus Gefühlen des sinnlich Angenehmen und des Nutzens zu erklären. Er geht die verschiedenen Verschönerungen durch, womit die verschiedenen Völker sich putzen oder geputzt glauben, und kommt zu dem Schlusse, dafs der Mensch die Charaktere bewundert und häufig zu übertreiben sucht, welche die Natur ihm immer gegeben habe: bartlose Rassen entfernen jede Spur von Bart, bärtige bewundern ihn; die Neger lieben Schwarz und verabscheuen Weifs als Hautfarbe u. s. w.[2]) Dies beweist nur, dafs es aufser den ästhetischen noch mancherlei andere Rücksichten des Vorziehens gibt, welche den Naturmenschen zum gröfsten Teil weit näher liegen, dafs gewisse Vorstellungen, je nachdem sie spannend oder lösend auf den vorhandenen Gedankenkreis wirken, verabscheut oder bevorzugt werden. So pflegt das Gewohnte und meist auch das Neue nicht gleichgültig zu lassen, sondern von Gefühlen des Vorziehens begleitet zu sein. Daher mifsfällt den Schwarzen zumeist die weifse Hautfarbe, und sie verabscheuen darum auch in der Regel die Albinos unter ihnen. Indessen traf *A. B. Meyer* auf Neu-Guinea ein 16 jähriges, gutgewachsenes Albinomädchen mit rosa-weifser Hautfarbe, wie eine Europäerin, mit rötlichem Haar und blauen Augen, die aber sonst ganz den Typus ihrer Rasse trug. „Die vollbusige Schöne war in der Blüte ihrer Jugend und stark umworben von Freiern, man schien den starken Kontrast ihrer Hautfarbe mit der eigenen zu lieben.[3]) *Darwin* führt z. B. folgenden

[1]) *Waitz* a. a. O. II, 80 u. 87.

[2]) *Darwin*, Abstammung des Menschen 1871, II, 286 ff.

[3]) Globus Bd. 38, S. 375. Einen ähnlichen Geschmack zeigten die Indianer-Zunis, s. Globus Bd. 41, S. 296. Einen merkwürdigen Fall von periodischem Farbenwechsel bei einem Kaffern teilt Dr. *Hugo Niemeyer* in Middelburg in „Unnas Monatsheften für praktische Dermatologie“ mit. Es handelt sich um einen Kaffern, der jetzt als Lehrer auf der Missionsstation in Pretoria wirkt und früher einem Kaffernstamm angehörte, der, von den Zulus besiegt und versprengt, nun in verschiedenen Gegenden der Republik wohnt, Eltern, Geschwister, sowie deren Kinder waren alle gesunde Kaffern, und er selber

Ausspruch *Bichats* an: „Wenn alle unsere Frauen so schön wären, wie die Venus von Medici, würden wir eine Zeitlang bezaubert sein, wir würden aber bald Abwechslung wünschen und die geringste Abweichung von dem Ebenmafse der Schönheit würde gefallen.“ Hier wird schon angegeben, dafs unter Umständen selbst das weniger Schöne einen Vorzug vor dem Schönen bekommen kann, wenn es nämlich nach anderen Rücksichten, wie hier der Abwechslung wegen gesucht wird. Es gibt eben noch tausend andere Umstände, warum ein Weib gefällt.[1]) Die Rücksicht auf plastische Schönheit gibt hier überhaupt nur selten den Ausschlag. Es müfste der Nachweis versucht werden, dafs ästhetisch häfsliche Formen die Augen und unharmonische Klänge und Geräusche die Ohren krank machen und so den ästhetisch falsch Urteilenden in Nachteil setzten gegenüber dem ästhetisch richtig Urteilenden; und dafs so endlich nur die letzteren übrig geblieben wären. Das wäre nun schon an sich ein verkehrter Versuch, der aufserdem ein Ergebnis liefern würde, was nicht

hatte auch bis zu seinem siebzehnten Jahre normale Hautfarbe, ein tiefes Braun, gezeigt. Erst dann kam zuerst auf einer Stelle am Rücken, die früher kurzes, schwarzes, wolliges Haar gehabt hatte, ein kleiner weifser Fleck, der, sich allmählich vergröfsernd, auf dem ganzen Rücken und die übrigen Körperteile überging, bis schliefslich der ganze Körper weifsfarbig wurde, doch so, dafs einzelne kleine Inseln der ursprünglichen Hautfarbe stehen blieben, so dafs z. B. das Gesicht scheckig aussah. Diese Farben wechseln nun aber ab und zwar so, dafs das, was erst weifs ist, später schwarz wird, und dann wieder umgekehrt. Über den Zeitraum, in dem sich diese Veränderung in der Färbung an einer Hautstelle vollzieht, liefs sich Sicheres nicht ermitteln, doch liegt er zwischen drei und zwölf Monaten. Das Weifse entspricht vollkommen einer hellen europäischen Hautfärbung, während die dunklen Stellen den dunkelchokoladenfarbigen Ton einer richtigen Kaffernhaut hatten. Dabei war die Haut äufserlich vollkommen gesund und in keiner Weise krankhaft verändert, und nur an Stellen empfindlich, die von der Sonne getroffen werden konnten, so dafs er genötigt war, mit einem Hut auszugehen. Die Erklärung dieses merkwürdigen periodischen Farbenwechsels bleibt noch etwas dunkel. Gegen reinen Albinismus, wie er allerdings nicht selten bei Negern beobachtet wird, spricht die Entstehung und der ganze Verlauf der Erscheinung; übrigens sind die weifsen Stellen nicht völlig pigmentlos, sondern sie erhalten Farbstoff in dem Mafse, wie bei einem Europäer; auch die Augen bleiben schwarz. Die Einwirkung des Tageslichts scheint insofern von Einflufs zu sein, dafs die fleckigen Stellen sich vorzugsweise an den dem Lichte ausgesetzten Körperteilen finden, während bedeckte Teile die einmal erworbene weifse Farbe behalten.

[1]) S. einige treffliche Bemerkungen bei *Steinthal* (Einleitung in der Psychologie 1871, S. 351 ff.) darüber, wie die Ausbildung des ästhetischen Gefühls mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt.



zur Erfahrung stimmt. Denn ästhetisches Urteil ist keineswegs allgemein, ja auch der ästhetisch Gebildete urteilt nicht immer nach ästhetischen Rücksichten, er kennt noch andere Mafsstäbe des Vorziehens; er hat Stimmungen, in denen er an der albernsten Posse mehr Geschmack findet, als an dem erhabensten Drama. *Darwins* Erklärungsweise des Geschmacks hat nur das Bevorzugen des sinnlich Angenehmen und des Lustbringenden im Auge. Danach ist wohl das Gefallen erklärlich, welches Kinder und gewisse Völker an gellenden, lärmenden, aufregenden oder auch weichen Tönen, an bunten, hellen Farben, leidenschaftlichen Gebärden, riesenhaften Figuren, divanartiger Körperfülle, dem Neuen oder auch Gewohnten haben; aber schon die Symmetrie ihrer Flechtwerke, oder die reihenweis gepflanzten Bäume bleiben unerklärt. Und *Darwin* selbst, wahrheitsgetreu wie er immer ist, selbst wo es sich um Tatsachen handelt, die nicht zu seiner Meinung passen, führt nicht wenig Fälle an, wo wilde Stämme ganz genau unsere Schönheitsbegriffe zeigen. Und das will weit mehr sagen, als wo das Gegenteil der Fall ist; denn letzteres ist meist nach sehr naheliegenden Gründen zu erklären, jenes aber nur aus einem wirklichen, ästhetischen Geschmacke. *Livingstone* erzählt von einer nach Art ihrer Landsleute geschmückten, nach unseren Begriffen entstellten Schwarzen, die zunächst auf ihren Schmuck nicht wenig stolz war, wie sie, nachdem sie längere Zeit als Führerin gedient hatte, sich im Spiegel besah und ausrief: wie häfslich! Dergleichen Urteile scheinen sich erst nach längerem Verkehr mit den Weifsen einzustellen, erst mufs das zunächst Fremdartige, welches als solches das Gleichgewicht der Gedanken stört und insofern mifsfällt, überwunden sein und einem unbefangenen Urteil Platz gemacht haben. Aufserdem kann man von den meisten Völkern nicht erwarten, dafs sie von selbst das Schöne finden sollen. Es ist ein grofser Unterschied, das Schöne finden und das dargestellte Schöne schön finden. Nur sehr wenigen, besonders glücklich begabten Individuen und Völkern ist es gegeben, das Schöne selbständig zu finden und darzustellen. Aber dafür sprechen alle Tatsachen, dafs jedes Volk, nachdem es erst das Schöne erblickt, verstehen und unbefangen beurteilen gelernt hat, ihm auch den Vorzug vor dem Häfslichen gibt; vorausgesetzt natürlich, dafs letzteres nicht aus Rücksichten anderer Art ein besonderes Übergewicht erhält. Man denke hierbei nur an unser eigenes Volk; sicherlich urteilt die bei weitem gröfsere Menge

auch der Gebildeten keineswegs immer nach ästhetischen Gesichtspunkten, selbst bei Kunstwerken, wo doch nur ein solcher Maſsstab als gültig anerkannt wird.

Zur inneren Freiheit haben wir diese Erörterungen darum gerechnet, weil das Handeln nach ästhetischen Rücksichten immer auf das Streben nach innerer Harmonie deutet, nämlich auf das Bemühen, sich und seine Umgebung so zu ordnen, daſs man selbst sein Wohlgefallen daran haben kann, also das Handeln nach Maſsgabe seiner besten Einsicht einzurichten, und zwar abgesehen vom Nutzen.

Ebendahin glauben wir auch die Reinlichkeit rechnen zu müssen. Im ganzen ist die Reinlichkeit nach unseren Begriffen bei den Naturvölkern sehr selten. Ekel kennen die meisten nicht und urteilen in Bezug auf das sinnlich Angenehme, namentlich was den Geruch und Geschmack betrifft, ganz anders als wir. Und wo sie den Ekel kennen, ist er oft ganz abweichend von unseren Gefühlen in dieser Beziehung und hängt wohl oft mit Aberglauben zusammen. So können sich die Sandwichinsulaner, welche ihre Läuse vom Kopfe ablesen und verzehren, vor Ekel nicht überwinden, aus einer Schüssel zu essen, in welcher eine Fliege ertrunken ist.[1]) Auch das häufige Baden, wo Flüsse und die See dazu einladen, geschieht meist nicht aus Reinlichkeit, denn man wäscht den Schmutz nicht ab, sucht ihn wohl gar zu erhalten oder bald wieder herzustellen. Hier ist es nur das Gefühl des sinnlich Angenehmen, was das Bad suchen läſst. Indessen fehlt es doch auch keineswegs an Beispielen groſser Reinlichkeit selbst unter den Naturvölkern. Es ist eine zu groſse Verallgemeinerung, wenn *Lippert* ohne Einschränkung sagt: dem Naturmenschen fehlt das Bedürfnis nach Reinlichkeit durchweg, wofür dann einige Beispiele angeführt werden.[2]) Von den Negern des unter deutschem Schutze stehenden Togo-Landes an der Westküste Afrikas heiſst es: „Der Neger der Küste und an den Lagunen, namentlich die Frauen sind im allgemeinen in Bezug auf ihren Körper, dem sie die Wohltat eines Bades häufig zukommen lassen, sehr reinlich, weniger sind sie es in Bezug auf ihre Wohnungen und werden in dieser Hinsicht von den Negern des Innern weit übertroffen. Vielleicht hängt es mit dem häufigen

---

[1]) *Waitz*, I, 367.

[2]) *Lippert*, Kulturgeschichte I, 42.

Baden an der Küste zusammen, dafs man dort Hautkrankheiten seltener sieht, als im Innern."[1]) Die Neger von Akra, die Krus, die höheren Stände der Aschantis, die Mandingo u. a. waschen sich vor und nach dem Essen die Hände und beobachten überhaupt die gröfste Reinlichkeit beim Kochen, Essen und hinsichtlich ihrer ganzen Person; verstehen sie doch sogar, sich eine Art Seife zu bereiten. Von den Samoanern wird berichtet: durch die körperliche Reinlichkeit zeichnen sie sich vor vielen zivilisiert geltenden Völkern vorteilhaft aus. Man kann fast zu jeder Tageszeit ganze Gruppen von Badenden sehen, aber nicht in der See, sondern in den Flüssen. Das Seewasser ist wegen seines Salzgehaltes auch wenig geeignet, den Körper zu reinigen, vielmehr läfst es auf der Haut einen schmierigen Überzug zurück, welchen man nicht anders als mit süfsem Wasser wieder los wird.[2]) Bei den Indianern wird Unreinlichkeit um die Hütte herum nicht geduldet, auch von Kindern nicht, der Wald ist grofs genug, und jeder mufs weit hinausgehn. Was 5. Mos. 23, 13 geschrieben steht, wird hier geübt.[3]) Mit Erstaunen spricht *Furneaux* von Aborten bei den Maoris (*Schurtz* 72). Auch der bekannte Geruch der Neger scheint nicht allgemein zu sein. „Der gesunde (Loango) Neger, der immer aufserordentlich reinlich ist und den segensreichen Einflufs des Wassers sich im allgemeinen besser zu nutze macht, als der Europäer, riecht durchaus nicht, oder wenn es der Fall ist, so wird er wie ähnliche Individuen bei uns, für eine unleidliche Ausnahme gehalten, dessen Nähe auch seine Genossen tunlichst meiden."[4]) Selbst von den Völkern des hohen Nordens wo Unreinlichkeit gewissermafsen durch das Klima bedingt ist, wird einigen Reinlichkeit nachgerühmt.[5]) Und wie peinlich wird es mit der Reinlichkeit unter den Völkern genommen, wo sie einen Bestandteil der religiösen Vorschriften ausmacht! Wie oft ist es vorgekommen, dafs man lieber verhungert ist, als dafs man sich hätte entschliefsen können, unreine, verbotene Speisen zu geniefsen und so unrein oder kastenlos zu werden! Mögen immerhin einige Bestimmungen derselben nicht nach unserem Ge-

---

[1]) Globus 1885. Bd. 47, S. 184.

[2]) Globus 1880. S. 187. Gleiches wird von indianischen Stämmen Südamerikas gerühmt (Bericht der Hallischen Zeitung 1889, No. 41).

[3]) *Warnecks* Allg. Missions-Zeitschr. V, 1878. S. 271.

[4]) *Falkenstein*, Die Loango-Expedition 1879. Im Globus 1880. S. 110.

[5]) *Waitz*, II, 85, 86, 96; III, 343.

schmacke sein, wie die Anwendung von Kuhharn und Kuhkot bei den Indiern und Persern, im allgemeinen müssen wir gestehen, dafs unsere öffentliche Gesundheitspflege in vielen Stücken erst nach einem Ziele strebt, welches dort bereits erreicht war.

Gewisse unmittelbare Urteile liegen wohl auch der Schamhaftigkeit zu Grunde. Das Schamgefühl ist nach *Ratzel* allgemein in der heutigen Menschheit. Wo es zu fehlen scheint, ist sein Mangel ein zufälliger oder vorübergehender Zustand.[1]) Er bezieht sich bald auf die Füfse, das Gesicht, das Hinterhaupt, den Nabel und andere Glieder, am meisten allerdings auf die Genitalien. Man mufs sehr vorsichtig sein im Absprechen des Schamgefühls, wenn man bedenkt, dafs ein so verwilderter Stamm wie die Botokuden Südamerikas, die sonst aller Schamhaftigkeit bar scheinen, doch ein besonderes Wort für Schamröte besitzen.[2]) Die Zulumädchen, welche sich 1885 in Berlin sehen liefsen, waren durch nichts dahin zu bringen, sich für die gelehrten Gesellschaften unbekleidet photographieren zu lassen.

Gerland sucht das Schamgefühl bei den Südseeinsulanern aus religiösen Vorstellungen abzuleiten, indem der Phallus oder nur ein Teil desselben gewissermafsen als Stellvertreter des Schöpfers verehrt und wie der Schöpfer selbst den Augen der Menschen entzogen werden müsse. Allein wenn auch diese Erklärung dort zutreffen sollte, so pafst sie doch nicht auf die anderen Glieder, welche anderwärts Gegenstand der Schamhaftigkeit sind. *Lazarus* denkt hierbei an gewisse unmittelbare Gefühle. „Der Mensch der Urzeit nimmt wahr, dafs er nackt sei; diese Wahrnehmung ist von einem Gefühle der Mifsbilligung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen; für ihn selbst kommt dies Gefühl zu gar keiner mittelbaren Erkenntnis, er weifs nicht, wie wir heute von unseren Gefühlen wissen, von den seinigen; aber sein Gefühl reflektiert unmittelbar in der Handlung, dafs er sich bedeckt.“[3]) Jedenfalls sind den rein ästhetischen sehr nahe verwandte Gefühle mit im Spiele, wo sich unter dem Eindruck sehr verschiedener Umstände und oft vielleicht sehr zufälliger Associationen das Schamgefühl ausbildet. „Bevor irgend ein Mensch auf den Einfall geriet, sich zu bedecken, mufs von

---

[1]) *Ratzel* I, 63.

[2]) *Peschel* a. a. O. 152.

[3]) *Lazarus*, Über den Ursprung der Sitten. 1867. S. 16.

ihm Schönes und Häfsliches unterschieden worden sein. Die Bekleidung verdanken wir daher den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechts, und insofern die Verehrung des Schönen veredelnd auf uns wirkt, förderten auch jene Regungen die Erziehung des Menschen. Nicht blofs Eitelkeit ist es, die etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unseres tierischen Leibes auferlegt.[1]) Aber wie es ursprünglich auch entstanden sein mag, sind derartige Urteile vorhanden, so ist es auch ein Akt der inneren Freiheit, sich nach diesen zu richten, also die betreffenden Glieder zu bedecken. Der Mensch fürchtet, von anderen so aufgefafst zu werden, ihnen so zu erscheinen, wie er von ihnen nicht möchte aufgefafst werden; er würde Mifsfallen an sich selbst haben, wenn er sich nach gewissen Beziehungen anderen darstellen sollte.

Damit hängt die Keuschheit zusammen. Wollte man diese lediglich aus der Klugheit ableiten, so hätte man den Übergang vielleicht so zu denken: die zur Erhaltung des Ganzen so nötige Tapferkeit und Ausdauer jedes einzelnen wird gefördert durch Strenge gegen sich selbst, freiwillige Qualen oder Enthaltung von sonst Erlaubtem. Alles, was abhärtet, enthaltsam macht, Selbstbeherrschung lehrt, ist zugleich eine Schule der Tapferkeit. Der Staat hat also in seinem eigenen Interesse Ursache, seinen Bürgern Enthaltsamkeit und dergleichen zur Pflicht zu machen. Aber wer sieht nicht, wie gezwungen eine solche Erklärung der Keuschheit ist, zumal bei Naturvölkern, wo sie doch auch keineswegs ganz selten ist. Aufserdem wäre es zu verwundern, dafs die Staaten auf der Höhe der Kultur und der Staatsweisheit, wie z. B. die Griechen, Römer, Perser u. a. gerade das ohne Einschränkung sollten gestattet haben, was doch so sehr gegen das allgemeine Staatsinteresse verstiefs, und wie gerade eine frühere geringere Staatsweisheit hierin strenger, also auch klüger verfahren wäre.

Man wird es hier wohl, wenn auch nicht geradezu mit unmittelbar ästhetischen Gefühlen, doch mit weit näher liegenden Erwägungen zu tun haben, die bald unter dieser bald unter einer anderen Form Unkeuschheit verurteilten. So werden häufig die

---

[1]) *Peschel* S. 149 u. 181.

Kamtschadalen angeführt als solche, welche sich ohne die geringsten Gewissensbisse, ohne jegliches Gefühl des Unrechts den ärgsten Unzuchtssünden und unnatürlichen Lastern hingeben. Und doch haben wir Anzeichen, dafs dergleichen nicht ganz ohne Verurteilung geübt wird oder wurde. *Klemm* teilt eine Reihe von Schimpfnamen der Kamtschadalen mit, die uns allerdings einen Blick tun lassen in das überaus unzüchtige Leben dieses Volkes.[1]) Aber das sind doch Schimpfnamen; also ein solches lasterhaftes Leben bringt Schimpf, wird verurteilt oder wurde verurteilt, als jene Schimpfnamen in Gebrauch kamen. Und die Völker des hohen Nordens scheinen besonders empfänglich gegen Schimpfnamen zu sein, wenigstens wird von den Grönländern berichtet, dafs sich unter ihnen der Beleidiger und der Beleidigte zu einer Art von öffentlichem Turnier einfinden, bei welchem der als Sieger gilt, welcher den anderen nach dem Urteil der Zuhörer am meisten ausgeschimpft hat.[2])

Ebenso läfst sich in dem wollüstigen Babylon, wo der Melittadienst sonst alles Schamgefühl erstickte, noch eine Rückwirkung des ursprünglichen Gefühls der Keuschheit erkennen, welches sich gegen die zur Pflicht gemachte Unsitte sträubte, die auch *Herodot* als überaus schimpflich bezeichnet. Er berichtet, wie die vornehmen Mädchen in verhängten Kutschen zu dem berüchtigten Hain fuhren.[3])

Aufserdem deutet noch auf den Wert, welcher auf Keuschheit gelegt wurde, die zwar keineswegs allgemeine, aber doch weit verbreitete Hochhaltung der Jungfräulichkeit hin. Wir finden sie bei den Priestern Ägyptens, Indiens, bei den Essenern Judäas, in den Klöstern der Tartarei und in den Geschichten von wundertätigen Jungfrauen, welche so zahlreich in den Mythologien Asiens vorkommen. Desgleichen wurden in dem sittlich so gesunkenen Griechenland und Rom doch die Artemis, Athene, die Vestalinnen gerade um ihrer Jungfräulichkeit willen so hoch gepriesen und gehalten.[4]) Es mag noch erwähnt werden, dafs in

---

[1]) *Klemm* a. a. O. II, 297.

[2]) *Klemm* II, 217 und Globus 1885. Bd. 48, S. 108.

[3]) *Herodot* I, 199. Ein ähnliches Urteil fällt der Philosoph *Heraclit*, Fragment 127 über den Phallusdienst: wenn man einmal absieht, dafs die Verehrung des Phallus und dergleichen dem Dionysus gilt, so ist es ein ganz schamloses Treiben.

[4]) *Lecky* a. a. O. I, 93 ff.



den Veden, in den alten Gesetzbüchern der Indier, Perser, Ägypter u. a. neben der Trägheit und Gefräfsigkeit die Unkeuschheit als grobes Laster gebrandmarkt wird; wie es auch schon öfter aufgefallen ist, dafs unter den zahlreichen Abbildungen auf den ägyptischen Denkmälern, auf denen sonst alle Vorkommnisse des Lebens abgebildet sind, keine einzige obscöner Art gefunden wird; und dafs fast ganz Amerika frei ist vom Phallusdienst.[1])

In allen den genannten Beziehungen ist die Idee der inneren Freiheit wirksam, sofern sich der Wille richtet oder richten soll nach Urteilen, welche nicht Ausdruck des Gefühls des sinnlich Angenehmen oder des Interesses sind, sondern sich auf eine gewisse unmittelbare Weise geltend machen, oft sogar im Gegensatz zu den Gefühlen des Angenehmen und der Lust, und also einen gewissen Zwang auflegen.

Es ist hier die innere Freiheit im weiteren Sinne genommen, im engeren Sinne besteht sie in der Übereinstimmung des Willens mit den Weisungen der sittlichen Ideen, im weiteren in der inneren Harmonie überhaupt. In dieser Beziehung kommt nun der Naturmensch weit leichter zur inneren Freiheit oder zur Einheit mit sich selbst, als der Mensch der höheren Kulturstufen. Oder vielmehr für den Naturmenschen ist viel weniger Veranlassung zu inneren Konflikten und Selbstentzweiungen. Das liegt einmal in dem Mangel an innerem Leben überhaupt und insonderheit am Fehlen des Zusammenhangs der Gedanken. Es fehlen ihm die Sorge und die Nachgedanken, er ist dem Augenblick hingegeben, er denkt nicht über sich selbst. O, mein Bruder, sagte ein indianischer Häuptling zu seinem weifsen Gaste, du wirst nie das Glück kennen, nichts zu denken und nichts zu tun. Dies ist neben dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach dem Tode sein. Wer gab deinen Leuten den steten Wunsch, besser gekleidet und gespeist zu sein und seinen Kindern Schätze zu hinterlassen? Fürchten sie denn, Sonne und Mond möchten nicht mehr leuchten? Was ist doch ihr Leben gegen das unsere, dafs es ihnen nichts gilt? Die Blinden! sie lassen es vergehn! Wir

---

[1]) Wiewohl die altamerikanischen Völker sehr erfahren in Geschlechtssünden waren, s. *Peschel* a. a. O. 138.

aber leben in der Gegenwart. Lafs uns also den heutigen Tag geniefsen, morgen wird er schon weit von uns sein." [1])

Und wieviel Bestrickendes mufs doch diese Sorglosigkeit, dieses Geniefsen des Augenblicks haben! Wie oft sind die, welche dem Naturzustande entnommen und an civilisierte Sitte gewöhnt waren, wieder zurückgefallen, von sich werfend alle Vorteile der Kultur. Und dies nicht nur dann, wenn die Berührung mit der Kultur eine oberflächliche war; es werden Beispiele genug erwähnt, wo z. B. einer, der europäische Schulen besucht, Medizin studiert und schon mehrere Jahre als Arzt tätig gewesen war, plötzlich sich aller Kultur entkleidete und zurück in die heimischen Wälder lief. [2])

Der Gouverneur Philipp nahm einst zwei Australier mit nach England. Der eine starb, der andere eignete sich mit merkwürdiger Leichtigkeit die gesellschaftlichen Formen an, benahm sich bei jeder Gelegenheit mit Anstand und Sicherheit, bewegte sich in den höchsten Kreisen, sogar bei Hofe. Bald nach seiner Rückkehr aber legte er seine guten Kleider und die beengenden Sitten der Civilisation ab, als wenn sie für ihn unschicklich und unangenehm wären, und kehrte trotz alles Zuredens zu seiner alten Lebensweise mit seinen alten Gewohnheiten zurück. [3]) „Bei einer auf der Insel Luçon (der Philippinen) durch eingeborene Soldaten unter dem Oberbefehle eines spanischen Offiziers angestellten Treibjagd bemächtigte man sich eines etwa 3 Jahre alten Kleinen. Man führte ihn nach Manilla, ein Amerikaner erwirkte von der Regierung die Erlaubnis, ihn zu adoptieren, und so wurde er auf den Namen Pedrito getauft. Sobald er in die Jahre gekommen war, wo er Unterricht empfangen konnte, bemühte man sich, ihm die vollständigste Ausbildung angedeihen

---

[1]) *Klemm* a. a. O. II, 12. In Schlegels Lucinde heifst es S. 78: O Müfsiggang, Müfsiggang! Du bist die Lebenslust der Unschuld und Begeisterung; dich atmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod. Einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradies blieb! Nur mit Gelassenheit und Sanftmut in der heiligen Stille der echten Passivität kann man sich an sein eignes Ich erinnern und das Leben anschaun. Um alles in Eins zu fassen: je göttlicher ein Mensch oder ein Werk des Menschen ist je ähnlicher werden sie der Pflanze. Diese ist unter allen Formen der Natur die sittlichste und schönste. Und also wäre das höchste, vollendetste Leben nichts als reines Vegetieren.

[2]) Mehrere Beispiele bei *Peschel* S. 155.

[3]) Globus 1883. Bd. 43, S. 168.



zu lassen. Die alten auf der Insel ansässigen Europäer, welche den Charakter der Negritos kannten, lachten bei den Versuchen, jenem Knaben Bildung beizubringen, ins Fäustchen. Sie sagten voraus, man würde den jungen Wildfang früher oder später in seine Berge zurückkehren sehen. Sein Adoptivvater, der wohl um die Bespöttelung seiner Herzensangelegenheit wufste und sich darüber ärgerte, erklärte, er wolle mit Pedrito nach Europa reisen. Er besuchte mit ihm New-York, Paris und London und kehrte erst nach zwei Reisejahren mit ihm auf die Philippinen zurück. Mit jener Leichtigkeit, welche der schwarzen Rasse eigen ist, sprach Pedrito bei seiner Rückkehr spanisch, französisch und englisch; er trug nur die feinsten Lackstiefeln, und jedermann in Manilla erinnert sich noch des einem Gentlemen würdigen Ernstes, mit welchem er das erste Entgegenkommen solcher Personen aufnahm, die ihm nicht vorgestellt waren. Kaum waren zwei Jahre nach seiner Rückkehr von Europa verstrichen, als er eines Tages aus dem Hause seines Pflegevaters verschwand. Die Lacher triumphierten, und wahrscheinlich hätte man niemals erfahren, was aus diesem Adoptivkind des menschenfreundlichen Yankees geworden wäre, ohne das merkwürdige Zusammentreffen, welches ein Europäer später mit ihm hatte. Ein deutscher Naturforscher und Verwandter des berühmten Humboldt entschlofs sich zu einer Besteigung des Marivelés (eines nicht weit von Manilla entfernten Berges). Kaum hatte er den Gipfel des Kegels erreicht, als er plötzlich eine ganze Schar kleiner Schwarzen vor sich sah. Der Deutsche schickte sich an, einige Porträts davon zu entwerfen, als einer der Wilden sich ihm lächelnd näherte und ihn auf englisch fragte, ob er einen Mann namens Graham zu Manilla kenne. Das war unser Pedrito. Er erzählte seine ganze Geschichte, aber vergeblich suchte der Naturforscher ihn nach ihrer Beendigung dazu zu bewegen, mit ihm nach Manilla zurückzukehren."[1]) Ob sich freilich das alte Behagen, die Gedanken- und Sorglosigkeit wieder eingestellt hat? Aber es mufste ihm doch das Naturleben als etwas überaus Wünschenswertes vorschweben. Und eine Art Zufriedenheit läfst sich wohl kaum den Naturvölkern absprechen. Schon *Tacitus* schildert die Finnen als solche, die noch in der Steinzeit leben, es fehlen Waffen, sie sind schmutzig, Jagd ernährt Männer und Weiber, sie ver-

[1]) *Ribot*, Die Erblichkeit. Deutsch 1876, S. 362.

kriechen sich im wilden Gesträuch, sind ohne Haus. Dennoch halten sie ihr Daheim für glücklicher, als wenn sie unter Landarbeit seufzen, im Hause sich mühen, Handelsgeschäfte in Furcht und Hoffnung treiben sollten. Bedürfnislos vor Menschen, furchtlos vor Göttern geniefsen sie den höchsten Wunsch: wunschlos zu sein.

„Der Nordländer ist angesichts der traurigen Natur, die ihn umgibt, keineswegs still oder in sich gekehrt oder melancholisch, vielmehr im höchsten Grade harmlos, lustig, ja ausgelassen, er sucht den Süden nicht auf noch umgekehrt. Trotz der vielen Krankheiten und andern Übel, denen z. B. der Bewohner von Darfur ausgesetzt ist, liebt er sein Land und sehnt sich dahin zurück, wenn er es hat verlassen müssen. Bei allem äufseren Elend, in welchem ein Volk leben mag, hält es vielmehr in der Regel sein Land für das beste der Welt, seine Lebensweise für die genufsreichste, welche es gibt, und sich selbst für das vorzüglichste von allen. Die Kongoneger wandern des Erwerbs wegen oft weit aus und doch kehren sie dann zurück, um das Erworbene in der Heimat zu verzehren. Bis zu den Bewohnern des Feuerlandes und zu den Hottentotten herab lebt der Mensch im Naturzustand auch in dem drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Los, während es unter den Kulturvölkern oft so schwer wird, einen Zufriedenen zu finden. Das unruhige Vorwärtsstreben des zivilisierten Menschen erscheint dem Naturmenschen als kindisch und albern.“[1]) Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende sind verstrichen, ohne dafs sie nur im geringsten ihre Lebensweise oder Sitten verändert haben. Sie sind die konservativste Gesellschaft, die es gibt. Und zwar haben sie in ihrer Lebensweise nichts geändert, nicht weil ihnen das Können fehlte, sondern weil sie keinen Wunsch darüber hinaus hatten. *Livingstone* und andere Reisende sprechen öfters ihre Verwunderung darüber aus, dafs z. B. die Neger nicht weiter gekommen sind, nachdem sie doch gelernt haben, Metalle zu suchen, zu schmelzen und zu Waffen und Schmucksachen in sehr geschickter Weise zu verarbeiten. Warum behielten sie die friedlichen Werkzeuge, wie Hacke und Pflug in der ursprünglichen, unzweckmäfsigen Art bei, warum verbesserten sie ihre Wohnungen nicht, warum zähmten sie nicht die Tiere? Weil sie kein Bedürfnis danach hatten, sondern mit

---

[1]) *Waitz* I, 347.

ihrer Lage zufrieden waren. Nur das Bedürfnis nach Waffen, Kähnen und Schmuck hat sich geregt und dies ward befriedigt. Das gilt auch dann, wenn man annimmt, die Naturvölker seien von einer höheren Kulturstufe herabgesunken, denn dann mufs man fragen, warum bewahrten sie davon nur die genannten Künste, vergafsen aber die anderen? Während man sonst fragt: woher der Mangel an Fortschritt und das Beharren der Naturvölker auf den untersten Stufen der Kultur, findet *Schurtz* gerade dieses dumpfe Zufriedensein natürlich und fragt: woher das Vorwärtsstreben der Kulturvölker? Er antwortet S. 77: Es liegt am Klima, das Zeiten der Fülle und des Mangels, der Hitze und des Frostes sich abwechseln läfst. Bei den beiden ältesten Kulturvölkern Babylon und Ägypten, scheint das periodische An- und Abschwellen der Ströme diese Wirkung gehabt zu haben. Damit wird wenigstens der zeitliche Horizont gewaltsam erweitert: wer leben will, mufs rechtzeitig Sorge tragen, dafs er über die Monate des Mangels und der Gefahr sicher hinwegkommt, und während so der mahnende Gedanke an die Zukunft sich fest einprägt und endlich zum sekundären Instinkte wird, sorgt gleichzeitig die Auslese der Natur dafür, dafs die unverbesserlich Leichtsinnigen und Sorglosen zu Grunde gehn. So wird dann endlich die Arbeit den Kulturvölkern ein Bedürfnis, wie es den Naturvölkern die träumerische Ruhe ist: sie können nicht mehr anders als vorwärts streben, sie können das sorglose Behagen nicht wiederfinden, selbst wenn sie es wollten. Die Kulturvölker haben ein neues Glücksideal gefunden. Das alte ist für sie verloren.

Dafs die Naturvölker mit ihrer Lage im allgemeinen zufrieden sind und nichts Besseres sich wünschen, weil sie nichts Besseres kennen, sieht man auch aus ihren Vorstellungen von der jenseitigen Seligkeit. Überall wird diese nur als ein etwas vervollkommnetes Diesseits angesehen. Immer dieselben Beschäftigungen, nur mit besserem Erfolge. Ihre Beschäftigung selbst scheint sie also nicht gedrückt zu haben. Jagen, Fischen, Kämpfen ist ihre Arbeit, aber zugleich ihre Lust. Keiner unserer Arbeiter würde sich den Himmel als eine grofse Fabrik vorstellen, worin er wieder, nur bei höherem Lohn und mit weniger Anstrengung, tätig sein sollte.

Mit diesem Gefühle „gesättigter Existenz“ stimmt auch die Blindheit gegen die eigenen Mängel und der ungemessene Hochmut, mit welchem sie in der Regel auf andere herabsehen. Nicht

nur die Griechen und Ägypter nannten alle anderen Völker Barbaren, nicht blofs die Chinesen meinen, allein auf zwei Augen zu sehen, während alle anderen Völker blind und höchstens die Europäer noch auf einem Auge sehend seien: fast jedes Volk denkt so oder hat so gedacht. Ja je tiefer ein Volk steht, um so höher denkt es meistens von sich selbst. „Was sollen unsere Knaben in euren Schulen lernen, fragen die Indianer, schickt eure Knaben zu uns, sie sollen reiten und jagen lernen, wir wollen ihnen Anleitung zu einem menschenwürdigen Dasein geben."

Von den heidnischen Grönländern berichtet *Kranz*, sie sehen um der eigenen Geschicklichkeit willen, Seehunde zu fangen, alle Europäer über die Schulter an, und wenn sie einen besonders lobenswert finden, so sagen sie, er ist beinahe so gut als wir, oder er fängt an, ein Mensch (d. h. ein Grönländer) zu werden. Als der Missionar *Drachart* von dem Verderben aller Menschen sprach, liefsen sie dieses von den Kablunät (Ausländern) gelten, meinten aber, sie selbst seien gute Karaler (Menschen). In die Hölle möchten daher wohl die ersteren kommen, aber nicht sie selbst. Die Eskimos nennen nur sich selbst Inuits d. h. Menschen, die Moskito-Indianer nennen sich Woikna d. h. Mensch, alle anderen Menschen werden nicht als solche angesehen. Ähnlich die Patagonier, Feuerländer und Australier.[1]) Von den Herero in West-Afrika werden zu den eigentlichen Menschen (ova) nur noch die Neger und Hottentotten gerechnet, die Europäer heifsen ovi d. h. Sache, nämlich ovi rumbu = gelbe Sachen.[2])

Diese Selbstzufriedenheit ist nun auf den niederen oder früheren Kulturstufen sehr natürlich. Der Naturmensch kommt leichter zur Einstimmigkeit mit sich selbst, und insofern zu einer Art von inneren Freiheit, als wir. Je geringer die Anzahl der Vorstellungen ist und je gleichförmiger deren Ablauf und regelmäfsige Wiederkehr, um so leichter stellt sich unter ihnen ein Gleichgewicht ein. Im Naturzustande ist nun das Leben noch einfacher; der Ansprüche, welche es an den einzelnen stellt, sind weniger; die wenigen Bedürfnisse leichter befriedigt; der Kreis der Pflichten enger; diese meist völlig unzweideutig und bei fast allen Individuen eines Stammes dieselben, so dafs der einzelne

---

[1]) *Spencer*, Sociologie II, 485 u. *S. Müller*, Ethnographie 216.

[2]) Globus 1886. Bd. 50, S. 249. Darf man hierher rechnen, dafs in der dänischen Sprache danne soviel wie Tugend, dannemand soviel wie Biedermann, dannequinde ein braves Weib heifst?



schon von der Menge mit fortgerissen wird; darum sind auch der Versuchungen weniger, mit sich, dem Herkommen und den väterlichen Sitten in Zwiespalt zu geraten.[1]) Es mag hingewiesen werden auf ein Gebet eines Dualla, das *Schurtz* 583 mitteilt: Der Beter pfeift zuerst, damit der Gott aufwache, er pfeift oft während des Gebetes, damit der Gott nicht wieder einschlafe. Er rühmt sich seiner Gerechtigkeit, stellt sich ärmer als er ist, um den Gott mitleidig zu machen. Zuerst sagt er, er hat keine Sklaven, dann hat er solche.

O unschuldiger Gott! Du weifst alles, du kennst meinen Namen, weifst wo ich bin und hörst mich (Pfiff), du weifst, dafs ich noch nie gestohlen, noch nie getötet, noch nie die Ehe gebrochen habe (Pfiff). Ich habe immer die Wahrheit gesagt, habe mein Weib, das ich gekauft und meinen Sklaven ganz bezahlt und bin nichts schuldig geblieben (Pfiff). O unschuldiger Gott, du weifst auch, dafs ich kein neidisches Auge habe auf meines Nachbarn Haus, Weib, Sklaven, auch nicht auf seinen Pisang, nicht auf seine zwei Ziegen, seine Palmkerne und nicht auf seine neue Kappe, die er sich kürzlich gekauft hat (Pfiff). O unschuldiger Gott, aber du weifst und siehst jedes neidische Auge, das auf mich, mein Haus, mein Weib, meine Kinder, meinen Elfenbeinzahn, den ich in der Hütte vorborgen habe, auf meine fünf Hühner und auf mein neues Hemde gerichtet ist (Pfiff). O Gott, warum giebst du mir keine Kinder, warum habe ich nur zwei Frauen, warum keine Sklaven, keinen Pisang? Warum finden meine Sklaven keinen Fisch (Wild) im Walde und kein Elfenbein? (Pfiff). O unschuldiger Gott, gib mir doch Kinder und Häuser und Pisang und Fische und Palmkerne und sonstiges Essen; auch vergifs nicht, o Gott, mir eine europäische Lampe zu geben und Öl dazu.

Neben den zahlreichen Beweisen derartiger Selbstzufriedenheit, gibt es auch genug, die bezeugen, dafs es nirgends ganz an inneren Konflikten gefehlt hat. Das beweisen die weit verbreiteten Einrichtungen der Beichte, der Bufse und das Opfern. Aber eben damit sind zugleich die Mittel an die Hand gegeben,

---

[1]) Ein Neger von Amnia, der ehemals Kaufmann gewesen war, sagte zu einem Missionar: die Neger machen sich über nichts einen Vorwurf; wenn sie um eines Verbrechens willen bestraft werden, so suchen sie die Schuld nicht bei sich, sondern alles Böse schieben sie dem Teufel zu. *Oldendorp*, Gesch. der Mission, S. 299.)

den inneren Zwiespalt wieder zu beschwichtigen und auszugleichen. Und in diesen Mitteln, über das Gefühl der Schuld hinauszukommen, liegt auch der Grund, dafs Völker, bei denen infolge eines sehr umständlichen Ritualgesetzes die Anzahl der Pflichten und also auch der Übertretungen sehr grofs war, dennoch gar bald wieder zur Zufriedenheit mit sich selbst gelangten. Ja gerade Völker, welche eine verhältnismäfsig sehr reine Moral besitzen, wie die Ägypter und Perser, sind voll der gröfsten Selbstgerechtigkeit und des Selbstruhms, wie ihre Inschriften auf den Grabdenkmälern beweisen. Es ist eben etwas anderes, sittliche Sätze und Erkenntnisse in abstracto aussprechen, und etwas anderes, danach das wirkliche Leben zu messen oder gar einzurichten. Darum die Verblendung, die aber doch immer ein Gefühl innerer Freiheit gewährt bei den Völkern im ganzen und im einzelnen. Ich bin rein, ich bin rein, sagt der Tote im 125. Kapitel des ägyptischen Totenbuches, welches doch die stehenden Formeln für die meisten Toten darbieten sollte. Ganz überschwenglich aber ist der Selbstruhm ihrer Könige. Da reden nach einer Inschrift, welche der König sich doch selbst gesetzt hat, die Götter ihn an: „Tritt heran, mein Sohn, mein Herz ist voll Wonne, indem ich deine guten Werke schaue. Herrlich ist das Monument, das du mir errichtet hast, und es erkennt mein Herz deine Gröfse, wir schenken dir dafür die Lebensdauer der Sonne und die Jahre des Horus zum Königtum. Mein geliebter Sohn, mein Herz ist zufrieden gestellt ob allem, was du mir bereitet. Wir geben dir Millionen Jahre und himmlisches Leben u. s. w.[1]) „In tausenden von Grabschriften, bemerkt *Brugsch*, rühmt sich der Dahingeschiedene, im Leben nach den Gesetzen und Vorschriften gehandelt und einen Gott und Menschen wohlgefälligen Wandel geführt zu haben, z. B. Ich bin ein Mensch gewesen, der sich die Liebe seines Vaters und seiner Mutter erworben, dessen Wohlwollen seine Brüder erfreut hat, der ein Freund seiner Genossen und von liebenswürdiger Güte gegen alle Bewohner seiner Stadt war. Ich gab den Hungrigen Speise, den Durstigen Trank, den Nackten Kleidung u. s. w. Ich habe die Witwe nicht bedrückt, dem Munde des Säuglings die Milch nicht entzogen. Ich habe den Armen nicht ärmer gemacht, habe den Arbeiter nicht über die Zeit seiner Verpflichtung hinaus

---

[1]) *Twesten*, Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter. Berlin 1872. S. 377.



zur Arbeit angehalten. Ich war nicht fahrlässig, nicht träge, habe dem Sklaven bei seinem Herrn nicht übel mitgespielt. Ich habe niemand Tränen vergiefsen machen. Überall habe ich Freude verbreitet u. s. w.[1])

Die Chinesen halten es gleichfalls nicht für schwer, sittlich vollkommen zu werden und kennen sehr viele sündlose Menschen. *Confucius* sagte am Ende seines Lebens: Als ich 15 Jahre alt war, war mein Sinn auf Kenntnisse gerichtet, im dreifsigsten stand ich fest, im vierzigsten hatte ich keinen Zweifel mehr, im fünfzigsten kannte ich die Befehle des Himmels und im sechzigsten war mein Ohr ein williges Organ, um die Wahrheit zu vernehmen, im siebenzigsten konnte ich den Wünschen meines Herzens unbedingt folgen, ohne vom Pfade der Tugend abzuweichen, d. h. ich war sittlich vollkommen. Der Blick auf die Probleme der eigenen Brust, die Selbstkritik war selbst bei den alten Philosophen, die doch Selbsterkenntnis zur Aufgabe ihres Lebens machten, noch sehr wenig geschärft. „Kein Philosoph des Altertums bezweifelte jemals, dafs ein guter Mensch ohne Befangenheit und sogar mit bestimmter Freude auf sein vergangenes Leben zurückblicken dürfe, und dafs die dem Heldentode gezollte Verehrung ein Vorgeschmack des späteren göttlichen Urteilsspruches sei. In dieser Zuversicht lag wohl der Grund des stillen Mutes, der vollständigen Gewissensruhe, die so augenfällig in den letzten Stunden des Sokrates und unzähliger anderer Weisen des Altertums hervortraten. Von Chilon, einem der sieben Weisen Griechenlands, wird erzählt, dafs er am Ende seiner Laufbahn seine Schüler um sich versammelte und sich beglückwünschte, dafs er in seinem langen Leben blofs einer einzigen Tat sich erinnern könne, die seine Sterbestunde trübte. Sie bestand darin, dafs er bei einer grofsen Verlegenheit aus Liebe zu einem Freunde in einem geringen Grade gegen sein Rechtsgefühl handelte. (*Aulus Gellius*, *Noctes* I. 3.) Bei *Theognis* 847 heifst es:

Wenn mich waschen du willst, von der Höhe des Haupts ungetrübt dann
Stets wird blinkender Quell über mich rinnen herab.
Und wohl sollst du in allen erfinden mich gleich dem geklärten
Gold, das rötlich erscheint auf dem geriebenen Stein;
Dem ringsher an der Fläche sich wie ein dunkeler Moder
Heftet und Rost, weil stets rein es die Schöne bewahrt.

In dem (gefälschten) Briefwechsel zwischen *Darius* und *Heraclit*

---

[1]) *Brugsch*, Die Ägyptologie 1890. S. 54 ff.

sagt letzterer: Ich habe keinen Gedanken an Schlechtigkeit. Und zu dem *Hermodor*: Ich habe besiegt die Lust, besiegt die Schätze, besiegt den Ehrgeiz, überwunden Feigheit und Schlechtigkeit. Mich ficht nicht an Schrecken noch Trunkenheit, mich schreckt nicht Schmerz noch Zorn. Mit all diesen Vorzügen habe ich mich selbst gekrönt.[1]) Die Schriften *Ciceros* aus seinem Greisenalter beweisen zur Überfülle seine begeisterte Sehnsucht nach einem zukünftigen Dasein, welche von jedem Bedauern und jeder Furcht frei war. *Seneca* starb ruhig und vererbte seinen Freunden das wertvollste seiner Besitztümer, das Bild seines (keineswegs immer ehrenwerten) Lebens (*Tacitus*, Annales XV, 62). Berühmt ist die Stelle, in welcher *Seneca* seine Gewissensprüfung vornimmt: „Welch herrlichere Gewohnheit gibt's, als die, also seinen ganzen Tag noch einmal zu leben! Wie köstlich ist doch der Schlaf, der solcher Selbstprüfung folgt! Wie ruhig, tief und frei ist er, wenn die Seele das, was ihr gebührt, an Lob oder Tadel empfangen hat, und wenn sie ihrer eignen Wacht, ihrer eigenen Zensur unterworfen, sich heimlich über sich selbst erkundigt! Also tue ich und wider mich selbst das Amt des Richters verwaltend zitiere ich mich vor mein Tribunal. Ist das Licht in meiner Kammer gelöscht und schweigt mein Weib mit Rücksicht auf meine Gewohnheit, so beginne ich mit meiner Untersuchung über meinen ganzen Tag, ich komme auf alle meine Handlungen und meine Worte zurück. Ich verheimliche mir nichts und lasse nichts unbeachtet vorbeigehen. Und warum sollte ich auch fürchten, einem einzigen meiner Fehler ins Antlitz zu schauen, da ich mir ja sagen kann: „Hüte dich, ihn wieder zu begehen; für heute verzeihe ich dir."[2]) *Titus* erklärte auf seinem Sterbebette, er könne sich bloſs auf eine einzige Tat besinnen, die ihm zum Vorwurfe gereiche (*Sueton. Titus* 10). Nicht anders *Antonius Pius* und *Julianus* apostata.[3]) *Marc Aurel* tröstet sich am Ende seines Lebens: „Denke daran, daſs dein Leben vollendet ist, daſs du dein Werk vollbracht hast, denke an soviel schöne Stunden, die du gesehen; an soviel Freuden und Schmerzen, die du verachtet; an soviel Ehren, die du verschmäht; an soviel Undankbare, die du mit Wohlwollen behandelt hast."

---

[1]) *Diogenes*, Laert. IX, 9 u. VIII, 70.

[2]) Etudes morales sur l'antiquité par Constant *Martha*, membre de l'Institut etc.; Paris, Hachette 1883. Hier auch über Gewissensprüfungen der Alten.

[3]) *Lecky* a. a. O. I, 188.

Der Geschichtsschreiber *Fronto* (ein Freund des *Marc Aurel*) schreibt, niedergebeugt durch den Tod seiner Frau und seiner fünf Kinder: „Was mich tröstet, ist, dafs mein Leben beinahe zu Ende und seinem Ziele nahe ist. Wenn der Tod kommt, werde ich frei mein Gewissen öffnen und mir das Zeugnis geben, dafs ich mein Leben lang nichts getan habe, worüber ich erröten müfste, oder mir einen Vorwurf machen, als über einen Makel oder eine Schändlichkeit. Kein Zug von Geiz oder Treulosigkeit war bei mir zu finden, aber im Gegenteil zahlreiche Akte der Liberalität, der Anhänglichkeit, der Treue, des Mutes oft mit Gefahren meines Lebens. Die Ehren, die ich erlangt habe, habe ich nicht auf schlechtem Wege gesucht. Ich habe die Sorge für meine Seele der für den Leib vorgezogen und die Pflege der Wissenschaft der meiner Interessen. Ich bin lieber arm gewesen, als dafs ich um Hilfe angesprochen hätte, ich habe lieber Mangel geduldet, als gebettelt. Ich bin mit Überflüssigem nicht verschwenderisch umgegangen, einigemal bin ich's mit dem Notwendigen. Ich habe gewissenhaft die Wahrheit gesucht und habe sie mit Freuden gehört. Ich habe lieber vergessen sein wollen, als ein Schmeichler, lieber schweigen, als mich verstellen, lieber ein nachlässiger Freund sein, als ein Höfling. Ich habe wenig Ansprüche gemacht, ich habe mir nicht wenig Verdienste erworben. Ich habe eifrig denen geholfen, die es verdienten, und ohne Zögern denen, die es nicht verdienten; und der wenige Dank, den ich gefunden, hat mich nicht lässig gemacht, anderen soviel Gutes zu tun, als ich konnte." Der Volkstribun *Livius Drusus* († 90 v. Chr.) sagte, er wünsche in einem Hause zu wohnen, in welchem jede Handlung, die er vornehme, gesehen werden könne, sollte das Haus auch von Glas sein. Sterbend sprach er den Zweifel aus, ob Rom jemals wieder einen so guten Bürger sehen werde, wie er gewesen sei.[1]) Als *Perikles* auf dem Sterbebett lag, so erzählt *Plutarch*, begannen seine Freunde, die ihn schon für bewufstlos hielten, ihrem Kummer freien Lauf zu lassen, wobei sie seine grofsen Erfolge, Eroberungen, Siege, die aufserordentliche Länge seiner Regierung und seine neun Trophäen aufzählten. „Ihr vergefst, ruft der sterbende Held, welcher alles gehört hatte, ihr vergefst das Höchste meiner Verdienste, während ihr bei jenen gemeinen Vorzügen, an welchen das Glück

---

[1]) *Ranke*, Weltgeschichte III, 83 u. 86.

den gröſsten Anteil hatte, so lange verweilt; ihr habt nicht gesagt, daſs noch kein Bürger durch mein Verschulden Trauer getragen hat.“ Oder man messe an unseren moralischen Begriffen den viel gerühmten Mörder des *Cäsar, Brutus.* Es war ein herzloser Wucherer, so daſs mehrere Bürger von Salamis im Gefängnis Hungers starben, weil sie ihm die geforderte Summe nicht bezahlen konnten (*Cic. ad Attic.* V, 2). Er war ein Meineidiger mit dem Grundsatz, dem Feind braucht man den Eid nicht zu halten (*Appian de bello civ.* III, S. 203). Er war ein Ehebrecher, welcher willkürlich seine rechtmäſsige Gemahlin *Claudia* verstieſs, um die *Portia* zu heiraten und sich dadurch mit *Cato* zu verschwägern (*ad Attic.* 13, 9. 10). Er war ein Mörder und endlich ein Selbstmörder. Und trotzdem oder vielleicht weil er sehr vertraut war mit den Grundsätzen der alten Philosophen, ist er sehr wohl mit sich selbst zufrieden und klagt nur; „Unglückselige Tugend, wie bin ich in deinem Dienste betrogen worden. Ich glaubte, du wärest etwas Wirkliches und weihte mich dir aus diesem Grunde.“ Das ist ja auch eine sehr häufig ausgesprochene Meinung, daſs gern jeder sich für den besten hält.[1]) Auch *Plato* oder wer sonst der Verfasser der Bücher der Gesetze ist, setzt dies ohne weiteres voraus; bei der Vorschrift im 11. Buche, wie die Censoren, die Aufseher über die anderen Obrigkeiten, gewählt werden sollen, wird verordnet, daſs jeder Bürger den Mann nennen solle, den er für den besten nach sich selbst halte. Und als nach der Schlacht von Salamis die griechischen Heerführer sagen sollten, wer unter ihnen sich am meisten verdient gemacht habe, da erzählt *Plutarch* im Leben des *Themistokles* 17, habe jeder sich die erste Stelle, die nächste aber nach dieser dem *Themistokles* gegeben. *Augustin* bemerkt: Du findest viele Heiden, welche deshalb keine Christen werden wollen, weil sie sich mit ihrem guten Leben genügen. Sie geben zu, es sei notwendig, rechtschaffen zu leben. Was kann mir Christus weiter vorschreiben? Ich führe schon ein gutes Leben. Ich begehe keinen Mord, keinen Diebstahl, keinen Raub, ich begehre nicht nach fremdem Gute, ich bin mit keinem Ehebruche befleckt. Es werde an meinem Leben etwas Tadelnswertes gefunden, wer mir etwas derart nachweisen kann, der mache mich zum Christen.[2])

[1]) Vgl. dazu *Helvetius disc.* II, 9.

[2]) In Psalm 21. Enarrat. II, § 2.

Beziehen wir nun diese Selbstzufriedenheit hauptsächlich auf den eigenen sittlichen Zustand, so war es ohne Zweifel für die alten Philosophen ein Glück, daſs ihnen eine geringere Erkenntnis der sittlichen Ideen, wie sie im Leben dargestellt werden sollen, und ihres Innern eigen waren; denn wie hätten sie sonst sollen zum Frieden kommen! Ihre Religion hätte ihnen schwerlich die Mittel dazu geboten.

Kamen nun innere Zerwürfnisse weniger vor, so haben wir doch Grund, anzunehmen, daſs sie, wo sie sich einstellten, auch mit weit gröſserer Kraft auf ihre Abstellung drangen, als bei uns. Etwas an seiner Person verurteilen und dieses Verurteilte abstellen, also den Willen oder das Verhalten der besseren Einsicht gemäſs einrichten, war gewissermaſsen eins. Von den Negern, sagt *Livingstone*: wenn sie in der Kirche sich von der Rede im Gewissen getroffen fühlen, suchen sie sich vor den Augen des Predigers zu verbergen, sie kriechen unter die Bänke oder hüllen sich in den Mantel. Wenn sie finden, daſs dies nichts hilft, so stürzen sie aus der Kirche und laufen nach Kräften mit einem Geschrei, als ob die Hand des Todes hinter ihnen wäre . . . Es darf nicht wundernehmen, daſs sie, wenn ihre Seele erregt ist, ihre Gefühle in auffallender Weise äuſsern, da sie ja gar nicht daran gewöhnt sind, denselben Zwang anzulegen.[1]) Wo der Gedankenvorrat geringer ist, pflegt die Macht des einmal für gut und richtig Anerkannten gröſser zu sein, als bei uns, wo sich auch der erkannten Wahrheit allerlei Zweifel und andere mögliche Gedanken zugesellen und unsere Entschlüsse als von der Gedanken Blässe angekränkelt erscheinen lassen. Weil das Urteil und Gefühl so unmittelbar in Handlung überging, daher die Absonderlichkeiten der alten Philosophen, daher die Selbstmordsucht der Cyrenaiker, als sie erkannten, das Leben habe keinen Wert. Daher auch die Selbstpeinigungen der indischen Büſser. Noch *Sokrates* vermag sich nicht vorzustellen, wie jemand, der das Gute kennt, es nicht auch sofort tut. Solch innerer Widerspruch, ja solches Gefallen daran, wie bei *Sallust*, der den Stoicismus empfiehlt und selbst dem Epikureismus ergeben bleibt, oder wie bei den modernen Pessimisten, welche die Verneinung des Willens zum Leben als Ideal hinstellen, selbst aber den Willen zum Leben sehr stark bejahen (willst du fröhliche Menschen sehn,

---

[1]) *Blaikie* über *Livingstone* I, 61.

mufst du zu den Pessimisten gehn) — das kann bei einfacheren Verhältnissen schwerlich vorkommen. Wer das Richtige sieht und nicht tut, zeigt Mangel an Mut, sagt *Confucius.*[1])

Je gröfser nun naturgemäfs die innere Selbstzufriedenheit der rückständigen Völker ist, um so mehr verdient es Anerkennung, dafs sie dennoch Sitten und Gesetze allmählich ändern, wenn sie dieselben verurteilen lernen. So sind bei gar vielen Völkern nach und nach die Menschenopfer abgestellt, bei einigen wie bei den Indiern, Persern und Ägyptern, schon in den vorgeschichtlichen, bei den Griechen, Römern, Germanen und Slaven erst in ziemlich später Zeit. Ebenso verhält es sich mit der Witwenverbrennung, dem Töten der Schiffbrüchigen, dem Aussetzen der Kinder und Alten.

Mitten unter den Greueln des Kannibalismus hat das sittliche Gefühl seine Stimme erhoben, teils indem es sie zu entschuldigen suchte, teils indem es laut gegen dieselben Einspruch erhob. Auf den Fidschiinseln hatten sich schon vor der Ankunft der Europäer Volksparteien gebildet, die das von dem Adel als alte Sitte geübte Menschenfressen als eine Unsitte bekämpften, und da und dort war dasselbe bereits unter der Regierung milder denkender Häuptlinge zeitweise abgeschafft gewesen. In Nordamerika, wo es zweifelsohne einst weit verbreitet war, hat man es nur auf wenige Stämme beschränkt gefunden, und auch von diesen wurde es öfters blofs noch heimlich geübt.[2])

Man hat sich ferner vergifteter Waffen schämen[3]) gelernt und hat unmenschliche Strafen abgeschafft. Einige Häuptlinge der Indianer haben es sogar versucht, das Martern der Kriegsgefangenen abzustellen und bei einigen Stämmen nicht ohne Erfolg.[4]) Auch das Gewöhnen an Reinlichkeit und Ordnung ist hierher zu rechnen. Dies und vieles andere ist ein Beweis, wie die Mahnungen der Ideen, namentlich des Wohlwollens oder der

---

1) *M. Müller*, Essays I, 270.

2) *Wundt*, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Leipzig 1863. II, 130 ff.

3) Odyssee I, 259 ff.

4) *Waitz* III, 174. Vgl. auch *Schurtz*: Über die Milderung des menschlichen Charakters vom ethnologischen Standpunkte. Im Globus 1891. S. 300. Hingegen ist zu bemerken, dafs Engländer, Holländer und Franzosen zuweilen im Kampf mit den Indianern auch deren grausame Sitten des Skalpierens und des Marterns der Gefangenen angenommen haben. Überhaupt gibt es kaum eine Unsitte der Wilden, welche Europäer nicht auch hie und da ausgeübt hätten, z. B. auf der Südsee sogar das Menschenfressen.

Humanität sich immer erneuern und wie sie auch Gehör finden, also die Arbeit der inneren Freiheit, das Streben, sich mit seiner besten Einsicht in Einklang zu setzen, fortgeht.

Auf dieses Streben, auf den Willen, das Gute, wenn es erkannt ist, zu tun, rechneten auch die alten Gesetzgeber weit mehr, als die neueren. Wie aufserordentlich viel religiöse Vorschriften gab es nicht in Indien, Persien, Ägypten, Israel und anderwärts, deren Ausübung ohne Unterlassung gar nicht beaufsichtigt werden kann! Hier konnte die Erfüllung nur von dem eigenen guten Willen der Gläubigen, dem Ansehen des Gesetzgebers und der Scheu vor dem allsehenden Auge und der strafenden Hand der Gottheit gehofft werden. In Persien zumal wird, wenn auch nicht immer, aber doch zumeist, die rechte Gesinnung so sehr bei allem Tun zur Pflicht gemacht, dafs gar häufig zur Abkürzung für: Gedanken, Worte und Werke nur gesagt wird: die drei Worte; z. B. ich bin rein mit den drei Worten, d. h. in Gedanken, Worten und Werken.

Aufserdem wird Überzeugungstreue von den Religionsstiftern meist schon durch ihr Beispiel eingeschärft. Jeder der einflufsreichen Religionsstifter hat Versuchungen zu bestehen, in welchen an den Tag kommt, ob er unter allen Umständen seiner Überzeugung treu bleibt. Die Versuchung des Zarathustra wird im 19. Fargard des Vendidad im Zend-Avesta so erzählt: „Der böse Geist, welcher die Bedeutung des Zarathustra sofort erkennt, hält ihm vor: verfluche das Gesetz des Ahura-mazda und du sollst erlangen das Glück, wie es erlangt hat Vadhaghna, der Herrscher der Gegenden. Ihm antwortet *Zarathustra:* nicht verfluche ich das gute mazdayaçnische Gesetz, nicht wenn Gebeine, Seele und Lebensvermögen sich voneinander trennen würden."

Buddha verläfst um seiner Grundsätze willen einen Thron, entsagt allen Annehmlichkeiten des Lebens und zieht als Bettler umher.[1]) Er selbst wird von dem bösen Geiste Mara versucht, welchem seine Minister sagen: „eher könne man den Götterberg Meru mit einem Finger bewegen, als einen Buddha von seinem Entschlufs abwenden."[2]) Den *Mohammed* suchten die Koreischiten

---

[1]) Über die standhafte Zurückweisung aller Anerbietungen, welche buddhistische Pilger treu ihrem Glauben übten, s. *M. Müller*, Essays I, 232 ff.

[2]) *Wurm*, Der Buddhismus. 1880, S. 19. *Plato* (legg. III. 689) spricht nur demjenigen Bildung zu, welcher Einsicht und Wollen in Übereinstimmung zu setzen weifs, wenn er auch weder lesen noch schwimmen könne. Ungebildet

in Mekka von dem Glauben an seine göttliche Berufung abzubringen, indem sie ihm der Reihe nach Herrschaft, Geld, schöne Frauen u. a. boten. Aber umsonst.

Moses wollte nach Hebräer 11, 24. 25 nicht mehr ein Sohn der Tochter Pharao heifsen und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitlichen Ergötzungen der Sünde und achtete die Schmach Christi für gröfseren Reichtum, denn alle Schätze Ägyptens, verliefs Ägypten und achtete den Zorn des Königs nicht.

Von *Jesus* werden die Versuchungen im Anfang der drei ersten Evangelien ezählt.

Alle diese Berichte, selbst wenn ihnen gar nichts Tatsächliches zu Grunde läge, werden doch überliefert in der Absicht, die Überzeugungstreue, die innere Freiheit, die das einmal als gut und wahr Erkannte festhält, selbst wo es auf das stärkste dem eigenen Interesse widerspricht, zu rühmen, und Muster dieser Tugend zur Nachahmung aufzustellen. Und wir wissen, die Nachfolger darin haben in keiner der genannten Religionen gefehlt.

Aus dem Vorstehenden läfst sich zum mindesten dies entnehmen, dafs der Mensch immer — bewufst oder unbewufst — gesucht hat, inneren Zwiespalt mit sich selbst zu meiden, und eine gewisse Harmonie seines Inneren herzustellen. Fragt man hier nach demjenigen, welches zu diesem Zwecke in Übereinstimmung zu setzen ist, so ergibt sich bekanntlich einmal der Wille und sodann das darauf bezügliche Urteil hinsichtlich seines Wertes oder Unwertes. Die innere Freiheit ist da vorhanden, wo der Wille dem Urteil über ihn entspricht.

Um diese Übereinstimmung herzustellen, bieten sich zunächst verschiedene Mittel dar, entweder die Einsicht folgt dem Willen, oder der Wille der Einsicht, oder aber es wird eins der beiden Glieder überhaupt unterdrückt. Den Willen gänzlich unterdrücken, überhaupt nicht mehr zu wollen oder eine volle Verneinung des Willens ist gar oft von den Mystikern aller Zeiten angestrebt worden. Darauf läuft ja namentlich die eigentliche Lehre des *Buddha* hinaus. Indem alle innere Regung, jedes Gelüste, jedes Wollen unterdrückt und für immer ertötet werden sollte, hatte man hier wie bei jeder Mystik doch immer die dadurch herbei-

---

aber ist ihm der, welcher jenes nicht vermag, mag er auch noch so geschickt und scharfsinnig sein.



zuführende Befriedigung der inneren Harmonie im Sinne, die über jeden auch nur möglichen Zwiespalt erhaben sein sollte. Dies ist nun ein Gedanke, welcher einmal durchaus kein sittliches Ideal in sich schliefst, denn aufhören zu wollen, heifst auch aufhören, sittlich zu sein, und sodann ist ein solches völlige Absterben seiner selbst auch nicht möglich. Immer von neuem wird jede Individualität zumal der kräftigeren, willensstarken Völker dawider streiten.

Dagegen könnte man versuchen, die Einsicht, das Urteil überhaupt zu unterdrücken und nur dem Willen sich hinzugeben. Völlig ist ja auch dies nicht, am allerwenigsten auf die Dauer tunlich, indem sich ganz unwillkürlich, ja recht oft wider den eigenen Willen das eigene Urteil über denselben geltend macht. Aber der Sache nach ist dieser Zustand nahezu auf den vorsittlichen Stufen der Kultur erreicht, wo das eigentliche, unparteiische, ästhetische Urteil noch nicht oder nur vereinzelt erwacht ist; wo wohl auch genug geurteilt, gelobt und getadelt wird; wo aber Lob und Tadel nur die Ausflüsse der Leidenschaft, der Neigung oder Abneigung, des Nutzens oder des Schadens, oder der Vorurteile sind; oder auch wo so wenig geistige Regsamkeit und so wenig Zusammenhang unter den einzelnen Teilen des geistigen Lebens stattfindet, dafs ein Urteil gar nicht gefällt wird oder doch schnell wieder gänzlich zurücktritt.

In diesen Fällen ist gleichfalls, solange diese Stimmungen anhalten, von keinem inneren Zwiespalt die Rede. Je stumpfsinniger und gedankenloser der Mensch ist; oder je weniger unparteiisch und unbefangen seine Erkenntnis ist, um so leichter wird er zu dem Gefühl einer gewissen inneren Harmonie kommen. Allein mag der einzelne, ja mag ein einzelnes Volk lange Zeit oder auch immer auf diesem Standpunkt beharren, die Menschheit selbst schreitet fort, die Humanität bricht sich Bahn, die sittlichen Ideen bekommen eine Stimme und wissen sich — nicht mit Gewalt aber durch des Gewissens immer gleichen Pendelschlag endlich doch nach und nach Gehör zu verschaffen. Wir haben ja im vorstehenden versucht, dem Entwicklungsgange der sittlichen Ideen nachzugehen. Nun erst, wenn die sittliche Erkenntnis wenigstens teilweise vorhanden ist, kann von der Idee der inneren Freiheit die Rede sein.

Hier aber zeigt sich das Eigentümliche, dafs sich auf Stufen einer weniger klaren und weniger umfassenden sittlichen Erkenntnis das Gefühl innerer Freiheit und sittlicher Selbstzufriedenheit leichter

einstellt, als da, wo die sittliche Erkenntnis vollkommener ist, selbst wenn der Mensch den besten Willen hat, ihr zu folgen. Mag immerhin nicht allein die sittliche Erkenntnis sich reinigen, sondern auch das Wollen immer mehr in den Dienst derselben treten und also das ganze Leben sich immer mehr den Ideen gemäſs gestalten und demnach die innere Freiheit sich in ihm darzustellen beginnen: so pflegt doch gerade auf den höchsten Stufen der Tugend das Gefühl innerer Befriedigung nicht immer am höchsten zu stehen. Der sittliche Wert eines solchen Menschen ist ja sicher weit höher, als derer, bei welchen die sittliche Erkenntnis geringer und darum auch die ganze Sittlichkeit nur im beschränkteren Maſse vorhanden ist; das Gefühl aber innerer Harmonie hält mit den Bemühungen und Erfolgen innerer Freiheit nicht Schritt. Je reiner das Gute erkannt und die Verpflichtung dazu gefühlt wird, und je inniger nicht bloſs der Wunsch, sondern auch der ernste Wille ist, dasselbe zu tun, und je mehr auch dieses Tun gelingt, um so gröſser zeigt sich auch der Umfang der Pflicht, um so feiner wird das Gefühl für Versäumtes, Verfehltes, Unzureichendes, um so mehr wächst das Bedauern, daſs die eigenen Kräfte nicht zureichen. „Denn die Idee weiſs nichts von des Menschen Schranken, sie tadelt und beschämt, ohne daſs sie helfen kann, sie will den Menschen am Ziel, kennt aber nicht den Weg, noch weniger kann sie ihn führen. Das Gefühl des Leidens und der Demütigung ist daher unzertrennlich von der moralischen Gemütsstimmung.“[1]) Der Beste fühlt oft am wenigsten völlige Befriedigung an seinem eigenen Tun. „Die Lehren von Gütern, Pflichten und von der Tugend — so beginnt *Herbart* das berühmte Kapitel von dem Bedürfnis der Religion — verwandeln sich im Gebrauche des Lebens nur zu leicht in Lehren von Übeln, von begangenen Fehlern und von Lastern.“ Hier ist nun der Punkt, wo die Moralität der Ergänzung durch die Religion bedarf. „Sie (die christliche) stellt allem falschen Heroismus das Ideal eines göttlichen Leidens (wenn man sich so ausdrücken darf) gegenüber, welches aus Dulden und Wirken dergestalt zusammengesetzt ist, daſs jede menschliche Tugend, damit verglichen, als eine ohnmächtige Überspannung erscheinen würde. Hiermit demütigt sie nicht bloſs den Tugendhaften, sondern sie beschämt auch die Sünde in ihrem Innersten, indem sie dem lüsternen

---

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* XI, 231; II, 79; bei *Kehrbach* IX, 83.



Eigennutz die Aufopferung, dem Groll die Liebe zeigt."[1]) „Und gerade die ausgezeichnetsten Menschen bedürfen der Religion am meisten, weil sie die Enge der Grenzen des menschlichen Vorstellens, Fühlens und Strebens am lebhaftesten empfinden, weil sie sich derselben am klarsten bewufst sind."[2]) „Das Bedürfnis der Religion liegt am Tage und zwar um so mehr, je reiner die Ethik ist, welche an das bessere Ich in der Menschenseele appelliert. Darum ist das Gefühl des Leidens und der Demütigung unzertrennlich von der moralischen Gemütsstimmung. Wohl mancher arbeitet bis zur Erschöpfung für Staat, Kunst und Wissenschaft, der nicht erst nötig hat, sich einen Sünder nennen zu hören, um sehnsuchtsvoll über das Irdische zu der Vorsehung hinaufzuschauen, und ihr seine Angelegenheiten in Demut und Ergebung anheimzustellen. Und ohne Verwunderung wird man oftmals an Männern von strengen Grundsätzen und von geordneter Lebensführung, die keineswegs Religion auf den Lippen zu tragen gewohnt sind, bei näherer Bekanntschaft entdecken, dafs sie sich stillschweigend in ihrem Innern sehr fest an die Stütze der Religion anlehnen; man wird hören, wenn sie sich öffnen, dafs sie dieselbe als ganz unentbehrlich betrachten, und man hat hier nicht im geringsten Grund, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln; denn es ist ganz natürlich, dafs sie eben darum, weil Güter und Pflichten und Tugend ihnen teuer sind, zu den Lehren davon die wesentliche Ergänzung suchten, fanden, schätzen lernten und sie sich so vollständig als möglich aneigneten."[3])

Von der Religion also hofft man, sie soll dem innerlich Freien oder richtiger demjenigen, der in allen Stücken bemüht ist, das Ideal der sittlichen Freiheit zu verwirklichen und der dabei auf so vielfache Schranken stöfst und darüber so leicht das Gefühl „der Heiterkeit, der gesunden Kraft und des befriedigten Gemüts (*Herbart*, Reliquien 267) verliert, eben dieses und zwar in erhöhtem Mafse wiedergegeben.

Das ist das eine. In diesem Stücke kann die Religion sehr heilsam für die Moralität, aber auch durch zu leichtsinnige Ab-

---

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* II, 56; bei *Kehrbach* IX, 66.

[2]) *Schoel*, Joh. Friedr. Herbarts philosophische Lehre von der Religion. 1884, S. 77. Vgl. auch *Allihn*, Die Grundlehren der allgemeinen Ethik. 1861. S. 240 ff.

[3]) *Herbart* bei *Hartenstein* II, 144 u. 68: bei *Kehrbach* IX, 134; 75.

solution, infolge äuſserlicher Opfer, Bekenntnisse[1]) u. s. w. sehr erschlaffend wirken. Ein zweiter Punkt, an welchem Moral und Religion sich ergänzend einander berühren, ist die Erkenntnis des Sittlichen; und endlich die Ausübung desselben, sofern sie zur Ausführung und Darstellung der sittlichen Ideen Antriebe und Motive gibt. Auch in diesen beiden Punkten ist der Einfluſs dor Religion teils heilsam, teils schädlich gewesen. Davon sei im folgenden die Rede.[2])

Einfluſs der Religion auf die Moral.

A. Schädlicher Einfluſs.

Wie man auch den Ursprung der natürlichen Religion erklären mag, das ist gewiſs, im allgemeinen können die Götter auch im besten Falle nie als sittlich höher stehend gedacht werden, als das Ideal ist, welches den Menschen vorschwebte, deren Geiste sie entsprangen. Etwas Besseres, als das Beste, was sie selbst kennen, vermögen die Menschen nicht auf die Götter zu übertragen. Gott ist zunächst nichts anderes, als eine Projektion des menschlichen Ich. Da nun die Religion überall schon auf einer sehr frühen Kulturstufe entsteht, wo die sittlichen Ideen noch sehr wenig ausgebildet sind, so werden auch die Götter dieser Stufe nur einen sehr geringen Grad von Sittlichkeit besitzen. Weil ferner jede Religion sehr bald den Grundzügen nach abgeschlossen und als Ganzes, Fertiges späteren Generationen überliefert wird, so ist natürlich, daſs für weiter entwickelte und sittlich fortgeschrittene Völker oft gerade ihre Götter die Träger einer rückständigen, überwundenen Kulturstufe bleiben. Die Religion hält einen früheren, niederen Stand der Sittlichkeit fest,

---

[1]) *Herbart* II, 59 ff.; bei *Kehrbach* IX, 69.

[2]) Für diejenigen, welche sich mit der Ethik genauer bekannt machen wollen, sei auf folgende Schriften hingewiesen: *Herbarts* Werke bei *Hartenstein* VIII u. IX; bei *Kehrbach* II. *Hartenstein*, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, 1845. *C. A. Thilo*, Die theologisierende Rechts- und Staatslehre, 1861. *Allihns* Grundriſs der Ethik, 1898. *Nahlowsky*, Allgemeine Ethik. *Ziller*, Allgemeine philosophische Ethik, 1880. *Ballauf*, In Manns Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht. Jahrg. 1875, S. 205 ff., 1876, S. 131 ff., 1877, S. 321 ff., 1878, S. 197 ff. *Geyer*, Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaften, 1882. *Geyer*, Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen, 1863. *O. Flügel*, Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen, 1878 u. 1888. *Strümpell*, Abhandlungen aus dem Gebiete der Ethik u. s. w., 1895. *Rein*, Grundriſs der Ethik, 1902.

sie fordert Verehrung für Götter, die schlechter sind als die Menschen, welchen die Anbetung obliegt. So hat man oft bemerkt, dafs die homerischen Helden besser sind, als ihre Götter; für Menschen gilt schon manches als unerlaubt, z. B. Wortbruch, Parteilichkeit u. s. w., was Götter sich noch ohne Anstofs gestatten. Ja sie treiben noch unbedenklich die Frevel, welche sie bereits an die Menschen bestrafen.[1]) Je mehr nun die Ausbildung des sittlichen Urteils fortschreitet, — was zuweilen geschieht, ohne dafs die wirkliche Moralität fortschreitet, — um so unerträglicher wird das sittlich Anstöfsige in der Mythologie; und nun folgen entweder harte Kritiken und gänzliche Verwerfung oder allegorische Deutungen dessen, was für religiös gleichgültig oder sittlich anstöfsig gilt.

Heben wir jetzt einige Beziehungen hervor, wodurch gewisse natürliche Religionen geradezu auf Rechtfertigung und Befestigung des sittlich Schlechten hinwirken.

Die Religion entsteht unabhängig von der Moral vielfach wohl infolge einer gewissen Auffassung und Deutung der Naturvorgänge. Hierher gehört u. a. die engere Verbindung, in welche die Urreligion die Handlungen des Feuerbohrens, der Zeugung und der Schöpfung bringt.[2]) Dafs dies geschieht, dafs zur Apperzeption des Feuerbohrens sich als natürlichste, ältere Vorstellungsmasse die Vorstellung der Zeugung den Menschen in jener frühen Zeit der Feuerentdeckung anbot, ist nicht zu verwundern, und läfst gar nicht auf besondere Lüsternheit oder Unkeuschheit schliefsen; im Gegenteil, der Zeugungsakt gilt noch für etwas Harmloses. Noch erklärlicher ist es, wie die Schöpfung als Zeugung und dann auch als eine Art Feuerbohrung gedacht wird. Nachdem alsdann infolge der Verschlingung der Gedanken die Zeugung als etwas Göttliches angesehen und der Pramanthas der Feuerbohrer oder *penis* als Symbol und Attribut des Schöpfers verehrt wurde, und sich der Phallusdienst mit allen seinen sich notwendig daraus entwickelnden Greueln eingestellt hatte, wird die Unkeuschheit nicht allein als erlaubt, sondern als pflichtmäfsige Handlung betrachtet, die einen Teil des Gottesdienstes

---

[1]) *Naegelsbach*, Die homerische Theologie. 1840. S. 31 ff.

[2]) *S. Kuhn*, Über die Herabkunft des Feuers § 144 und Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von *Steinthal* und *Lazarus* VI. *Cohen*, Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele.

ausmacht. Hier ist es also die Religion, welche immer von neuem jene Gedanken ins Bewuſstsein hebt, befestigt und in die Gefühle der Ehrfurcht einkleidet. Es ist daher nicht zu verwundern, wie gewisse Völker infolge ihrer Religion wie z. B. die Babylonier, Phönizier mit den Karthagern eine ganz eigene Fertigkeit bekommen, fast jedes Naturereignis unter dem Gesichtspunkt eines geschlechtlichen Vorganges anzuschauen und als solchen auszudeuten. Selbst wenn man annehmen wollte, das Gefühl der Keuschheit sei angeboren, so ist leicht begreiflich, wie dies Gefühl durch diese Art von Religion abgestumpft und erstickt werden muſs. Jedenfalls ist ersichtlich, wie schwer unter solchen Umständen das Gefühl der Keuschheit sich erzeugen, erhalten und befestigen kann. Es ist nicht zu bezweifeln, wie nachteilig in dieser Beziehung die Verehrung unzüchtiger Götter wirken muſs. „Denn wenn von Göttern und Heroen Schändliches erzählt wird, so wird wohl schwerlich einer, der ein Mensch ist, es für seiner unwürdig halten und schelten, wenn auch ihm einkommt, so etwas zu tun und zu sagen. Jeder wird sich es verzeihen, schlecht zu sein, wenn er überzeugt ist, daſs ja eben solches tun oder taten die den Göttern Frischentsprossenen."[1]) Könnte ich doch — ruft *Antisthenes* bei *Plato* aus — nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspeer wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare treffliche Frauen hat sie uns verführt. Gewiſs ist es ein aus dem Leben gegriffener Zug, wenn bei *Terenz* sich ein Ehebrecher auf Jupiter beruft, wenn ein Gott so handelte, sollte ich Menschlein dies nicht tun![2]) In ähnlicher Weise wirkt in Indien die Legende von Krischnas Liebesspiel mit den Schäferinnen entsittlichend auf die Anhänger der Sekte von Marhârâdscha.[3])

Und um wie vieles an Unkeuschheit übertrafen die westasiatischen Religionen noch den griechischen und indischen Kultus!

Als einen Beweis, daſs trotz alledem der Sinn für Keusch-

---

[1]) *Plato Republ.* III, 388. 392.

[2]) *Terent. Eunuch. act.* III, 5. 34. Desgleichen beruft sich Meleager auf die Knabenliebe des Zeus, des Apollo, des Poseidon. *Meleagri epigr. ed. Graef* und *Martial* XI, *epigr.* 44. *Ovid. Metamorph.* IX, 789. Bei einigen Polynesiern hatten sogar die unnatürlichen Wollustsünden ihre beschützenden Götter. *Waitz* VI, 298; wie auch *Pausanias* X, 22. 46 berichtet, daſs es nicht bloſs für Säufer und Fresser, sondern auch für Menschenfresser besondere Gottheiten gebe; *tantum religio potuit suadere malorum. Lucret.* I, 101.

[3]) Globus 1883. Bd. 43, S. 247.



heit entweder unverwüstlich fortdauert oder sich immer von neuem geltend macht, hat man es wohl anzusehen, daſs jene Gottesdienste sich allmählich auf einzelne Personen beschränkten, nämlich auf die Buhlerinnen, welche ja unter den betreffenden Völkern ganz allgemein als Priesterinnen angesehen wurden. Von der Ehefrau wurde hingegen die strengste Keuschheit in Asien, Griechenland und Rom gefordert. Und wo, wie in Babylon die Unkeuschheit zeitweis allen Frauen und Jungfrauen zur Pflicht gemacht wird, haben wir doch vielleicht in den oben erwähnten verhängten Kutschen Anzeichen, wie sich das Gefühl sträubt. Als einen Fortschritt darf man es wohl auch betrachten, daſs dergleichen Feiern auf gewisse Tage oder Feste beschränkt wurden. In früherer Zeit war ein derartiges Leben vielleicht das alltägliche und allgemeine. Wenigstens sehen wir bei vielen Kulturvölkern, daſs bei ihnen an gewissen Festen Zügellosigkeit erlaubt, ja zur Pflicht gemacht werden, die sonst verboten waren und hart bestraft wurden. In den religiösen Festen, meint *Bestmann*, kehrt der Kulturmensch wieder zum Urstand oder doch zu der roheren Stufe der Vorzeit zurück, sie sind Konzessionen an die natürlichen Leidenschaften.[1])

Ein anderer Punkt, in welchem gewisse Religionen der Sittlichkeit entgegengewirkt haben, ist das Wohlwollen, statt dessen oft geradezu die Grausamkeit und Herzlosigkeit zur Pflicht gemacht wird.

Es ist höchst wahrscheinlich, daſs bevor die Götter als Menschen vorgestellt, sie vielfach als Tiere gedacht wurden.[2]) Jedenfalls war der Tierdienst weit verbreitet. Die Verehrung nun eines Tieres oder eines tierähnlichen Gottes ergibt sich ganz von selbst aus der Natur des betreffenden Tieres. Es muſs gefüttert werden. Ist es satt, so ist man sicher vor ihm. Der Gedanke, den Zorn der Götter durch blutige Opfer auch Menschenleben zu versöhnen, liegt hier gewiſs nicht fern. Gilt zumal der Akt der Zeugung für etwas Göttliches, so wird bald auch der andere Pol des Lebens, der Tod, in diesen Gedankenkreis hineingezogen. Vielleicht war es nun gerade etwas Sittliches, welches zunächst die Menschenopfer steigerte, grausamer machte, dann aber ganz abschaffte.

---

[1]) *Bestmann*, Geschichte der christl. Sitte. I, 145.

[2]) *Asmus*, Die indogermanische Religion in den Hauptpunkten ihrer Entwicklung, 1875. I, 148 ff.

Man lernte nämlich allmählich die Opfer ansehen, nicht als dienend einem bestimmten sinnlichen Bedürfnis der Gottheit, sondern als Beweis der ergebenen Gesinnung. Wie konnte man aber die Ergebenheit, die Willigkeit und Freudigkeit anders bekunden, als dadurch, daſs das Beste zum Opfer gebracht wurde, wie Jungfrauen, einzige Kinder, Königstöchter.[1]) In derselben Absicht geschah die Opferung möglichst grausam, die Angehörigen, zumal die Mütter, muſsten zum Beweis ihrer Freudigkeit die Qualen der Ihrigen tränenlos mit ansehen. Bei den Phöniziern wurde wenigstens das Opfer, um welches die Angehörigen klagten, für ungültig angesehen. Zur Erleichterung für die Zuschauer wurde während der Opferhandlung gelärmt und getrommelt, um die Jammertöne der Opfer zu übertönen. Wie oft mögen unter solchen Umständen die Stimmen des natürlichen Mitgefühls durch Gedanken unterdrückt worden sein, wie sie Thoas in *Goethes* Iphigenie (I, 3) hinsichtlich der Menschenopfer anstellt: es ziemt sich nicht für uns, den heiligen Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft nach unserem Sinn zu deuten und zu lenken.

Dessenungeachtet sind doch auch in diesen entsetzlichen Grausamkeiten mancherlei sittliche Beziehungen nicht zu verkennen. Einmal dringt die Wahrheit durch, daſs Gott das Herz ansieht, daſs also der Wert des Menschen im Wollen, in der Freudigkeit des Gehorsams liegt, eine Erwägung, die wohl endlich auch die Menschenopfer überhaupt abstellte. Sodann sieht man an dem wenn auch unterdrückten Wehklagen, wie alle Gewöhnung an Grausamkeit und alles Einprägen derselben als Pflicht doch das natürliche Mitgefühl, namentlich der Angehörigen, nicht zu ersticken vermag. Und endlich ist ersichtlich, wie man sich über den persönlichen Vorteil erhebt und für andere, nämlich für das Ganze auch das Kostbarste hingeben lernt; denn Könige und Priester brachten zuweilen freiwillig sich oder die Ihrigen zum Opfer für das Ganze, wobei von Eigennutz im gewöhnlichen Sinne jedenfalls ganz abzusehen ist.

Weiterhin wirkt die Religion schädlich dem Wohlwollen entgegen, wo man entweder im pantheistischen Sinne alle Naturvorgänge als unmittelbare göttliche Handlungen oder Willensäuſserungen nach Art der Gottesurteile betrachtet, oder wo man

---

[1]) Ein Beispiel s. 2. Kön. 3, 27. Von den Phöniziern berichtet *Eusebius*: Dem Kronos opferten sie die geliebtesten und einzigen Kinder.



für gewisse Grausamkeiten, für Verfolgung bestimmter Völker sich auf besondere göttliche, geoffenbarte Absichten beruft.[1] In allen diesen Fällen herrscht die Meinung, die in der Natur und Geschichte geschehenden Unglücksfälle müsse man bestehen lassen, vielleicht gar die darin erkannte göttliche Strafe weiterführen. So wurden im Mittelalter die Krüppel als Gottgezeichnete vielfach verachtet, wo nicht gar getötet; Irrsinnige fast allgemein als Teufelbesessene betrachtet und als Verbrecher bestraft.[2] Wenn bei den Kamtschadalen jemand aus dem Kahn fällt, so hilft man ihm nicht wieder herein, sondern stöſst ihn noch zurück. Es gilt als Gottesurteil. Wer ins Meer fällt, hat es auch verdient. Der Mensch darf Gott nicht durch Rettung meistern wollen.[3] Vor einigen Jahren badeten Galatamädchen in Südafrika im Baschiflusse. Eins geriet an eine tiefere Stelle und rief um Hilfe, aber weder ihre Gefährtinnen, noch die herbeigeeilten Männer retteten es, sie lieſsen es ertrinken, gaben vor dem englischen Residenten an, der Fluſsgeist habe gerufen, sie hätten es wohl retten können, allein es sei unrecht und gefährlich, sich einzumischen, wenn jemand vom Flusse gerufen werde. Sie erhielten zur Strafe jeder 6 Monat schwere Arbeit.[4] Ein Chinese aus Kanton schreibt nach der Halleschen Zeitung: Jüngst ging über unsere Stadt ein Gewittersturm dahin. Dabei wurde ein eingeborener Bootsmann, während er mit Frau und Kindern über den Fluſs setzte, vom Blitz erschlagen. Das Boot litt Schaden und begann zu sinken. Die Gefährlichkeit ihrer Lage erkennend, klammerten sich Frau und Kinder an eine groſse Theejunke. Aber die Mannschaft der letzteren trieb die Armen zurück und weigerte sich aufs entschiedenste, der Familie beizustehen. Nur dem rechtzeitigen Herbeieilen dreier Amerikaner, die sich zufällig auf dem Flusse befanden, hatte die Familie es zu verdanken, daſs sie nicht ertrank. In Europa, das ich aus mehrjähriger Anschauung kenne, würde eine solche Weigerung als sträfliche Grausamkeit betrachtet und streng geahndet werden. Bei uns gilt sie in weitesten Kreisen als etwas Selbstverständliches. Man nimmt nämlich allgemein an,

---

[1]) Auf Borneo glaubt man, daſs jeder, welchen man tötet, uns im Jenseits als Sklave dienen müsse.

[2]) Beispiele s. bei *Pinel*, *Traité medico-philosophique sur aliénation mentale pag. 200.*

[3]) *Klemm* II, 296 wird bestätigt bei *Landsdell*, Durch Sibirien 1882 II, 210.

[4]) Globus 1891. 239.

daſs das Oberhaupt jener Familie den Zorn der Götter auf sich geladen hatte und von diesen daher samt den Seinigen dem Ertrinkungstode geweiht war. Die Fälle, in denen man Angehörige der zahlreichen hiesigen Fluſsbevölkerung aus derselben Ursache ertrinken läſst, sind leider häufig. Überhaupt sehen meine Landsleute fast jeden plötzlichen oder unter auſsergewöhnlichen Umständen eintretenden Tod für eine göttliche Strafe an. Der in Rede stehende Aberglaube erstreckt sich auch auf solche Menschen, die als Bettler geboren oder zu solchen geworden oder die mit Blindheit oder irgend einem geistigen oder körperlichen Gebrechen behaftet sind. Selten wird ein richtiger Chinese für solche Personen Mitleid empfinden oder gar an den Tag legen. Der Grund ist, daſs man die Ansicht hegt, sie seien von den Göttern für schwere Sünden bestraft worden, die sie entweder bei ihren jetzigen Lebzeiten oder in einem früheren Daseinszustande begingen. Einem mir befreundeten Geistlichen der hiesigen englischen Gemeinde, den ich vor einiger Zeit in ein unfern unserer Stadt gelegenes Buddhistenkloster begleitete, fiel daselbst ein Mönch auf, dem eine ekelhafte Krankheit groſse Qualen verursachte. Er forderte den Mann auf, nach Kanton mitzukommen, wo er ihn der Behandlung eines englischen Arztes übergeben wolle. Als jedoch der Abt des Klosters dieses Anerbieten vernahm, flüsterte er meinem Begleiter ins Ohr, er möge einem Manne, den die Götter in wohlverdienter Weise für ein zweifellos sehr arges Vergehen zu bestrafen wünschen, keine Freundlichkeit erweisen.“ *Pythagoras* verbot, jemandem eine Last abzunehmen, vielmehr solle man ihm eine Last auflegen; denn man darf nicht die Ursache sein, daſs die menschlichen Mühen sich mindern. Mühe und Arbeit sind heilsam und von Gott verordnet: Genüsse und Ergötzlichkeit verderblich.[1]) Hier glaubte *Pythagoras* vielleicht die Vorsehung spielen zu können, wie dies überall da geschieht, wo nach dem Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, verfahren wird. Man sieht auch wie bei Unglücksfällen, Seuchen, Hunger, Krieg u. s. w. alte Unsitten und Grausamkeiten wieder aufleben, zum groſsen Teil deshalb, weil das Unglück als Feindschaft eines Zauberers oder Gottes angesehen wird, die man versöhnen muſs. So wurde bei einer schweren Hungersnot König Donald von Schweden von

---

[1]) *Jamblichus*, *de vita Pythagorica c.* 84. *Porphyr.* 42. Doch kann dieser Ausspruch vielleicht auch anders gedeutet werden.

seinem Volke dem Odin geopfert; Jarl Hakon von Norwegen opferte vor der Seeschlacht 980 n. Chr. den Göttern den eigenen Sohn, ähnlich wie 2. Könige 3. Noch weit später begrub man im Westergotland bei einer Pest zwei Kinder lebendig. Nach der Schlacht von Cannae wurden in Rom 4 Gefangene lebendig begraben. Auch in Karthago wurden damals die Menschenopfer vermehrt. So war in Indien die grausame Sitte des Hakenschwingens fast abgekommen. Bei der Hungersnot 1867 erwachte sie wieder in dem Maſse, daſs sich an mehreren Tagen Tausende die Haken ins Fleisch bohrten und sich schwingen lieſsen, um zu büſsen. (Globus 1892. S. 303.) Hingegen werden die Sitten milder, wenn es einem Volke gelingt, sich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen, Zwistigkeiten im Innern beizulegen, seinen Lebensunterhalt reichlich zu gewinnen. Die wohlwollenden Gefühle, die sich sonst nur im engsten Familienleben zu regen vermochten, wagen sich hervor, und je geringer die Zahl der Feinde wird, je ferner sie dem einzelnen stehen, je leichter er Schutz gegen Kränkungen findet, desto mehr schwinden die Ursachen der Grausamkeit.[1]) Religiöser Fanatismus dagegen will Gott nicht allein nicht hindern, wo er in der Natur den vermeintlichen Frevler züchtigt, sondern der Mensch glaubt sogar, Gott unterstützen zu müssen in der Durchführung seiner Absichten, nämlich in der Vernichtung von Gottes Feinden. Schon oben haben wir auf die Rachepsalmen hingewiesen.

Aber auch wo die Verschiedenheit der Religion nicht zum Fanatismus gegen anders Glaubende fortschritt, richtete sie schon durch die Verschiedenheit künstliche Scheidewände zwischen den Völkern auf. Der Kultus von Nationalgöttern hat sich stets dem Mitgefühl mit den anders Denkenden als schädlich erwiesen.

Ebenso wirkte die Verehrung von Familiengöttern, welche die einzelnen *gentes* schied, dem natürlichen Wohlwollen entgegen, zumal, wenn die verschiedenen Stände als gottgesetzte und geheiligte Kasten angesehen wurden, welche der Mensch ja nicht überbrücken dürfe. So heiſst es im Rig-Veda: als sie den Urmenschen teilten, wurde aus seinem Munde der Brahmane, aus seinen Armen der Krieger, aus seinen Schenkeln der Ackerbauer, und der Sudra aus seinen Füſsen geboren.[2]) Nach der Mythologie

---

[1]) Globus 1891. S. 302. Die Milderung des menschlichen Charakters, von *Schurtz.*

[2]) *Rig-Veda* X, 90. 6, 7.

der Peruaner waren drei Eier vom Himmel gefallen, ein goldenes, ein silbernes und ein kupfernes; aus den zwei ersten gingen die Stammväter der beiden oberen Stände, aus dem dritten der Stammvater der niederen Stände hervor.[1]) Welche Herzlosigkeit und Grausamkeit hat nicht das Kastenwesen zur Folge gehabt! In Indien bestand zwar die Lehre, dafs alle Menschen Einerlei Wesens seien, so dafs es heifst: welcher allerorts den höchsten Gott gefunden, der Mann wird durch sich selbst sich selber nicht verwunden. Das heifst: jeder liebt und hafst in dem andern sich selbst, es wird also jeder sich hüten, den andern d. h. sein eigen Selbst zu verletzen. Doch scheint diese Theorie gar keinen Einflufs auf Beseitigung oder Milderung des Kastenwesens gehabt zu haben. Zur Bekämpfung der Hungersnot liefs die englische Regierung auf ihre Kosten Rettungsküchen einrichten. Die Bougis von Surada Panos in Indien verhungerten lieber, liefsen auch ihre Kinder lieber verhungern, als dafs sie Speise daraus entnahmen aus den Händen der Unreinen. Ganze Dörfer fürchteten den Genufs unerlaubter Speisen mehr, als den Tod.[2]) Wie die Stände, so werden zuweilen auch die Geschlechter (Mann und Weib) und die verschiedenen Menschenrassen auf verschiedene Götter als Schöpfer zurückgeführt.

Überaus nachteilig auf das Entstehen und die Pflege der Mitgefühle als die natürliche Grundlage des Wohlwollens hat endlich die Religion durch das Anachoretentum mit seinen Selbstpeinigungen gewirkt. Gestützt auf eine besondere theoretische Ansicht von dem menschlichen Leibe und vom Irdischen überhaupt, macht man eine mittelbare Tugend, die Enthaltsamkeit und Zurückgezogenheit zur Haupttugend, welche dann alle anderen Tugenden, namentlich die, welche Rücksicht auf andere Personen nehmen, erdrückt.

In dem indischen Epos Mahabharata werden zwei Büfser erwähnt, die so starke Bufsen üben, dafs die Götter erschrecken und fürchten, jene könnten durch ihre Bufse mächtig geworden, sie vom Throne stofsen; sie beschliefsen daher, die Büfser von ihrer Bufse abzubringen. Nachdem sie manches zu diesem Zwecke aber vergeblich versucht haben, heifst es:

Wieder schufen sodann Täuschung den Grofsgeistigen die Himmlischen:
Schwestern, Mütter, Frauen erschienen und Verwandtschaft den Büfsenden,

---

[1]) *Waitz* IV.

[2]) Globus 1890. S. 48.

Geschreckt und verfolgt jetzo, von bewaffneten Riesen dort,
Ihres Geschmeides, der Haarlocken entblöfst, ihres Gewandes entblöfst,
Erhoben sie den Ruf alle: Hilfe, Hilfe, so schrien sie,
Aber dem Vorsatz getreu, jene unterbrachen die Bufse nicht.

Gerade in dieser Hinsicht zeigt der Buddhismus keinen Fortschritt. Gröfste Gefühllosigkeit dem Weibe und dem Kinde gegenüber preist er als Vollkommenheit. Bezeichnend dafür ist folgende Geschichte: Zu einem Mönche, der Weib und Kind verlassen hatte, kam sein Weib mit dem kleinen Sohn und bat ihn, sie beide zu ernähren. Dreimal bat sie, dreimal tat der Mönch, als höre er sie nicht, und verharrte in seinem Brüten. Da legte die Mutter das Kind ihm vor die Füfse und ging fort, um zu sehen, was der Vater tue. Aber er rührte sich nicht und blickte das Kind nicht an. Da nahm die Mutter das Kind und entfernte sich. Und *Buddha,* der diese Geschichte sah, pries den Mönch und nannte ihn einen Brahmanen.

Also unbewegt selbst auferlegte Qualen dulden ist weit besser und ist eine gottähnlichere Gesinnung, als Schwestern, Müttern, der eigenen Frau in der Not helfen. Von dem Muhamedanismus, bemerkt *Ratzel* III, 127, er macht die Anhänger zu Fatalisten und diese pflegen alle Wohltaten, die man ihnen erweist, als unmittelbare Verleihungen Gottes anzusehen, und der Wohltäter erscheint ihnen nur als ein blindes Werkzeug der Vorsehung, dem sie keinen Dank schulden.

Bekanntlich wurde auch im Namen des Christentums, ganz im Gegensatz zu seinen Grundwahrheiten, eine lange Zeit hindurch kein anderes Ideal sittlicher Vollkommenheit aufgestellt, als das Mönchstum und Einsiedlerwesen. Durch Undank das Herz der Mutter brechen, das Weib, das ihn anbetet, zu überreden, es sei Pflicht, sich für immer von ihm zu trennen, die Kinder unversorgt lassen und selbst als Bettler umherzuziehen, das betrachtete der wahre Einsiedler als das angenehmste Opfer, welches Gott dargebracht werden könne. Es werden sehr viele Beispiele von christlichen Büfsern dieser Art erwähnt, die ihre Eltern zumal ihre weiblichen Verwandten nicht sehen wollen, um sich nicht in der Gleichförmigkeit ihrer Gedanken stören zu lassen. Ein gewisser *Mutius* hatte einen achtjährigen Sohn, die Mönche verlangen nun von dem Vater, er solle vergessen, dafs er Vater ist. Der Knabe wird viele Tage hindurch vor den Augen des Vaters gepeinigt, das Vaterherz bleibt unbewegt. „Er dachte wenig an die Tränen

und Bitten seines Kindes, sondern nur an seine eigene Demut und Tugend.“ Endlich soll er selbst den Knaben in einen Flufs werfen, er tut es und wird nur im letzten Augenblick daran verhindert. Und solche herzlosen Auftritte haben sich nicht nur hie und da zugetragen, sie waren vielmehr bei den Büfsern die Regel und wurden als Zeichen der höchsten Vollkommenheit gepriesen. Im Leben des heiligen *Fulgentius* wird ausdrücklich gelehrt: ein junger Mann, der den Schmerz seiner Mutter verachten gelernt habe, werde jede andere ihm auferlegte Arbeit ertragen.[1]) *Hieronymus (ep. XIV ad Heliodorum)* redet einem jungen Manne folgendermafsen zum Klosterleben zu: „Obgleich dein kleiner Neffe die Arme um deinen Hals schlingt, obgleich deine Mutter mit aufgelöstem Haar und ihr Kleid auseinanderreifsend auf die Brust zeigt, welche dich säugte, obgleich dein Vater auf der Schwelle vor dir niederfällt, gehe über deines Vaters Körper hinweg. Fliehe mit tränenlosen Augen zu der Fahne des Kreuzes. In dieser Angelegenheit ist die Grausamkeit die einzige Frömmigkeit. Deine verwitwete Schwester mag ihre zarten Arme um dich schlingen. Dein Vater mag dich bitten, nur eine kurze Zeit zu warten, um diejenigen deiner Verwandten zu bestatten, welche bald nicht mehr sein werden; deine weinende Mutter mag dir deine Kindertage zurückrufen und auf ihre welke Brust und gerunzelte Stirn hinweisen. Deine Umgebung mag dir sagen, dafs der ganze Hausstand auf dir beruhe. Solche Ketten kann die Liebe zu Gott und die Furcht vor der Hölle leicht brechen. Du sagst, dafs die heilige Schrift dir befiehlt, deinen Eltern zu gehorchen; aber wer sie mehr liebt, als Christum, verliert seine Seele.[2]) Der Feind schwingt das Schwert, mich zu töten, soll ich an die Tränen meiner Mutter denken?“

Derselbe Sinn drückt sich in den Statuten des griechischen Klosters Meteora aus, da heifst es: „keinem Weibe, und wenn es Hungers stürbe, darf von der Nahrung der Mönche gegeben werden.“[3])

Und diese Art der Abtötung des Fleisches und damit aller menschlichen Gefühle des Mitleids war das Ideal ganzer Jahrhunderte und viele Tausende haben danach gehandelt. Ja sie

---

[1]) Ausführlicheres bei *Lecky* a. a. O. II, 99 ff.

[2]) Vgl. dazu Marc. 7, 11.

[3]) Globus 1882. Bd. 42, S. 4.

nimmt geradezu den Charakter der Menschenopfer zur Sühne an. Ein Herr *de Tavannes,* später Marschall von Frankreich, hatte in der Bartholomäusnacht mit eigener Hand 17 Hugenotten umgebracht. Als er nun auf seinem Totenbette gebeichtet hatte, fragte der Priester: „Was, nicht ein Wort von der Bartholomäusnacht?“ „Von der Bartholomäusnacnt?“ antwortet *Tavannes,* „der Dienst, den ich an diesem merkwürdigen Tage Gott und der Kirche geleistet habe, ist allein eine hinreichende Versöhnung für alle meine Übertretungen.“ Andere Beispiele, wie den puritanischen Müttern in Schottland Hartherzigkeit gegen ihre etwas heterodoxen Söhne zur Pflicht gemacht und von ihnen pflichtmäfsig geübt wurde, führt *Buckle* an.[1])

Von katholischer Seite wurde mir entgegengehalten, das Mitgeteilte sei übertrieben. Darum mögen noch einige Beispiele angeführt werden. *Bernhard von Clairveaux* läfst einen jungen Mönch an seine Eltern schreiben, die ihn zum Rücktritt aus dem Kloster veranlassen wollten: „Was habe ich von Euch aufser Sünde und Elend? Diesen verderblichen Körper allein, das gestehe ich und erkenne ich an, trage ich von Euch. Genügt es Euch denn nicht, dafs Ihr Elenden mich Elenden in das Elend dieser Welt gesetzt habt, dafs Ihr Sünder mich Sünder in Euren Sünden gezeugt habt! Wollt Ihr mir noch obendrein das Erbarmen mifsgönnen, was ich von dem erlangt habe, welcher den Tod des Sünders nicht will, wollt Ihr mich zu einem Sohn der Hölle machen!“

Die hl. *Elisabeth* sagt: „Gott ist mein Zeuge, selbst die geliebten, meinem Schofse entsprossenen Kleinen, die ich so zärtlich umfafste, betrachte ich jetzt wie Fremde.“ Ihr Biograph bemerkt dazu: „Erkennet hieran, wie die Gnade über die Natur triumphiert und die letztere in herrlicher Weise überwunden wird.“

Vergeblich machte die Mutter des hl. *Theodosius* eine weite Reise, um ihren Sohn noch einmal in der Klosterzelle zu sehen. Der hl. *Poemen* und seine Brüder wiesen ihre alte Mutter, die eine mühevolle Reise in die ägyptische Wüste gemacht hatte, um ihre Kinder aufzusuchen, mit der Erklärung zurück, dafs sie sich nach dem Tode wiedersehen würden.

Dabei wird die leibliche Kasteiung und Abtötung des Mit-

---

[1]) *Buckle*, Geschichte der Civilisation Englands. Deutsch von *Ruge* 1860. II, 370 ff. Vgl. dazu *Dörpfeld*, Zur Ethik. 1895. S. 131 ff.

gefühls nicht als Mittel, sondern als Selbstzweck angesehen. „Der Gipfel der Heiligkeit besteht nicht darin, daſs wir den Körper von anderen Genüssen fernhalten, sondern daſs wir denselben mit allen möglichen Plagen abquälen.“ Von dem Jesuiten *Alvarez* rühmte man, daſs er jede Regung des Herzens für seine Eltern und Verwandten zu ersticken vermocht habe. Er nannte nie die Namen seiner Eltern und meinte, es sei am besten, wie Melchisedek ohne Vater und Mutter zu sein.[1])

Man denke auch an den bekannten Brief des fünfzehnjährigen *Reinhold* bei Auflösung des Jesuitenordens an seinen Vater, worin er bittet, daſs wenn er nach Hause käme, seine Schwestern und seine Mutter ihn nicht anblicken mögen.[2])

Eine in solcher Weise groſs gezogene und genährte Fühllosigkeit mag von dem ganz formalen Standpunkte der Idee der Vollkommenheit als Selbstüberwindung einen gewissen Wert haben, der Sache nach muſste sie eine völlige Abstumpfung gegen fremdes Wohl und Wehe und Förderung der engherzigsten Selbstsucht zur Folge haben. „Die ganze Geschichte, die sich unter der Firma: ‚Alles zur gröſseren Ehre Gottes‘ offenbarte, ist sie etwas anderes, als ein groſses Attentat auf das Leben, die Freiheit und das Wohlergehen, ja auf die Überzeugung, das Gewissen, die Meinungsdifferenz gewesen, verübt durch wenige, einzelne an der Gesamtheit? Die scheuſslichsten Systeme der Knechtschaft, von Indien bis auf Rom, die Kaste, die Menschenschändung, der Gewissenszwang, der Glaubenshaſs, die Sklaverei, die Inquisition, die Leibeigenschaft, der Cäsarismus, das Standgericht, die Unterdrückungsgelüste gründen ihre Rechtstitel samt und sonders auf den Kodex der religiösen Moral, der göttlichen Rechtsverleihung, der höchsten Machtvollkommenheit.“[3])

Aber selbst da, wo die Religion Wohltätigkeit zur Pflicht machte und in der Tat auch bewirkte, daſs im groſsartigen Maſsstab mit bewundernswerter Opferfreudigkeit dem menschlichen Leiden gesteuert ward, wurde die eigentliche Gesinnung der Geber oft durch ausschlieſsliches Geltenmachen religiöser Motive ver-

---

[1]) *H. v. Eicken:* Geschichte und System der mittelalterlichen ‚Weltanschauung. Stuttgart 1887. S. 462. 807 ff.

[2]) *Reinholds* Leben und litterarisches Wirken, herausgegeben von *E. Reinhold.* Jena 1825. S. 12.

[3]) Menschentum. Organ für das deutsche Freidenkertum. Herausgegeben von Dr. *Specht.*. Gotha, Verlag der Stollbergschen Buchhandlung.

dorben. Man gab den Armen, aber nicht, um ihnen zu helfen, sondern nur um ein Opfer zu bringen. Die Spenden bekamen eine sühnende Kraft nicht um der Hilfe willen, die dem Notleidenden zu teil ward, sondern um der Entbehrung willen, welche der Geber sich auferlegte. Es entstand jene interessierte Wohltätigkeit, bei welcher der Mensch nur sein eigenes Seelenheil im Auge hat, während ihn das Wohl und Wehe des andern völlig kalt läſst. So konnte derselbe *Peter Nolasco* einmal einen besonderen Verein gründen zur Loskaufung von Christensklaven und zugleich auch ein tätiger Teilnehmer an der Niedermetzelung der Albigenser sein. Eine andere hierarchische Deutung der Wohltätigkeit tat dem Wohlwollen als Gesinnung Eintrag, indem zuweilen nur das als gut und wertvoll anerkannt ward, was innerhalb der Kirche und durch dieselbe gespendet wurde.[1]) Ich gebe kein Almosen, sagt sogar ein protestantischer Schriftsteller, um den Hunger meines Bruders zu stillen, sondern um den Willen und Befehl meines Gottes zu vollziehen.[2])

Endlich weist *Waitz* noch darauf hin, wie hemmend zumal die niederen Religionsformen auf die intellektuelle Entwicklung einwirken. Denn sie lähmen die Antriebe zum Denken, wie zur Anstrengung überhaupt, da sie alles Unverständliche in der Natur als Geisterspuk erklären und damit schon im voraus eine Antwort auf alle Fragen geben, durch welche sonst der Mensch zur Forschung angetrieben wird, und auſserdem wird das Schicksal des Menschen weit weniger von seiner eigenen Tätigkeit, als von den wechselnden Launen geheimnisvoller, tückischer Mächte abhängig gemacht.[3])

Überaus schädlich hat eine lange Zeit hindurch die christliche Kirche auf das Strafrecht gewirkt. Bis zur Zeit der Aufklärung wurde das Verbrechen als eine Beleidigung Gottes angesehen und muſste so von Gottes wegen bestraft werden. Alles, was in der Bibel als Verbrechen genannt war, wie Zauberei u. s. w. und auch die darauf gesetzte Strafe, wie Tod auf Sodomiterei durfte nicht vermindert werden, weil man sonst Gottes Ansehen ver-

[1]) So bemerkt bereits *Augustin* (in Ps. 44, in Ps. 83): Gib deinem Könige Geschenke, aber gib sie in seiner Kirche. Man sieht Heiden und Ketzer den Hungrigen speisen und den Nackten kleiden; sie tun dies alles auſser der Kirche, auſser welcher nichts Bestand hat.

[2]) *S. Lecky* a. a. O. II, 74.

[3]) *Waitz* I, 459.

mindert hätte. Mit jeder Milderung der Strafen wäre ja die vom Verbrecher dem höchsten Wesen zugefügte Beleidigung geringer veranschlagt, und Gottes Herrlichkeit auf diese Weise herabgesetzt worden. Jeder Widerspruch gegen Strafen, welche die Bibel (altes Testament) einmal für gewisse Verbrechen vorgeschrieben hatte, wäre eine Auflehnung gegen Gottes Wort gewesen; und eines der vielen Religionsverbrechen aus der Reihe der Straftaten zu streichen, hätte einen Abfall vom Glauben bedeutet. Diesen ursächlichen Zusammenhang zwischen der damaligen Orthodoxie und den Grausamkeiten der Strafjustiz erkannte niemand besser als *Montesquieu,* wenn er (Geist der Gesetze XII, 4) sagt: Haben die menschlichen Gesetze ein unendliches Wesen zu rächen, so richten sie dann auch die Strafen nach seiner Unendlichkeit ein und nicht nach der Schwäche, Unwissenheit und Laune der menschlichen Natur.... Es erregte einen Sturm namentlich in Frankreich unter den Juristen als *Beccaria* behauptete, die Strafe diene nicht, Gottes Zorn zu beschwichtigen, und das Strafmaſs dürfe nicht abhängig gemacht werden von der Gröſse der Gott zugefügten Beleidigung.[1])

Einer der bekanntesten Juristen jener Zeit *Muyart de Vouglans,* suchte den *Beccaria* zu widerlegen. In seiner 1768 veröffentlichten Denkschrift ruft er voll Unwillen aus: „Was soll man von einem Manne denken, der unter anderen Dingen zu behaupten wagt, ... daſs man den Gebrauch der Folter abschaffen muſs, ... daſs die Strafen sowohl für die Personen vom höchsten Range als für die niedrigsten Bürger gleich sein sollen, ... daſs man die Vermögens-Einziehung aufheben soll ... und daſs von allen Vorbeugungsmitteln gegen Verbrechen eines der wirksamsten die Vervollkommnung der Erziehung sei!" Nach diesem heftigen Ausfall bemüht er sich, die Vortrefflichkeit, Gerechtigkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit der Folter und der gräſslichen Todesstrafen nachzuweisen. — Ein anderer berühmter Rechtsgelehrter jener Zeit, *Juisse,* trat auch gegen *Baccaria* auf. Er entschuldigte sich, ihn in die Zahl der Verfasser einzureihen, welche über die Materie des Kriminalrechts geschrieben haben. In dem ganzen Werk könne er nur seltsame Behauptungen, Irrtümer und Verletzungen der geheiligten Grundlagen des Staates sehen.

---

[1]) *Hertz,* Voltaire und die französische Strafrechtstheorie im 18. Jahrhundert. 1884, S. 133 u. 312.



Nachdem nun der schädliche Einfluſs gewisser religiöser Vorstellungen auf das Sittliche angedeutet ist, möge auch der heilsame Einfluſs ins Licht gesetzt werden.

B. Heilsamer Einfluſs.

Religion hat überall ein engeres Zusammenleben der Menschen zur Voraussetzung oder zur Folge, und schon durch dieses Zusammenleben bereitet sie der Entstehung und Entwicklung des Sittlichen den ersten Boden. Wo Menschen zusammenleben, muſs der eine allmählich lernen, auf andere Rücksicht zu nehmen und sich zu beherrschen. Auf Selbstbeherrschung aber, ohne welche es keine Sittlichkeit gibt, wirkt jede Religion hin. Gehen wir zunächst darauf ein. Als ein Unterschied zwischen Mensch und Tier pflegt der Umstand angesehen zu werden, daſs letzteres nur den Antrieben des Augenblicks folgt, also in gerader Linie zu den Objekten der Begierden hingezogen wird, der Mensch hingegen vor dem Handeln überlegt, Rücksicht auf die Folgen und auf mancherlei anderes nimmt. Dies ist im allgemeinen auch richtig. Doch schon die höheren Tiere erheben sich einigermaſsen über jene Stufe der Roheit. Sie lernen an sich halten, sich verstellen, auf Umwegen das Gewünschte erlangen, ja einen heftigen Schmerz ertragen, um ihr Ziel zu erreichen. In noch ganz anderer Weise lernt der Mensch auch auf den niedrigsten Kulturstufen überlegen. Und ist auch nur träge Ruhe, Stillung der sinnlichen Bedürfnisse, Befriedigung der Rache sein Ziel, er überlegt, erwägt und wählt die Mittel zu seinem Zweck. Die Begierde wirkt nicht mehr als blinder Trieb, der, ohne daſs eine Zurückhaltung möglich wäre, auf sein Ziel losgeht. Im Gegenteil, es ist bekannt, wie Lügenhaftigkeit, Verstellung, Verbergen der eigentlichen Absicht, Unterdrückung der Äuſserungen der Freude und des Schmerzes dem Naturmenschen eigen sind. Man lese z. B. über den Neger, welcher sonst am meisten im Rufe psychologischer Unfreiheit steht, und dessen Tun gar häufig ausschlieſslich augenblicklichen Antrieben folgt, welch listige Verschlagenheit und schlaue Selbstbeherrschung er im Handel anzuwenden weiſs.[1])

Eine derartige Selbstbeherrschung setzt immer schon eine gewisse Bildung, einen verhältnismäſsig nicht geringen Vorrat an Vorstellungen und weit verzweigte Verbindungen unter denselben

---

[1]) *Waitz* II, 203.

voraus. Gerät also eine Vorstellungsgruppe in den Zustand der Begehrung, dann muſs diese Gruppe verbunden sein nicht allein mit einem, sondern mehreren anderen Vorstellungsgruppen, welche nun auch zu steigen beginnen und sich als verschiedene Mittel zur Befriedigung der Begierde anbieten. Unter diesen Mitteln wiederum wird nicht immer das gewählt, welches am innigsten mit der begehrten Vorstellung verbunden ist, also der kürzeste Weg zur Befriedigung wäre, sondern es findet eine Wahl statt, die auf mancherlei andere Gedanken Rücksicht nimmt.

In sittlicher Beziehung ist freilich damit zunächst noch nichts gewonnen, höchstens insofern, als hier erst der Gegenstand der sittlichen Beurteilung sich zu zeigen beginnt, nämlich der Wille, welcher sich ja gerade durch Überlegung und Einsicht wesentlich von der blinden Begierde unterscheidet. Sonst aber ist es hier immer nur der Egoismus, welcher zum Handeln treibt und die Art des Handelns, die Mittel bestimmt. Indes bei wilden und rohen Menschen, die sich von augenblicklich aufgeregten Begierden dahin und dorthin treiben lassen, muſs die erste Entwilderung darin bestehen, sie zu lehren, auf entferntere Folgen ihres Tuns hinzuschauen und den Genuſs dem Vorteil aufzuopfern.“ [1]) Je mehr sich nun gewisse Vorstellungsmassen befestigen und zu den herrschenden werden, um so mehr nimmt die ursprüngliche Roheit ab. Das bloſs mechanische Ablaufen der Vorstellungen wird beeinfluſst durch die herrschenden Vorstellungen. Nun lehrt die Völkerkunde, daſs fast ausnahmslos die Rücksichtnahme auf Religion früher und sicherer als alle anderen Rücksichten jene herrschenden Vorstellungen bildet und befestigt. Die Religion pflegt die ersten geistigen Gegengewichte zu liefern, welche auf die sinnlichen und augenblicklich aufgeregten Begierden einwirken und so zuerst den naturwüchsigen rohen Egoismus brechen. Und gerade in der anfänglich unvollkommenen Form, wo die Religion einzig auf den Nutzen und Schaden sehr faſslicher Art für ihre Anhänger ausgeht, Furcht vor dem Walten geheimnisvoller Wesen weckt und den Menschen in durchgängige Abhängigkeit von ihnen setzt, ist sie recht geeignet, in der angegebenen Weise das Gemüt zu beherrschen. „Der Mensch bekommt durch sie eine Ahnung davon, daſs nicht allein dasjenige, was er mit seinen Augen sehen und mit seinen

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* II, 48; bei *Kehrbach* IX, 61.



Händen tasten kann, eine Bedeutung besitze, er bekommt eine Ahnung von einem Etwas, was wie eine höhere Macht über dem Wirklichen schwebt. Er gewöhnt sich, sein eigenes Ich nicht mehr als den einzigen Mittelpunkt der Welt zu betrachten; er gewöhnt sich, in seinem Tun und Lassen auch noch anderes zu beachten als sich selbst. Er begreift, daſs er Rücksicht zu nehmen habe, daſs er überlegen müsse, ehe er handelt."[1])

Diese Wirkung der Religion ist ganz allgemein, der Inhalt derselben mag im übrigen sehr niedriger Art sein, nur wird vorausgesetzt, daſs die Religion das ganze Leben der Menschen umfasse und durchdringe. Dies ist aber bei Naturvölkern und auch den Kulturvölkern des Altertums durchgängig der Fall. Die Religion, gerade wo sie handgreiflichen Schaden und Nutzen im Auge hat, umfaſst das ganze öffentliche und private Leben eines Volkes, umgibt bald jede nur einigermaſsen folgenreiche Handlung, jedes wichtige Ergebnis mit umständlichen Zeremonien, und so begleitet die Erinnerung an höhere Mächte den Menschen auf Schritt und Tritt und zwingt ihn, auf sie zu seinem Heile Rücksicht zu nehmen. Es ist kaum nötig, Beispiele dafür anzuführen, wie die Religion das ganze Leben der Völker zu umfassen und ihr Tun zu bestimmen pflegt. Indessen mögen doch zwei Beispiele hier Platz finden. Das eine betrifft die Natur-, das andere eine Buch-Religion, das eine die Religionsstufe des Fetischismus, die andere die vollkommenste der heidnischen Religionen, den Zendglauben. Von den Negern an der Goldküste heiſst es:

„Es kommt selten bei ihnen vor, daſs sie es unterlassen, morgens und abends ihrem Fetisch ein Opfer zu bringen, oder ihm beim Essen und Trinken ihre Ehrerbietung und Dankbarkeit zu bezeigen. Sie gehen an nichts, selbst wenn es nur gewöhnliche Verrichtungen sind, ohne ihre Gedanken zu einem unsichtbaren Geist zu erheben oder ihn durch irgend eine Zeremonie günstig zu stimmen, während einem glücklichen Ausgange ohne Ausnahme demütige Dankopfer folgen. Der Charakter des Afrikaners an der Goldküste, die Art seiner Regierung, seine Ideen von Gerechtigkeit und deren Handhabung, seine häuslichen und gesellschaftlichen

---

[1]) *Ballauf* in den „Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht", herausgegeben von *Mann*. Langensalza 1877. Nr. 3, S. 36. Die Beziehungen zwischen Religion und Sittlichkeit. *Fr. Schultze*, Psychologie der Naturvölker. S. 237.

Verhältnisse, seine Verbrechen und seine Tugenden — sie werden alle mehr oder weniger von seinem Aberglauben beeinfluſst, ja sogar nach ihm gestaltet. Es gibt kaum einen Vorfall im Leben, an welchem er nicht als alles durchdringendem Element seinen Anteil hätte. Er gibt den Ehen Fruchtbarkeit, er schlieſst das neugeborene Kindlein mit seinem schützenden Zauber ein, er bewahrt es durch seine Weihgeschenke vor Krankheit, er gibt ihm durch blutige Opfer Gesundheit wieder, er überwacht mit seinen zeremoniellen Riten seine Kindheit, er gibt durch kriegerisches Symbol seiner Mannheit Kraft und Mut, er behütet seine sinkenden Lebenstage mit seinen geweihten Tränken, er macht durch seine trügerischen Observanzen sein Sterbegefühl weich und erkauft durch seine reichen Trankopfer Ruhe für den dem Körper entflohenen Geist. Er macht des Fischers Netze voll, er bringt des Landmanns Korn zur Reife, er bringt des Kaufmanns gewagten Unternehmungen Glück, er schützt den Reisenden zu Wasser und zu Lande, er begleitet den Krieger und ist ihm Schirm im Schlachtgewühl, er hemmt die wütende Pest, er beugt den Himmel seinem Willen und erfrischt die Erde mit Regen, er dringt ins Herze des Lügners, des Diebes, des Mörders und bringt die Lügenzunge zum Stocken, macht kalt das Auge der Leidenschaft, hält die gierig greifenden Hände und das erhobene Messer zurück oder überführt des Verbrechens und deckt es der Welt auf, er wirft seinen Zauber selbst über böse Geister und kehrt sie, je nachdem es ihm beliebt, zum Guten oder zum Bösen."[1])

Ein anderes Beispiel durchgängigen Gebundenseins durch die Religion wollen wir aus der Religion der Parsen wählen. *Spiegel* beschreibt in folgender Weise die den Dienern der Zend-Religion vorgeschriebene Lebensordnung: „Mit dem ersten Hahnschrei erhebt sich der Parsi, bringt Holz zum Feuer, was schon eine religiöse Handlung ist, und spricht: Ashem-vohu und ein eigenes Morgengebet, untersucht die Kleider, ob etwas verunreinigt ist, hängt die heilige Schnur um mit einem besonderen Gebet, das Gesicht der Sonne zugekehrt, verflucht den Ahriman und betet wieder Ashem-vohu. Dann wäscht er sich mit einem besonderen

[1]) *Waitz* a. a. O. II, 172 ff.: „Der Neger weiſs recht wohl zu unterscheiden, was gut oder böse ist. Hat er irgend einen schlechten Streich vor, so versteckt er ganz pfiffig sein Fetischidol, welches ihm in diesem Falle ein lästiges Gewissen ist, damit derselbe nicht Zeuge seiner Schandtat werden kann." *O. Lenz*, Skizzen aus Westafrika. S. 193.



Gebet, reibt sich mit Erde und wäscht sich nochmals unter Gebet mit Wasser. Nach diesen Vorgebeten soll er dem Feuer Nahrung geben. Vor jedem Essen soll er sich waschen und beten und dabei nicht reden noch trinken. Am Abend soll er sämtliche Taten des Tages prüfen und den Tag mit einem Abendgebet beschlieſsen. Dazwischen werden empfohlen Gebete beim Nieſsen, bei der Verrichtung jedes natürlichen Bedürfnisses, beim Abschneiden der Nägel, der Haare, beim Anbrennen des Lichts u. s. w. Überhaupt soll er den Namen Gottes aussprechen, so oft er etwas Gutes von ihm erblickt.[1])

Alle diese Beobachtungen haben wenigstens gröſstenteils nur eigennützige Zwecke; denn um die bösen Götter abzuhalten und die guten sich geneigt zu machen, geschieht ja alles. Aber mittelbar hat dieses Gefühl der beständigen Gebundenheit an höhere Mächte für das Sittliche eine sehr hohe Bedeutung. (Religio = Gebundenheit.) Sie erzeugt nämlich eine ganze Reihe mittelbarer Tugenden, ohne welche das Hervortreten des sittlichen Urteils und ein dauernder, das Leben beherrschender Einfluſs desselben kaum denkbar ist: nämlich Überlegung, Bedachtsamkeit, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Gesundheit, Ordnungsliebe und Gehorsam. Das sind ja freilich nur formale Tugenden, und es kommt noch alles darauf an, mit welchem Inhalt sie gefüllt werden, welcher Art die Götter sind, an welche sich der Mensch gebunden fühlt. Welch nachteiligen Einfluſs unsittliche Götter haben müssen, liegt auf der Hand und ist oben auch angedeutet. Aber ebenso muſs der Glaube an gute Götter einen heilsamen Einfluſs auf die Sittlichkeit ihrer Anbeter haben, werden sie doch oft genug als Hüter des Rechts, Hort der Wahrheit, Beschützer der Bedrängten, Bittflehenden, Gäste u. s. w. gerühmt.[2]) In Ibu (Afrika) hat der miſshandelte Sklave das Recht, sein Verhältnis zu dem harten Herrn durch Anrufen eines der groſsen Fetische zu lösen. Er macht dann ein bestimmtes Zeichen

---

[1]) *Spiegel*, Die heiligen Schriften der Parsen II, Einleitung und eranische Altertumskunde III, 691. Andere Völker waren in ihrem Tun nicht weniger durch die Religion bestimmt z. B. die Juden, über die Ägypter s. *Herodot* II, 37. Über die Indianer s. *Dunker*, Geschichte des Altertums III, 134 ff. Über die Griechen s. *Nägelsbach*, Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens 1857, S. 217 ff. Die Römer s. *Hartung*, Die Religion der Römer. Die Indianer, die Polynesier s. *Waitz* a. a. O. III, 205; VI, 332. Die Mohammedaner s. *A. v. Kremer*, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam. 1868. S. 178. Die Germanen. *Lamprecht*, Deutsche Geschichte I, 181.

[2]) S. über das weitverbreitete Asylrecht. Globus Bd. 38, S. 391.

und bittet den Fetisch, ihn als Sklaven anzunehmen, worauf, wenn der Priester ihn mit Weihwasser besprengt, der Sklave sogleich frei wird und hingehen kann, wohin er will, sofern er es nicht vorzieht, Sklave des Priesters zu werden, was der gewöhnliche Fall ist.[1]) Allein hinsichtlich des Entstehens des Glaubens an gute Götter läfst sich eher von einem Einflufs der Moral auf die Religion reden als umgekehrt und erst, wo der Glaube an sittliche Gottheiten sich ausgebildet hat, wird dieser Glaube wieder eine rückwirkende Kraft auf die Sittlichkeit der Menschen haben.

Sehr verbreitet ist der Glaube an böse Götter, ebenso sehr der Glaube an einen Kampf zwischen guten und bösen Göttern. Den letzteren finden wir nicht allein bei den Parsen, Reste dieses Glaubens waren auch in der Religion der Ägypter, Chaldäer, Griechen und vieler anderen Völker vorhanden.[2]) Allein die wenigsten Völker sind im Glauben an böse Götter verharrt, letztere gelten meist als unterlegen oder mit sicherem Untergang bedroht. Als herrschend werden meist gute, den Menschen helfende Götter namentlich auf den höheren Stufen der Gesittung verehrt. Wie sich nun auch dieser Glaube herausgebildet haben mag, „es mufs mit dem Menschen schon eine grofse Veredelung vorgegangen sein, bevor er sich entschliefst, der gutgesinnten Göttermacht seine Verehrung darzubringen. Nicht Furcht, sondern Dank ist hier das treibende Motiv.“[3]) Wenn also die alten Indier als höchsten Gott den Indra verehrten und wir bedenken, dafs Indra von dem Worte *indu* Tropfen stammt, Indra demnach etwa den Jupiter pluvius bedeutet, so läfst dies auf ein Gefühl der Dankbarkeit schliefsen gegen den, der den Indiern die gröfste Wohltat, nämlich den Regen spendet: das Ausbleiben des Regens wird hingegen auf böse Mächte zurückgeführt. Ebenso deutet die fast allgemeine Verehrung der Sonne auf ein Gefühl der Abhängigkeit von derselben, welches jedenfalls mehr von der Freude und dem Danke für deren Wohltaten an sich hat, als von der Furcht, ihre Wohltaten könnten ausbleiben. *Aristoteles* spricht daher als seine Erfahrung aus, dafs die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst ihrer Beschützer zeugt, frömmere

[1]) Globus 1890. S. 124.

[2]) Welche *Peschel* a. a. O. 293 namhaft macht.

[3]) *Peschel* a. a. O. S. 293.

Götterdiener als die Unglücklichen zu sein pflegen.[1]) Und wo man sich mit seinen Gedanken noch nicht viel über das Irdische und dessen Genüsse erhob, wie die Griechen pflegten, kann man es auch kaum anders erwarten.

Indem man so auf Grund reinerer Moralbegriffe allmählich zur Verehrung guter Götter aufstieg, hatte man natürlich noch nicht das absolut Gute im Auge, es war zunächst nur die Güte gegen die Menschen oder ein bestimmtes Volk gemeint. Und wenn auch immerhin das Beste, was man hatte oder kannte oder nur dachte, auf die Götter übertragen ward, so blieb doch auch an den besten Göttern meist noch genug des sittlich Gleichgültigen, ja des sittlich Schlechten übrig, welches fürs erste als heilig und verehrungswürdig galt.[2])

Wir haben demnach drei Bestandteile in den vorbildlichen Eigenschaften, den Gesetzen und Vorschriften der Götter zu unterscheiden: sittlich Gutes, sittlich Gleichgültiges (Zeremonielles) und sittlich Schlechtes. Alles dreies gilt in dieser Verbindung als gut und geboten oder doch als notwendige Bedingung des Guten. Dafs derartige Vorstellungen für das sittliche Urteil und Verhalten der Menschen nicht gleichgültig sind, liegt auf der Hand; selbst die niedere Form der Religion, der Fetischismus hat nicht allein einen sehr heilsamen Einflufs auf die formalen Tugenden, wie Gehorsam u. a., sondern weckt und stärkt hier und da auch das absolut Gute. „Der Fetischglaube ist eine wesentliche Stütze der öffentlichen Ordnung. Der Schutz des Eigentums auch in entfernten Gegenden, die Sicherheit des Geldtragens auf langen Reisen, die Leichtigkeit, Gestohlenes oder Verlorenes durch Gottesurteile wiederzuerlangen, beruhen auf ihm. In Grofs-Bassam z. B. wird dem Angeklagten nur ein Fetischholz auf den Leib gelegt, und man ist sicher, ein Geständnis zu erhalten, wenn er schuldig

[1]) *Aristot. Rhetoric.* II, 17, 240.

[2]) Durch die Verbindung mit dem Guten wird oft das Schlechte geradezu aufgehoben oder doch wesentlich beschränkt. An und für sich genommen und folgerecht durchdacht würden z. B. die Gedanken der Verdammnis ungetaufter Kinder und der Heiden, sowie die Lehre von einer absoluten Gnadenwahl einen Gottesbegriff erzeugen, dem das roheste Heidentum kaum etwas Ähnliches an Grausamkeit an die Seite zu setzen hätte. In Verbindung aber mit den übrigen Begriffen, welche den Begriff des christlichen Gottes bilden, sind jene unchristlichen Lehren wenigstens bei der Mehrzahl ihrer Bekenner ohne Wirkung nicht allein auf das Handeln, sondern auch auf das Urteil geblieben.



ist; die Furcht preſst es ihm ab. Unter der Türschwelle des Palastes des Königs von Dahomei ist ein Zauber verborgen, der den Weibern des Königs, wenn sie einen Fehltritt begehen, Krankheit in den Eingeweiden verursacht, so daſs sie sich oft zum freiwilligen Geständnis ihrer Schuld genötigt fanden."[1]) Das alles beruht doch auf der Vorstellung, daſs das Böse den Göttern verhaſst ist und ihre Strafe nach sich zieht. Noch mehr hat, wie *Darwin* bemerkt,[2]) bei den gebildeten Rassen die Überzeugung von dem Dasein einer alles sehenden Gottheit einen mächtigen Einfluſs auf den Fortschritt der Moralität gehabt.

Allmählich wird nun das sittlich Gute nicht allein von dem sittlich Schlechten, sondern auch von dem sittlich Gleichgültigen, dem bloſsen Zeremoniellen und Rituellen geschieden. Die letztere Scheidung ist in der Regel weniger das Werk eines ganzen Volkes als vielmehr einzelner hervorragender Geister, Philosophen und Propheten. Und es ist eins der anziehendsten Schauspiele in der Kultur- und Religionsgeschichte, zu beobachten, wie sich nach und nach das rein sittlich Gute abhebt von dem bloſsen Rituellen. Daſs das bloſs Zeremonielle mit dem sittlich Guten in den Gesetzbüchern und Religionsvorschriften zunächst auf einerlei Linie steht, hat mancherlei Gründe, sondert sich doch nur allmählich das, was sich auf den Geist bezieht, von dem, was den Leib betrifft; dann wird das Gewohnte, Nationale, Lust- und Ehrebringende gelobt. Was wider die bestehenden nationalen Sitten verstöſst, gilt als unrecht. Diese Art der Beurteilung steht oft lange Zeit auf einer Stufe mit der rein sittlichen Beurteilung. So häufig bei *Homer*, in den Sprüchen Salomos und des Siraciden. *Aristophanes* tadelt jedes Abweichen von der alt-athenischen Sitte in gleicher Weise: Unbescheidenheit, warme Bäder, Gottlosigkeit, weiche Musik. Der „wälsche Gast" von *Thomasin* schreibt mit gleichem Nachdruck vor, daſs man das Brot nicht vor der Suppe essen, nicht sitzen soll Bein über Bein geschlagen, daſs man Bedürftigen helfen soll. *Gurnemann* gibt dem Parzival Ermahnungen zur Barmherzigkeit, Milde, Demut in demselben Tone als: er solle sich den Eisenrost abwaschen, wenn er die Rüstung ablegt.

Wenn sich dann aber das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Moralischen und dem Rituellen, zwischen dem Guten und

---

[1]) *Waitz* II, 189 ff.

[2]) *Darwin*, Abstammung des Menschen II, 347.



dem Nützlichen herausstellt, so ist noch immer die Frage, welches von beiden für wichtiger gilt. Wo eine herrschende Priesterkaste vorhanden ist, bekommt meist das Rituelle den Vorzug, oder es wird doch künstlich als dem Moralischen ebenbürtig hingestellt und festgehalten. Sicherlich oft aus gegründeter Menschenkenntnis und in der besten Absicht; um nämlich die Gemüter geneigt zu machen, das Sittliche zu tun, was sich nicht oder nur wenig kontrollieren läfst, wurde dieses unauflöslich verknüpft mit dem Rituellen, was leicht zu kontrollieren ist. Aufserdem ist ja umständliches Zeremoniell ein recht geeignetes Mittel zur Befestigung der Priesterherrschaft. Das Rituelle fällt in die Augen und läfst sich erzwingen, Übertretungen dieser Art können leicht unter Mitwirkung der Priester gesühnt werden, und das Wertlegen auf das Zeremonielle findet stets eine sehr bedeutende Unterstützung in der natürlichen, sittlichen Trägheit der Menschen. Denn *Kant* hat sehr recht, wenn er so oft bemerkt, dafs die Menschen sich lieber dem härtesten Frondienst äufserlicher Riten und Opfer als dem Dienst des rein Moralischen unterwerfen. Dazu kommt oft noch der Glaube, der so natürlich ist, wenn die Götter nach Art menschlicher Herrscher gedacht werden, dafs sie nämlich sich nicht oder nur wenig kümmern um das, was die Menschen einander tun, aber sehr stark oder auch ausschliefslich ihr Augenmerk darauf richten, was Menschen den Göttern tun oder verweigern. Darum kann z. B. bei einigen Negern Mord, Raub, Ehebruch abgekauft werden, aber gebrochene Festtage, die Vernachlässigung von Speiseverboten und anderen religiösen Pflichten werden von den beleidigten Göttern selbst im jenseitigen Leben bestraft.[1] So kommt unter dem Einflufs der Priester das *opus operatum*, das religiöse Tun und Opfern, abgesehen von jeder moralischen Gesinnung, in Gang, und, wo die Priesterkaste noch unterstützt oder ersetzt wird durch das Vorhandensein heiliger Bücher, das Überschätzen des blofsen religiösen Wissens.

Ein ganz aufserordentlich hoher Wert wird schon in den Veden, wo die Priesterkaste sich erst zu bilden begann, auf das Zeremoniell und dessen Genauigkeit gelegt. Die Gesinnung des Opfernden ist nicht gleichgültig, aber tritt doch zurück. Das kommt mit daher, dafs die Götter noch wirklich ihrem Sein und Tun nach abhängig von dem Opfer gedacht werden. Es heifst

---

[1]) *Waitz* II, 191 und VI, 303, 309.

z. B.: Hier diese Somatropfen stehen geprefst, o Indra, auf der Streu. Zu deiner Stärkung trinke sie. Zu jedem ausgeprefsten Saft kommt Indra zu berauschen sich. Indra stürzt sich auf die Schale der Opfernden, wie auf die Stute stürzt der Hengst, er trinkt sich Stärke zu seinem Werke. Dann folgt ein Lied würdig eines betrunkenen Gottes.[1])

Steht die Sache so, bedürfen die Götter der menschlichen Opfer als Gaben zu ihrem Bestehen und Wirken, dann mufste natürlich die Gesinnung des Opfernden hinter das Opfer selbst zurücktreten. Die gröfste Peinlichkeit in der äufseren Darbringung mufste die Folge sein. Diese selbst aber hatte in der späteren Zeit ausschliefslich der Priester zu bestimmen; wenn derselbe absichtlich oder unabsichtlich einen Fehler macht oder ein Gebet nicht feierlich hersagt, so kann das Opfer auch bei der besten Gesinnung nur schädlich sein. Dafs die Opfer im *Homer* noch vielfach eine ähnliche Bedeutung haben, ist bekannt; und selbst unser deutsches Wort „Gebet“ ist nicht von bitten, sondern von bieten (*offerre*) abzuleiten. Dies deutet darauf hin, dafs nicht sowohl die Gesinnung, das Bitten, als vielmehr die Gabe, welche man anbietet, in Betracht kam.[2])

Ebenso verhält es sich mit der Überschätzung des religiösen Wissens bei den Anhängern der Buchreligion. Die heiligen Sprüche wirken als Zauberformeln, abgesehen von der Gesinnung dessen, der sie hersagt. Die Kenntnis der Veden gilt den Indiern als höchste Tugend und vollständiges Sühnmittel. „Wie das Feuer mit vermehrter Kraft selbst auf feuchten Bäumen brennt, so brennt derjenige, der den Veda wohl kennt, die Flecken der Sünde, die aus bösen Werken entstanden sind, aus seiner Seele. Derjenige, welcher den Sinn der Veden vollständig erfafst hat, nähert sich, während er in einer der vier Stufen des Lebens verweilt, der göttlichen Natur . . . . . ja welche den Veda gelernt haben und ihn wiederholen, dies sind menschliche Götter.“[3]) Wenn ein Bramane die drei Welten zerstörte und unreine Speisen genösse, so würde er keine Schuld auf sich laden, wenn er nur den ganzen

---

[1]) R. V. I, 16, 6, 8; 38, 56. Nach *Benfey*, Orient und Occident. 1862. I.

[2]) *Simrock*, Handbuch der deutschen Mythologie. 1864. S. 518.

[3]) S. bei *M. Müller*, Essays II, 272 und 296. Andrerseits heifst es auch wieder in den Veden, dafs nur der die Frucht des Vedastudiums ernte, dessen Rede und Herz rein und dessen Sinn demütig ist.

Veda auswendig wüſste.[1]) Die Zendreligion schreibt keine Opfer vor, dringt sogar in der Regel sehr streng auf reine Gesinnung bei allem Tun, aber sogar hier findet sich jene Überschätzung des religiösen Wissens. Ahura-mazda sagt z. B.: dieser Teil des Ahura-Vairya hergesagt ohne Auslassung, ohne Nachlässigkeit gilt für hundert andere vorzügliche Gebete. Selbst mit Auslassung und Nachlässigkeit hergesagt ist er gleich zehn anderen Hauptgebeten. Wer mir diesen Teil der Ahura-Vairya hersagt, hersagend rezitiert, rezitierend vorträgt, vortragend preist, dessen Seele bringe ich dreimal über die Brücke zum Paradies, ich, der ich Ahura-mazda bin, zum besten Ort, bis zur besten Reinheit, bis zu den besten Lichtern. Wer mir aber diesen Teil beim Hersagen verstümmelt, sei es zur Hälfte, oder um ein Drittel, oder um ein Viertel, oder um ein Fünftel, dessen Seele bringe ich hinweg von dem besten Orte, ich, der ich Ahura-mazda bin.[2]) Dabei ist noch zu bemerken, daſs die beiden wie Zauberformeln oft gebrauchten Hauptgebete der Parsen Ashem-Vohu (Reinheit ist das beste Gut) und Jatha ahu vairya (man wird empfangen Gaben für das, was man tut) wenigstens noch einen sittlichen Inhalt haben, und ihr Hersagen doch noch an etwas Sittliches erinnert, während die allmächtige buddhistische Zauberformel *Om* oder *Om mani podme hum* gar keinen oder doch nur einen metaphysischen Sinn hat.[3]) Als ein Beispiel, welchen Wert man auf völlig unverstandene heilige Worte legen kann, können die heutigen Parsen in Indien dienen, welche auf das pünklichste alle die vorgeschriebenen Gebete hersagen und zwar in der alten Zendsprache, die selbst ihre Priester nicht mehr verstehen.[4])

Diese Art von gedankenlosem religiösen Tun und Wissen, wo das Zeremoniell das Sittliche überwuchert, ja letzteres ganz aus den Augen rückt, gehört zwar recht eigentlich unter die schädlichen Wirkungen der Religion, denn durch nichts wird der geistliche Hochmut mit allen seinen Folgen so genährt, als hierdurch, wir haben dies jedoch hier besprochen, weil durch die ausschlieſsliche Betonung des Rituellen sich das Bedürfnis nach einer Reformation im sittlichen Sinne erst recht fühlbar macht. Eine solche ist wohl öfters versucht, aber fast nie geglückt. Was

[1]) *Manus* Gesetzbuch XI, 261.
[2]) *Spiegel* a. a. O. Jaçua XIX, 6.
[3]) *Wurm*, Geschichte der indischen Religion, 1874. S. 189.
[4]) *M. Müller*, Essays I, 149.

Buddha, *Laotse*, *Confucius*, *Zoroaster*, die jüdischen Propheten, *Mohammed*, *Pythagoras*, *Sokrates*, *Plato* u. a. beabsichtigten, war wohl zum Teil nichts Geringeres, als eine solche Reformation oder, wie wenigstens die genannten Religionsstifter alle betonten, eine Erneuerung des alten, reinen Glaubens der Väter; allein teils fehlte ihrer Erkenntnis selbst die vollkommene sittliche Einsicht, teils hatten sie Rücksicht zu nehmen auf die Völker, welchen sie ihr Streben widmeten. Ansätze zu der Erkenntnis, daſs allein das Sittliche wahren Wert hat und verleiht, finden sich wohl bei den meisten Völkern, die Neger z. B. haben eine ganze Reihe von Sprichwörtern, Fabeln und Erzählungen, deren Sinn darauf hinausläuft: nicht wer äuſsere Gebräuche bricht, ist bei Gott in Ungnade, sondern wer rachsüchtig ist und seinen Zorn im Herzen behält; nicht wer ein Priester ist, gewinnt den Himmel, sondern wer ein gutes Herz hat. Aber zur Durchführung solcher Gedanken fehlt fast überall die geeignete Persönlichkeit und die Gunst der äuſseren Umstände.

Hier ist es nur das Christentum, angebahnt von dem jüdischen Prophetismus, welches die sittlichen Ideen rein ausgesprochen und alles Zeremoniell teils abgeschafft, teils nur als Mittel zum Sittlichen aufgefaſst hat.[1]) Darin ist auch der Universalismus der Propheten und des Christentums begründet, denn das Sittliche an und für sich ist von allgemeiner Gültigkeit und also allein geeignet zu einer allgemeinen Gesetzgebung. Hinsichtlich des Universalismus könnte höchstens noch — wenn auch nur in theoretischer Beziehung — die Zendreligion in Betracht kommen, die einen allgemeinen Heilsplan Gottes für alle Völker kennt. Auf die Frage: gibt es auch Reine, welche nicht durch Zoroaster gelehrt sind? antwortet sie: ja solche gibt es überall, welche Ormuzd rein geschaffen, und welche diese Reinheit möglichst gewahrt,

---

[1]) Wir finden den inneren Grund des Sieges des Christentums über Gnosis und Neuplatonismus in der überlegenen Groſsartigkeit des Sittlichen in den christlichen Ideen gegenüber jenen mystischen und phantastischen und sittlich doch so ohnmächtigen Philosophen. Mit solcher Genialität war das sittliche Postulat den Menschen noch nie an das Herz gelegt worden, mit solch übermächtiger Groſsheit war das sittliche Ideal noch nie über alle Schranken des antiken Politismus erhöht, der ganzen Menschheit gegenüber getreten. Gegenüber dieser den ganzen Menschen, nicht bloſs seine Gedanken, ergreifender Gewalt konnten jene halbphilosophischen, halbpoetischen Gedankengespinste nicht aufkommen. *Felix Dahn*, Philosophische Studien 4. Reihe. II. Schicht. 1883, S. 266. Vgl. *O. Flügel*, Die Sittenlehre Jesu, 1888.

nach dem guten Gesetze gelebt haben, ohne es zu kennen.[1]) Eine groſsartige Aussicht wird endlich eröffnet in den Worten: Preis dem, der die, welche nach eigenem Wunsche gute Taten vollbringen, belohnt . . . und selbst die Schlechten in der Hölle reinigt und auch den Teufel erlöst.[2])

Als eine der wirksamsten Vorstellungen endlich, welche fast allen Religionen eigen ist, muſs der Unsterblichkeitsglaube betrachtet werden. Dieser verdankt seine Entstehung zwar weder der Religion oder der Moral unmittelbar, wird aber überall von beiden sehr bald in Dienst genommen. Zunächst hat dieser Glaube nur die Fortdauer des Individuums im Auge und zwar ganz in der nämlichen Form und in den nämlichen Verhältnissen, die ihm hier eigen sind. Was also den Menschen hier zur Erlangung des Glückes tüchtig macht und was ihm hier die Achtung der Mitmenschen erwirbt, kurz, was hier für Tugend, Auszeichnung und Glück gilt, das wird auch jenseits denselben Wert und die gleiche Wirkung haben. Insofern bekommt die als lobenswert angesehene Gesinnung noch eine bedeutende Verstärkung durch den Gedanken, daſs sie auch im Jenseits Glück und Lob nach sich ziehe. In demselben Maſse nun als das Sittliche reiner erkannt wird und die moralische Gesinnung mehr als alles andere dem Manne Achtung verschafft, in demselben Maſse wird die Seligkeit als Folge der Tugend gedacht werden; es reinigt sich somit die Vorstellung des jenseitigen Glückes. Diese Reinigung des Unsterblichkeits- oder Vergeltungsglaubens geht also von der reineren Moral aus, aber nicht umgekehrt. Und erst so geläutert kann der Glaube an individuelle Unsterblichkeit und Vollendung der Tugend im einzelnen eine heilsame Rückwirkung auf das moralische Streben ausüben. Unbegreiflich ist es, wie *Mill* bezweifeln kann, ob überhaupt der Unsterblichkeitsglaube von Einfluſs auf das Tun und Lassen der Menschen sei oder gewesen sei.[3]) Die ganze Religionsgeschichte ist voll von Wirkungen dieses Glaubens, man denke z. B. nur an die Totenopfer.

Eine andere Frage aber ist, wenn man die Wirkungen dieses Glaubens nicht in Abrede stellt, sind diese Wirkungen für die

---

[1]) *Spiegel* a. a. O. III, 225.

[2]) *Spiegel* a. a. O. III, 229. Nach anderen Stellen wird Angromaingus samt den bösen Engeln vernichtet. Eranische Altertumskunde II, 164.

[3]) *St. Mill*, Über die Religion. Drei Essays. Deutsch von *Lehmann*. Berlin 1875. S. 75 ff.

Sittlichkeit förderlich? Bekanntlich wird demselben sehr häufig zur Last gelegt, wie er nur das Erzeugnis des engherzigsten Egoismus sei, so bewirkte er auch nur einen solchen, sei also der Tod wahrer, uneigennütziger Tugend. Dieser Egoismus soll einmal darin liegen, daſs die Tugend aus uneigennützigen Motiven aus Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung ausgeübt werde, und zum anderen, daſs der Mensch von seinem Ich nicht lassen wolle.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat natürlich ein Handeln aus eigennützigen Gründen, mag sich der Eigennutz auf diesseitige oder jenseitige Güter beziehen, überhaupt keinen sittlichen Wert. Gesetzt aber ein Mensch handelte den bestehenden Gesetzen gemäſs nur um der dafür erhofften Belohnungen willen, so betrachte man dies vom pädagogischen Standpunkte. Wenn dieser Mensch später zu dem Entschlusse kommt, das Gute um des Guten willen zu tun, so ist es nicht gleichgültig, wie er sich im Augenblicke dieses Entschlusses findet, also wie er bisher gelebt hat, ob er Schweres zu bereuen hat, oder ob er, wenn auch aus äuſserlichen Motiven, an das Gute gewöhnt ist. Die allermeisten Menschen bedürfen in Rücksicht darauf, wie sie nun einmal sind, einer Verstärkung der sittlichen Motive. Wahrscheinlich wird ein Forst besser beaufsichtigt werden, wenn der Forstbeamte ein leidenschaftlicher Jäger ist, als wenn das nicht der Fall ist. Die Jagdleidenschaft wird ihn auch bei solchem Wetter hinaustreiben, wo das bloſse Pflichtgefühl vielleicht versagt. Was hier von der Leidenschaft gilt, gilt auch von den Motiven der Furcht und der Hoffnung. Ein solches Tun lediglich aus diesen Motiven hat zwar an sich keinen sittlichen Wert, kann ihn aber erlangen durch die psychologische Wirkung, die es auf das zukünftige Tun hat. „Es geschieht oft, daſs bei einem starken Konflikte der Motive die Erwartung von Belohnung oder Bestrafung so sehr die tugendhaften Beweggründe verstärkt und unterstützt, daſs sie ihnen den Sieg sichert; und da jeder Sieg dieser Motive ihre Kraft vergröſsert und die entgegengesetzten Prinzipien schwächt, so wird auf diese Weise zur sittlichen Vervollkommnung ein Schritt getan, der den zukünftigen Sieg der Tugend wahrscheinlicher macht.“[1]) In ähnlichem Sinne meint wohl auch

[1]) *Lecky* a. a. O. I, 105. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. 1894. S. 347.



Lessing: „Zwar sollte besonders der Freund der Wahrheit sich edlerer Triebfedern, als z. B. der Ehre, bewuſst sein; aber die edelsten können nicht immer die wirksamsten sein; und besser daſs das Rad auch durch unreines Wasser umgetrieben wird, als daſs die Maschine ganz stille stehe.[1]) „Gelingt es dem Staate, auch nur ein schweres Verbrechen durch vorbauende Wachsamkeit und Folgerichtigkeit zu verhindern, so gereicht ihm dies zu hohem Segen; denn jedes Verbrechen ist ein Samenkorn, welches je nach der Fruchtbarkeit des Bodens sieben- bis hundertfältige Frucht bringt."[2]) Und so hoffen auch Eltern und Erzieher, daſs der Gehorsam, aus welchem Kinder zum Guten aus Furcht oder Autorität gewöhnt werden, allmählich in einen freiwilligen Gehorsam gegen das früh geübte, später aber erst recht erkannte Gute übergehe, oder daſs der subjektive Charakter möglichst viel von dem objektiven in sich beibehalten könne.

Der andere Einwurf behauptet, es sei Egoismus, wenn der Mensch für sein winziges Ich Unsterblichkeit verlange. Hier ist das Wort Egoismus gar nicht am Platz. Eigenliebe oder Sorge für sich selbst ist tadelnswert, nur wenn dadurch die sittlichen Ideen verletzt werden, mit anderen Worten, wenn es auf Kosten anderer Personen geschieht. Ist es nun etwa Egoismus, wenn der Mensch hier sich am Leben zu erhalten sucht, oder gar langes Leben wünscht und seine Lage, natürlich nicht auf Kosten anderer zu verbessern strebt? Gilt dies nicht für erlaubt, ja geboten? Soll etwa für das Jenseits eine andere Moral gelten? Der obige Einwurf gilt nur gegen die rohe Schadenfreude, die sich als höchste Würze der Seligkeit vorstellt, wenn sie triumphierend auf die Verdammten herabsieht. Übrigens wird sich bei den allerwenigsten Menschen der Wunsch der Fortdauer auf ihr eigenes Ich als einzelnes beziehen. Viele würden, wie Odysseus, für eine Unsterblichkeit ohne die Ihrigen danken.[3]) „Der Egoismus der Mutter erstreckt sich gänzlich auch auf ihre Kinder; es ist gar nicht mehr das Selbstgefühl eines einzelnen Menschen, sondern einer Gruppe von solchen."[4]) In diesem Falle aber, wo sich die Gruppe oder Familie erweitert, wie die Liebe weiter wird, ist von Egoismus im

---

[1]) Sämtliche Schriften XIII, 131.

[2]) *Krauss,* Die Psychologie des Verbrechens. 1884. S. 420.

[3]) Auch für Penelope hat ein Leben ohne Odysseus keinen Reiz. Od. XVIII, 202 ff.

[4]) *Lazarus,* Über den Ursprung der Sitten. S. 35 ff.

tadelnswerten Sinne nicht im entferntesten die Rede, vielmehr vom reinsten Wohlwollen, indem jeder seine Seligkeit an dem Anblick der Seligkeit der anderen findet, welche für jeden eine subjektiv vollkommene ist oder wird. *Dante* stellt sich einmal die verschiedenen Grade der Seligkeit vor als eine Reihe verschieden groſser Gefäſse, von denen aber jedes ganz voll ist; jedes enthält soviel als es fassen kann, ein Mehr würde es nicht fassen können. Man könnte, um im Bilde zu bleiben, dem noch hinzufügen, diese Gefäſse stehen in Verbindung mit einem unerschöpflichen Quell, so daſs, in dem Maſse, als ein Gefäſs wächst, auch sofort das Quantum des Inhalts gröſser wird, die Seligkeit also gleichen Schritt hält mit der Empfänglichkeit dafür. Etwas Ähnliches haben wohl auch die alt-protestantischen Dogmatiker im Sinne, wenn sie *gloria* und *beatitudo* der Seligen unterscheiden, die letztere sei bei allen gleich, *gloria* aber sei verschieden.

Der Hinblick auf eine solche beseelte Gesellschaft im Sinne *Herbarts* nicht als bloſse Idee gedacht, sondern als ein Reich, das seiner Verwirklichung sicher entgegengeht, ist ohne Zweifel das wirksamste Mittel zur Tugend. Gibt es überhaupt ohne Aussicht auf die endliche Erreichung seines Zieles keinen festen Willen, so auch keinen festen sittlichen Willen ohne solche Aussicht. „Nur aus groſsen Erwartungen erfolgen groſse Anstrengungen; aber auch nur begründete Erwartungen vermögen auf lange Zeit und vollends bei wechselnden Umständen den Mut anhaltend zu tragen, und nach jeder nötigen Erholung zu erneuern.“ [1])

Und nur eine solche Aussicht kann die Übel der Welt einigermaſsen erträglich machen. Wenn *Dante* sogar die von Höllenqualen Gepeinigten beschreibt als solche, „die da glücklich sind im Feuer, weil sie hoffen einzugehen, wann es auch sei, zu den glückseligen Scharen (Inferno I, 112), wird solche Hoffnung nicht noch viel eher alle Erdenlast erträglich machen? Der bloſse Gedanke, daſs ein Druck weichen muſs, beginnt schon ihn wirklich zu heben. Das ist eine notwendige psychologische Wirkung; und nur die psychologischen Wirkungen des Unsterblichkeitsglaubens hinsichtlich der Moral hatten wir hierbei im Auge. Ob in der Tat dieser Glaube sich theoretisch rechtfertigen läſst, erfordert ganz andere Untersuchungen. [2])

---

[1]) *Herbart* VIII, 401. *(Hartenstein.)*

[2]) S. *Flügel*, Über die persönliche Unsterblichkeit. 3. Aufl.

In keinem Falle aber ist der bloſse Hinweis auf die weite, oder selbst die allgemeine Verbreitung der Religion, oder auf den Nutzen, welchen die Menschen für das Bestehen der Ordnung und Sittlichkeit davon gehabt haben, ein Beweis für die objektive Wahrheit der Religion und ihrer Sätze. Was zunächst die allgemeine Verbreitung der Religion betrifft oder den Umstand, daſs die Religion ein notwendiger Bestandteil des ausgebildeten menschlichen Geistes sei, wie man wohl gesagt hat, so ist dies doch nur mit erheblichen Beschränkungen wahr. Aber wenn es auch so wäre und wenn — was nicht der Fall ist — der *consensus gentium* und in dieser Beziehung sich nur aus einer angeborenen Anlage dazu erklären lieſse, folgte aus dem allen nicht, daſs den religiösen Ideen auch wirkliche Gegenstände entsprächen oder daſs Gott und Unsterblichkeit wirklich wären. Denn warum sollte das Angeborene als solches auch stets wahr sein? So wenig als alle angeborenen Triebe gut sind.[1] Ferner hat man auf den Nutzen der Religion hingewiesen und gesagt, ein Volk mit einem festen Glauben, mag er sich beziehen, worauf er will, sei stets widerstandsfähiger und in seinem Bestehen gesicherter, als ein Volk ohne festen Glauben. Dieses ist wohl vielfach der Fall, aber keineswegs immer. Sehr oft sind gewiſs einzelne wie ganze Völker die Opfer ihres Aberglaubens geworden. Sehen wir dabei von den Naturvölkern ab und denken nur an einige klassische Beispiele. Ein groſses Heer der Juden lieſs sich niedermetzeln, weil es am Sabbath nicht kämpfen wollte (2. Makkab. 2, 30 ff.). Ebenso benutzte *Pompejus* den Sonnabend zum Sturm auf Jerusalem, und *Xiphilin* meint, wenn die Juden nicht am Sabbath geruht hätten, wäre *Pompejus* nicht glücklich gewesen. Die Ägypter wagten nicht auf die Perser zu schieſsen, weil diese ihnen die den Ägyptern heiligen Katzen vorhielten. In den unglücklichen Kampf gegen die Griechen wurden die Perser durch einen Traum des *Xerxes* getrieben (*Herod.* VIII, 14 ff.). Die Spartaner kamen den Athenern nicht zur Hilfe, weil der Vollmond noch nicht eingetreten war (*Herod.* VII, 106). Die sicilische Expedition scheiterte an der abergläubischen Furcht vor einer Mondfinsternis *Thucydid.* VII, 50). Durch eine solche bewogen wandten sich die Karthager in der Schlacht bei Zama zur Flucht (*Zonar.* IX, 14).

---

[1]) Näheres darüber: *Flügel*, Die spekulative Theologie der Gegenwart. 1881 u. 1888. S. 156 ff.

Desgleichen die Macedonier in der Schlacht bei Pydna (*Cic. de republ.* 44, 37) und die Germanen am Vesontio (*Ranke*, Weltgeschichte III, 241). Gewitter und Hagel verhalfen dem Kaiser *Marc Aurel* zu einem groſsen Siege über die Quaden; vereitelten 537 die Mordpläne der Brüder *Clothars*; verhinderten 557 eine Schlacht zwischen den Söhnen *Clothars.*[1]) Wie oft mag der Glaube an *omina* und *auspicia* die Völker gehindert haben, den rechten Augenblick des Handelns zu benutzen, und wie oft mögen sie durch solche in verderbliche Unternehmungen getrieben sein! Wie oft hat sich eine abergläubische Frömmigkeit, die gar sehr den Verdacht erregt, als wollte man sich durch eine solche unzweifelhaften Obliegenheiten entziehen, das alte Wort Hektors sagen lassen müssen: „Ein Wahrzeichen uns nur gilt, das Vaterland zu beschützen.“ Freilich ist man immer geneigt gewesen, etwaiges Miſsgeschick hinterher auf Mangel an Frömmigkeit zu schieben. So wurde die Ursache der Niederlage bei Drepanum a. 249 in des *Claudius* Übermute gesucht, der, als die heiligen Hühner beim Abmarsch nicht fressen wollten, sie ertränken lieſs mit den Worten: wollen sie nicht fressen, so mögen sie saufen (*Liv. ep.* XIX).

Aus diesen wenigen Beispielen, welche sich sicherlich leicht vermehren lieſsen, kann man schon ersehen, daſs die Religion keineswegs immer eine Erhalterin im Kampfe um das Dasein gewesen ist. Sie hat vielleicht ebenso oft Völker ins Verderben getrieben.[2]) Es ist eben durchaus nicht gleichgültig, welcher Art die Religion ist, welche die Motive zu unserem Handeln abgibt.

Gesetzt aber, es wäre so, die Religion erwiese sich immer als eine Waffe im Kampfe ums Dasein, welche dem, der sie besitzt,

---

[1]) *G. Freitag*, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1886. I, S. 41.

[2]) Einer der blutigsten Kaffernkriege wurde 1852 durch die Weissagung eines Kaffernpropheten veranlaſst, welcher verkündete, daſs alle Kaffern auferstehen und ihrem Volke gegen die Engländer helfen würden. Die Xosastämme schlachteten 1857 all ihr Vieh, lieſsen die Äcker unbestellt, weil ein Prophet verkündigte, die Stoppeln würden von selbst ausschlagen und Früchte bringen und die Toten würden aus der Erde steigen u. s. w. Eine furchtbare Hungersnot war die Folge. (s. *Merensky*, Beiträge zur Kenntnis von Südafrika, 1875, S. 136, 188 und *Ratzel* I, 278.) Statt der verheiſsenen goldenen Zeit kam eine Hungersnot, daſs von 105000 Seelen nur 38000 überblieben. Ähnlich scheint es um das Jahr 1000 in Deutschland ausgesehen zu haben, als man die Wiederkunft Christi für nahe bevorstehend hielt.

einen sehr erheblichen Vorteil verschafft vor dem, welcher derselben entbehrt — folgte daraus die Wahrheit der Religion? Der eben ausgesprochene Gedanke kehrt oft bei bei den sog. Darwinianern wieder, sofern sie die Religion verteidigen. So sagt z. B. *Jaeger*: „In Fällen der höchsten Not, wo das Denkvermögen des Menschen keine Rettung mehr sieht, wird der, welcher den Glauben hat, dafs ihm ein Retter nahe und selbst durch ein Wunder, seine äufsersten Kräfte anstrengen und dann sicher im Kampfe ums Dasein noch eher Rettung finden, als der, welcher verzweifelnd zum Selbstmord schreitet. Und wie für physisches Wohl, so ist die Religion noch unentbehrlicher für die moralische Gesinnung, sie ist das einzige Mittel, um den Menschen zum Menschen zu erziehen.“[1]) Wir geben dies zu, folgern aber daraus nicht die Wahrheit der Religion oder die objektive Wirklichkeit der Gegenstände, auf welche sie gerichtet ist. Ein kleines Häuflein Soldaten wird sicher die gröfsten Beweise von Mut und Ausdauer geben und sicher nicht ohne Erfolg, solange es glaubt, von einer gröfseren Heeresabteilung gedeckt zu sein. Lafst jenes Häuflein aber diesen Glauben verlieren, lafst es sich bestimmt davon überzeugen, es habe sich getäuscht, es stehe vielmehr allein, so wird in den allermeisten Fällen bald auch Mut und Kraft versagen. Versucht es nun, sagt ihm: ihr habt ja selbst erfahren, welche Kraft euch der Glaube an die Nähe des grofsen Heeres gab, ihr habt also den Nutzen solchen Glauben erprobt, glaubt es doch noch einmal, haltet doch diesen Glauben aufrecht, so werdet ihr aufs neue dessen Kraft verspüren! Ja freilich sie würden seine Kraft spüren, wenn sie noch glauben könnten, wenn die blofse Erkenntnis, wie wertvoll jener Glaube sei, diesen Glauben selbst geben könnte. Die Überzeugung, dafs die Religion eine wirksame Waffe im Kampfe ums Dasein ist, kann wohl jeden und zumal die Leiter eines Volks veranlassen, die Religion, wo sie vorhanden ist, zu schonen und zu stärken, aber sie wird niemanden den Glauben geben können, welcher ihn nicht bereits hat. Ja die Erkenntnis, dafs der Glaube weiter nichts sei, als eine Waffe im Kampfe ums Dasein, würde sehr bald diese Waffe stumpf machen. Illusionen sind nur so lange wirksam, als sie nicht für solche erkannt werden; sind sie aber als Illusionen d. h. als Selbst-

---

[1]) *Jaeger*, Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. S. 131 u. 147.

täuschungen erkannt, so verlieren sie sofort ihre wohltuende Kraft. Weiſs man also für die Religion und deren Wahrheit nur das geltend zu machen, daſs sie sich überall als sehr heilsam erweise, wo sie die feste Herzensüberzeugung sei, so wird man wohl lebhaft wünschen, daſs sie von möglichst vielen angenommen werde, aber aus der Dignität allein läſst sich nicht auf die Realität einer Sache schlieſsen; man mag immerhin zugeben, daſs die Religion im christlichen Sinne die notwendige Voraussetzung der Sittlichkeit sei, und daſs die letztere das unbedingt Wertvolle oder Seinsollende ist, dennoch ist es ein Fehlschluſs, daſs daraus die objektive Wahrheit der Religion folge. Dazu müssen andere Wege eingeschlagen werden, von denen wir hier absehen.[1])

Wir fassen vielmehr noch einen viel umstrittenen Punkt ins Auge, nämlich inwiefern der Moral Absolutheit zukomme.

Das Absolute in der Moral.

In dem Vorstehenden ist eine so groſse Verschiedenheit des sittlichen Urteils zum Teil über dieselben Verhältnisse hervorgetreten, daſs ganz natürlich die Frage rege wird, gibt es denn überhaupt etwas Festes oder Absolutes in der Moral? Wie stimmt mit der tatsächlichen Verschiedenheit des sittlichen Urteils die sonst behauptete Absolutheit, Allgemeingültigkeit und Unveränderlichkeit desselben?

Suchen wir uns zunächst zu verdeutlichen, in welchem Sinne das Wort absolut vom Sittlichen gebraucht wird. Die gewöhnliche Meinung in dieser Beziehung spricht wohl *L. Büchner* in folgender Weise aus: „Wären die ästhetischen und moralischen Begriffe angeboren, unmittelbar, übernatürlich, so müſsten sie natürlich überall eine vollkommene Gleichförmigkeit besitzen, sie müſsten identisch sein, sie müſsten einen absoluten Wert, absolute Geltung haben.[2])

Hier wird zuvörderst absolut im Sinne von angeboren verstanden; und das ist allerdings vielfach die herrschende Ansicht gewesen, als müſste das, was absolute Geltung haben soll, dem Menschen angeboren sein. Jede Wissenschaft ist in ihren An-

---

[1]) Vgl. *Flügel*, Die spekulative Theologie der Gegenwart, 1888. S. 288 ff. und *Schoel*, J. F. Herbarts philosophische Lehre von der Religion, 1884. S. 110 ff. *Strümpell*, Gedanken über Religion und religiöse Probleme, 1888.

[2]) Kraft und Stoff, 1876. S. 241.

fängen geneigt, das, was sie nicht zu erklären vermag, für ein Unerklärbares, Absolutes zu halten in dem Sinne, als könnte und dürfte es überhaupt nicht erklärt werden. So hatte die Physiologie ihre Lebenskraft und die Psychologie ihre angeborenen Ideen. Der Fortschritt der erklärenden Wissenschaften besteht nun aber zum nicht geringen Teil darin, daſs sie das, was sonst für ein Axiom galt, als ein Problem betrachtet, daſs sie nichts in der Erfahrungswelt für ein Ursprüngliches, Unbedingtes ansieht, sondern als etwas, dessen Voraussetzungen und Bedingungen zu suchen, ihr obliegt. So hat auch in der Psychologie die frühere nativistische Erklärung der empiristischen immer mehr Platz gemacht und sieht alle geistigen Vorgänge für erworbene an. Demnach werden auch diejenigen Ideen, welche man früher für angeborene, oder spontan erzeugte betrachtete, als erworbene, durch bestimmte, natürliche Ursachen hervorgebrachte zu gelten haben.

Doch sehen wir hier ab von der metaphysischen Unmöglichkeit angeborener, fertiger Gedanken, Urteile oder Ideen, prüfen wir nur den Schluſs: was angeboren ist, muſs auch absolut gültig sein; und umgekehrt: was absolut gültig ist, muſs angeboren sein, beides ist falsch. Gesetzt, gewisse Ideen wären dem menschlichen Geiste angeboren, wären sie deshalb gültig und wahr? Eher folgt das Gegenteil daraus. Wäre z. B. im Kantischen Sinne die Anschauung von Raum und Zeit nur subjektiv, also dem Menschengeist angeboren, so ist eine Entscheidung gar nicht denkbar, ob sie wirklich in der objektiven Welt gültig ist, d. h. ob die Welt auſser uns auch räumlich und zeitlich geordnet ist. Um dem Satze: das Angeborene besitze als solches auch absolute Gültigkeit, Bündigkeit zu geben, muſs noch die Behauptung von *Des Cartes* dazwischen treten; das Angeborene rühre von Gott her und Gott könne nicht täuschen, also müsse alles Angeborene wahr und gültig sein. Darum setzt wohl *Büchner* in den oben angeführten Worten angeboren gleich übernatürlich. Indes von diesem Wege, die Gültigkeit des Angebotenen durch Berufung auf den untrüglichen Gott zu erweisen, wird gegenwärtig wohl allgemein abgesehen. In dieser Hinsicht dürfte *Voltaire* wenigstens nach einer Seite hin das Richtige getroffen haben, wenn er in einem Briefe an *Friedrich den Groſsen* 1737 schreibt: *Locke*, der weiseste Metaphysiker, den ich kenne, scheint mit der Bekämpfung der angeborenen Ideen zugleich auch ein festes und allgemeingültiges Moralprinzip in Frage zu stellen. In diesem Punkte wage ich den Gedanken

des groſsen Mannes anzugreifen oder vielmehr fortzuführen. Allerdings gibt es keine angeborenen Ideen, so auch kein angeborenes Sittengesetz; aber wenn wir nicht mit dem Barte geboren werden, folgt daraus, daſs wir in einem gewissen Alter auch keinen Bart bekommen werden? Wir werden nicht mit dem Vermögen, gehen zu können, geboren, aber jeder, der mit zwei Füſsen geboren ist, erlangt einst die Gehkraft. Gleicherweise bringt freilich niemand bei seiner Geburt den Begriff von Recht und Unrecht mit auf die Welt, aber die menschliche Natur ist so eingerichtet, daſs allen in einem gewissen Alter naturgemäſs sich diese Wahrheiten herausbilden. Der Tugendbegriff ist allgemein und unwandelbar, nicht weil er angeboren, sondern weil die menschliche Natur und ihre Entwicklung im wesentlichen überall gleich ist."[1]) Diese Gleichnisse sind zutreffend, sofern sie die Notwendigkeit ausdrücken, daſs mit der Zeit unter normaler Entwicklung in dem Menschen die Urteile über gut und böse entstehen; aber sie sind unzutreffend insofern, als der Bart mit der Zeit auch dem vereinzelten Individuum wächst, die sittlichen Begriffe sich aber im Individuum nur dann mit Notwendigkeit oder natürlich erzeugen, wenn es nicht vereinzelt bleibt, sondern in Gesellschaft mit seinesgleichen lebt. So sagt auch *Mill:* „Wenn, wie dies meine Überzeugung ist, die moralischen Gefühle nicht angeboren sind, sondern erlangt, so sind sie doch aus diesem Grunde nicht weniger natürlich."[2])

Gilt nun etwa die Umkehrung? Ist nur das objektiv gültig und wahr, was angeboren ist? Gibt es etwa keine induktiven Wahrheiten? Gibt es keine Erkenntnisse, die auf dem Wege des Denkens allmählich gewonnen sind? Ist etwa das Einmal-Eins, ist die Logik, sind die Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaften angeboren? Oder werden sie etwa unsicher, wenn man

---

[1]) *Hettner*, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert 1860. S. 198.

[2]) *Mill*, Utilitarismus, 1864. S. 46. Insofern kann das Moralische auch ein Naturgesetz genannt werden, einmal weil es in der Natur der Menschheit liegt, die betreffenden Urteile gesetzmäſsig zu erzeugen, und sodann weil die menschliche Natur zur Gesellung drängt, und es keine einigermaſsen dauernde Gesellung geben kann ohne Anerkennung wenigstens einiger der sittlichen Grundsätze. Dabei aber vergesse man nicht, daſs hier das Wort Naturgesetz in einem etwas anderen Sinn gebraucht wird, als es z. B. in der Physik üblich ist.



erwägt, auf welch langem Wege das menschliche Denken derselben sich sehr allmählich bemächtigt hat?[1])

Hier haben wir zahlreiche Beispiele, wie Wahrheiten erworben werden im Laufe der Zeit, ohne darum von ihrer Gültigkeit etwas einzubüfsen; wie etwas allgemeingültig sein kann, während es doch nur einem aufserordentlich kleinen Bruchteil der Menschen bekannt ist; wie etwas ewig und unveränderlich ist, nachdem es sich aus den Irrtümern der mannigfaltigsten Art herausgearbeitet hat.

Ebenso pflegt man die sittlichen Ideen ewig und unveränderlich zu nennen; doch auch diese Eigenschaften werden von den Anhängern der sogenannten relativen Moral bestritten und zwar wiederum mit dem nämlichen Hinweis auf die tatsächliche Verschiedenheit und Veränderlichkeit hinsichtlich der sittlichen Urteile der einzelnen Menschen und Völker. Dabei verbindet man jedoch häufig mit den Wörtern ewig und unveränderlich verschiedene Begriffe. So meint z. B. *Schaeffle,* man stelle sich die Ideen vor, „als aus der Pistole geschossen oder vom Himmel fix und fertig gefallen.“[2]) So darf man allerdings sich die Ewigkeit und Unveränderlichkeit des Sittlichen nicht vorstellen, als hätten alle Menschen zu allen Zeiten über alle sittlichen und unsittlichen Vorkommnisse in ihrem Urteil vollständig übereingestimmt. In keinem anderen Sinne darf die Ewigkeit von den sittlichen Ideen behauptet werden, als man dieselbe etwa den logischen Begriffen oder den theoretischen Wahrheiten beilegt. Wenn man sagt: der Begriff des Kreises ist ewig und unveränderlich, so will man damit nicht sagen, alle Menschen hätten ohne weiteres den völlig richtigen geometrischen Begriff des Kreises, sondern nur dies: soll dieser Begriff richtig gedacht werden, dann darf er nicht anders als so und so gedacht werden, denkt ihn jemand anders, also falsch,

---

[1]) Wie mangelhaft war noch selbst zur Zeit des *Aristoteles* die Auffassung der Zahlen! Trotz der verhältnismäfsig grofsen Ausbildung der Mathematik wurde z. B. mit grofser Weitläufigkeit erörtert, ob ein Pferd oder ein Mensch auch 2 seien, oder ob man nur gleichbenannte Dinge durch Zahlen zusammenfassen könne; ob 1 oder 3 die erste ungerade Zahl sei u. s. w. Dieselbe Unklarheit herrschte über die Begriffe von Linien, Flächen und Körpern, so dafs *Aristoteles* meint, es würden darüber unzählige unmögliche Ansichten von sonst scharfsinnigen Männern behauptet. Vgl. *Strümpell,* Geschichte der griechischen Philosophie, 1854. I, S. 170.

[2]) *Schaeffle,* Bau und Leben des sozialen Körpers, 1875—1878. I, 67 u. 75. Vgl. dazu: Zeitschr. für exakte Philosophie XII, 78 ff.

dann denkt er ihn überhaupt nicht. Damit ist nun keineswegs geleugnet, daſs vielleicht die allermeisten Menschen diesen Begriff tatsächlich falsch oder doch ungenügend denken. Sie denken ihn, nämlich den abstrakten logischen Begriff als solchen eben gar nicht. Dieser selbst aber, für sich gedacht, ist ewig und unveränderlich. In demselben Sinne besitzen die völlig objektiv und richtig erkannten theoretischen Wahrheiten ewigen Wert und völlige Unveränderlichkeit, gleichviel von wie vielen oder wie wenigen Menschen sie erkannt oder anerkannt worden. So wenig man die Ungültigkeit unserer astronomischen Erkenntnisse dadurch beweisen kann, daſs man auf so und so viele Völker und Individuen hinweist, die darüber ganz anders gedacht haben, so wenig das Einmaleins dadurch ungültig wird, daſs man dagegen gar oft fehlt und sich verrechnet, ebensowenig ist, im allgemeinen betrachtet, die tatsächliche Verschiedenheit der sittlichen Urteile über dieselben Handlungen ein Beweis, daſs es überhaupt keine festen und gültigen sittlichen Urteile gebe. Man wolle auch nicht sagen, theoretische Erkenntnisse und sittliche Urteile seien doch völlig verschieden, indem sich für erstere ein strenger Beweis führen lasse, für letztere nicht. Der strengste theoretische Beweis stützt sich zuletzt auf Grundsätze oder Axiome, die nicht weiter bewiesen werden können, sondern bei denen man von jedem Unbefangenen erwarten muſs, er werde ihnen seine Zustimmung nicht versagen, z. B. Entgegengesetztes ist nicht Einerlei. Auf solchen ursprünglichen, unmittelbaren Urteilen der Einstimmigkeit und des Widerspruchs beruht im letzten Grunde der Unterschied zwischen wahr und falsch. So gewiſs der von wahr und falsch in die Augen springt, wenn es sich um die allgemeinen Axiome handelt, so wenig ist dies bei längeren Schluſsfolgen der Fall. Es leuchtet keineswegs unmittelbar ein, daſs die Quadrate der Katheten dem der Hypotenuse gleich sind; wem indes die erforderliche Einsicht und Unbefangenheit beiwohnt, dem löst sich der Beweis zuletzt in lauter solche Wahrheiten auf, welche unmittelbar einleuchten und die Zustimmung mit sich führen.

In demselben Sinne, wie wahr und falsch absolute Geltung besitzen und zueinander im absoluten Gegensatze stehen, ebenso die Begriffe gut und böse. Man hat es hier wie überhaupt in der Ästhetik mit Verhältnissen zu tun, welche unbefangen vorgestellt, unmittelbar die Gefühle des Beifalls oder Miſsfallens mit sich führen, ebenso unmittelbar wie in der Logik die Zustimmung

oder Nichtzustimmung über das Einstimmige oder Widersprechende erfolgt. Doch weil Gefühlen eine gewisse Unbestimmtheit eigen zu sein pflegt, ist der ästhetische Beifall oder das Mifsfallen mehr als das logische Urteil Mifsverständnissen und Mifsdeutungen ausgesetzt. Der eigentliche und wahre Grund, warum vielfach den sittlichen Ideen der Charakter der Absolutheit abgesprochen wird, ist jedoch der, dafs der sittliche Beifall nur als eine Entwicklung und zwar eine Verfeinerung des Triebes nach Lust und Befriedigung der Begierden aufgefafst wird, so dafs zwischen gut und böse kein anderer Gegensatz obwalte als etwa zwischen hell und dunkel. Die allgemeinen Begriffe Hell und Dunkel stehen einander gegenüber wie weifs und schwarz, wiewohl in Wirklichkeit das Helle und das Dunkle gesteigert und vermindert allenfalls bis zum Übergange einander genähert werden können. Dem einen erscheint hell, was ein anderer dunkel nennt. Ein und dasselbe ist hell verglichen mit einem dunkleren und ist dunkel verglichen mit einem helleren Gegenstande. „Gleichwie dem Physiker die Kälte kein Gegensatz zur Wärme, sondern nur eine verringerte Wärme ist; gleichwie die Grenze, wo die Wärme und Kälte sich begegnen, der Null- oder Gefrierpunkt nach Belieben angenommen werden kann, so ist auch für den Kulturhistoriker ganz unmöglich, eine Sonderung der verschiedenen moralischen Eigenschaften vorzunehmen.“ [1]) Das würde der Fall sein, wenn die sittliche Wertschätzung nur auf den Lust- und Unlustgefühlen beruhte, also das Wohlgefallen nur ein Ausdruck einer Begierde wäre. Wessen Wert einzig und allein darauf beruht, dafs es stärker oder schwächer begehrt oder verabscheut wird, das wird von dem einen gelobt, von dem anderen getadelt, jetzt gesucht, dann gemieden, in der einen Beziehung für gut, in der anderen für schlecht, d. h. nicht dienlich zu einem bestimmten Zwecke erklärt werden. Diese Ansicht ist allerdings gegenwärtig sehr weit verbreitet und wird vielfach als das notwendige Ergebnis der sogenannte *Darwin*schen Entwicklungslehre angesehen. [2]) Allein lediglich aus Nutzen und Schaden lassen sich nicht einmal die einfachsten ästhetischen Handlungen der Völker erklären. Mag immerhin zunächst das

---

[1]) *Hellwald*, Kulturgeschichte, 1875. S. 151.

[2]) Über die Anwendung des Darwinismus auf Moral, Recht und die sozialen Verhältnisse vgl. *O. Flügel*, Idealismus und Materialismus der Geschichte, 1898. S. 106.

Äuſsere der menschlichen Wohnung und Kleidung u. s. w. ursprünglich zur Erweckung zweckmäſsiger und zur Vermeidung gefährlicher Reize gegenüber Freunden und Feinden, zum äuſeren Schautragen des Wertes, zum Prunk und Glanz, zur Bedeckung der Schwächen dienen. Daraus folgt wohl die Anlegung von Burgen, Schatzhäusern, das Tragen glänzender Kleidung und ähnliches. Aber schon das regelmäſsige Geflecht und Muster einer Matte ist aus bloſsen Nützlichkeitsrücksichten nicht zu erklären. Und man denke hier an das, was bei Gelegenheit der inneren Freiheit oben erwähnt ist, nämlich an das ästhetisch Geschmackvolle, das weder dem Einzelnen noch dem Ganzen eine unmittelbare sinnliche Annehmlichkeit oder einen Vorteil gewährt. Man muſs eben noch hinzunehmen, daſs der Mensch im Laufe der Entwicklung auf einen Punkt gelangt, wo die gemeinen, egoistischen Interessen sinnlicher Lust zurücktreten, und Urteile anderer Art, zuerst vereinzelt, dann vollständiger sich geltend machen, daſs dann ohne Rücksicht auf den Nutzen als schön anerkannt wird, was durch sich selbst gefällt. Diese Art des Urteilens tritt allerdings zuweilen wie aus der Pistole geschossen blitzartig bei bem Naturmenschen wie auch bei unseren Kindern hervor. Zur Erzeugung derartiger Urteile, namentlich aber zu deren Läuterung und Verbindung sind sicherlich die Handlungen nach Rücksichten des Nutzens und Schadens sehr bedeutungsvoll, indem sie den Geist bildsam und beweglich machen, und indem die gewonnene Geschicklichkeit in der Behandlung äuſserer Gegenstände und die erfahrene Veränderlichkeit der äuſsereren Formen, das Gefühl der Freiheit, über sie zu verfügen, beständig anregt und stärkt. Bei diesen mancherlei Formen wird sich dann auch die eine oder die andere ergeben, welche gefällt, ohne daſs der Mensch weiſs warum, aber sie gefällt und bekommt den Vorzug vor anderen. Und so unmittelbar und unwillkürlich, mit, wie man will zu sagen pflegt, elementarer Gewalt macht sich zuweilen ein derartiges ästhetisches Urteil geltend, daſs z. B. der oft beschriebene glücklich operierte Blindgeborene *Cheseldens* die regelmäſsigen Körper für weit angenehmer im Auge erklärte, als andere Formen; er wuſste dafür keinen Grund anzugeben; sie gefielen ihm aber schon damals besser, als er ihre Gestalt noch nicht anzugeben wuſste.

Nicht anders werden die sittlichen Urteile entstehen. Hineingestellt in die mannigfaltigsten Beziehungen zu den anderen Men-

schen, teilnehmend an ihrem Tun, anschauend sich selbst und andere, kann der Mensch gar nicht anders, als hier und da Mifsfallen oder Beifall empfinden. Mag anfangs auch hier nur der eigene Schaden oder Nutzen mafsgebend sein, die Begierden schweigen wohl auch einmal und das begierdelose Urteil tritt zu Tage. Natürlich müssen vielerlei psychologische Bedingungen zusammentreffen, um diejenige Gemütslage zu erzeugen, welche unparteiisch, unbefangen, willenlos, ästhetisch oder absolut urteilt. Dafs das Sittliche im Urteil sich nur sehr langsam Bahn bricht, namentlich bis es zur vollen Reinheit und Vollständigkeit gelangt, das kann nicht bezweifelt werden, das tut aber dessen absoluter Gültigkeit so wenig Eintrag, als etwa die neuere Astronomie wissenschaftlich zweifelhaft wird, weil sie sich nur sehr langsam aus der Astrologie, wie die Chemie aus der Alchemie herausgearbeitet hat. Überhaupt hat man sich unter dem sittlichen oder absoluten Urteil nicht etwas Wunderbares oder Übernatürliches zu denken. Es hat gerade so gut seine natürlichen psychologischen Ursachen, als alles andere, was in der Seele geschieht, wie etwa die Bevorzugung des Nützlichen. Aber allerdings sind die Bevorzugungen des sinnlich Angenehmen und des Nützlichen insofern natürlicher, als sie sich leichter, schneller und früher geltend machen.[1]) Sowie ja auch der Irrtum, das Vorurteil, der Aberglaube früher vorhanden und insofern natürlicher ist, als die Wahrheit. Aber sowie der Mensch allmählich rein objektiv, interesselos untersuchen und die Wahrheit finden lernt, so lernt er auch interesselos oder absolut über Willensverhältnisse urteilen. Das absolute Urteil hat demnach viele Bedingungen, welche erfüllt sein müssen, wenn es hervortreten soll. Das scheint ein Widerspruch zu sein, dafs das Unbedingte bedingt sein soll. Aber es ist damit nichts anderes gemeint, als dies: es sind viele Bedingungen nötig, um den natürlichen Begierden jeden Einflufs zu entziehen, um den Menschen so zu disponieren, dafs er willenlos und unparteiisch urteilt. Steht er — wenn auch nur für kurze Zeit — auf diesem Standpunkt, behält er im Auge, was ihm zur Beurteilung vorliegt, hütet er sich, fremde Gesichtspunkte einzumischen, dann mufs auch überall und in jedem dasselbe Urteil sich unter denselben Bedingungen erzeugen, so gewifs gleiche Ursachen stets gleiche Wirkungen haben. Und insofern ist ein solches Urteil ein absolutes, ewiges,

[1]) *Volkmann von Volkmar* a. a. O. II, § 150.

unveränderliches, indem eben kein höherer Standpunkt gedacht werden kann, als der des unparteiischen Beobachters.

Nun kann man ja auch von diesem allmählich erlangten Vermögen absolut zu urteilen, sagen, es beruhe oder ziele gleichfalls auf Lebenserhöhung oder Lebensförderung, und also sei es doch nur eine Verfeinerung des Strebens nach Lust. Freilich wird niemand in Abrede stellen, dafs das ästhetisch und sittlich Wohlgefallende das eigentliche und innerste Wesen eines Menschen hebt und sein inneres Wohlsein fördert; das liegt ja schon im Namen des Wohlgefälligen, dafs es mit innerer Beseligung, Harmonie, Förderung und Befreiung verknüpft ist; und *Kant* hat ohne Zweifel viel zu hart alles Wohlgefühl aus der Moral zu verbannen gesucht. Allein man darf doch nicht vergessen, dafs das Wohlgefühl der Lust und das des ästhetischen Beifalls ganz verschiedene Dinge sind und auch psychologisch auf verschiedenen Ursachen beruhen, ersteres auf der Auflösung der Spannung einer Begierde, letzteres auf dem begierdelosen Anschauen gewisser Verhältnisse.

Es dürfte ein vergebliches Bemühen sein, das Sittliche als einen blofsen Ausflufs der Selbstliebe oder des Bestrebens nach Glück zu begreifen.

Denken wir uns einmal einen sittlichen Charakter als vollkommen, wird er glücklich sein? Mag er auch sich selbst mit ungeteiltem Wohlgefallen betrachten, aber hineingestellt in diese Welt, wird ihm der Anblick der Menge und Mannigfaltigkeit des Unsittlichen und des Mangels des Guten ein schweres Leid bereiten. Ein weniger sittlich Denkender kommt viel leichter darüber hinweg, ist in dieser Hinsicht also glücklicher.

Man denke nur an die Idee des Wohlwollens. „In einer Welt, wie die unsrige, wo sich dem Wohlwollenden soviel Leid darstellt, welches ein einzelner nicht beseitigen kann, sondern welches man still mit ansehen mufs, lediglich mit dem Wunsche, dafs dem Leidenden möchte geholfen werden, in einer solchen Welt wird das Wohlwollen ebenso oft oder noch öfter die Form mitleidiger Teilnahme als tätiger Hilfe annehmen müssen. Kann man letztere noch allenfalls als einen Ausdruck von Selbstgefühl und somit als Lust oder Lebenserhöhung deuten, so doch sicherlich nicht die Teilnahme an fremdem Wehe.“[1]) Das ist ein ernstes Leid,

[1]) *O. Flügel*, Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen, 1888. S. 236. Derselbe, Über das Absolute in den ästhetischen Verhältnissen. Langen-



welches der weniger Sittliche, der weniger Wohlwollende auch viel weniger fühlt.

Man nähere ferner das Bild eines Tugendhaften der Wirklichkeit, sehe also seine Tugend noch nicht als vollkommen an, sondern nur als ernstes Streben nach derselben. Hier erinnere man sich, was über die Selbstgerechtigkeit der Naturvölker gesagt ist und erwäge, wieviel leichter diese oder auch sittlich Stumpfsinnige zur inneren Einheit und Zufriedenheit mit sich selbst gelangen, als derjenige, welchem das Streben zur Tugend die ernsteste Arbeit seines Lebens ist. Hier steht abermals die bloſse Rechnung nach Lust und Unlust günstiger für den weniger Sittlichen. Das bloſse Streben nach Lust würde also bei rechter Erwägung nicht zur Tugend führen.

Aber auch die besonderen Urteile des Vorziehens und Verwerfens der einzelnen Handlungen und Gesinnungen können nicht auf bloſse Urteile nach eigener Lust und Unlust zurückgeführt werden.

Wir haben oben drei Arten des Vorziehens hervorgehoben: das sinnlich Angenehme, das Lustgefühl als Befriedigung einer Begehrung und das ästhetisch (sittlich) Wohlgefällige. Allen drei Arten ist das Gefallen eigen, was im weitesten Sinne zuweilen wohl auch Lust oder angenehm genannt wird. In diesem weitesten Sinne können auch die schönen Formen der Kunst, wie die Harmonie der Farben, der Töne, eines Bauwerkes u. s. w. als angenehm oder lustbringend bezeichnet werden. Desgleichen mag man von einem Menschen, welcher für seine Überzeugung oder für anderer Rettung die schwersten Opfer bringt, sagen, er tue dies, weil es ihm das Angenehmste sei. Verleugnung seiner Überzeugung, Preisgeben des Freundes würde ihm viel unangenehmer sein. Und so läſst sich alles sittliche Tun und Leiden allenfalls auf angenehme Gefühle zurückführen oder als Ausfluſs des Egoismus darstellen. So geben z. B. *Helvetius* und *Mandeville* zu, daſs die Menschen zuweilen aus uneigennützigen Motiven handeln, setzen aber hinzu: sie handeln dennoch aus gewissen Interessen, nämlich getrieben von der Lust an der Vortrefflichkeit der Handlung selbst, an inneren und äuſseren Beifall.

Indessen anderes meint man doch nicht unter moralischen Motiven als Lust an der Vortrefflichkeit der Handlung oder inneren

salza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1900 und in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, 1895. S. 165.

Beifall. Nennt man dies auch eigennützige Interesse, so unterscheidet man dabei eben nicht, was doch wohl zu unterscheiden ist. Der höchst willkürliche Gebrauch gewisser Wörter kann doch nicht zusammenfassen, was begrifflich ganz verschieden ist. Bei den ästhetischen und sittlichen Urteilen kommt der Urteilende als Person mit seinen Neigungen und Abneigungen gar nicht in Betracht. Man stellt sich auf den Standpunkt eines völlig Unparteiischen, dessen persönliches Wohl oder Wehe hier gar nicht beteiligt ist. Das Urteil betrifft ja auch nicht bloſs das Gegenwärtige, welches etwa noch die Person des Urteilenden berühren könnte, sondern es geht ebenso über längst entschwundene Zeiten und Verhältnisse, oder über bloſs gedachte als möglich vorgestellte Handlungen und Gesinnungen. Bei dem Urteilen über dergleichen fühlt man auch sehr wohl, ob sich unser Wille, unser Mögen und Nicht-mögen einmischt, oder ob man willenlos, unbefangen, rein sachlich urteilt. Rein sachlich urteilt man aber da, wo die Sachen selbst oder die Objekte, nämlich die vorgegestellten Willensverhältnisse die einzigen Ursachen des Vorziehens und Verwerfens bilden, und wo das urteilende Subjekt nur insofern in Frage kommt, als es sich dem objektiven Vorgang in sich hingibt und keinerlei Neigungen einmischt. Und in einer solchen unbefangenen Stimmung kann man eben nicht anders, als gewisse Handlungen und Gesinnungen zu loben oder zu tadeln.

Daſs man es hier mit rein objektiven Urteilen zu tun hat, diese Erkenntnis hält bei den sittlichen Verhältnissen zuweilen darum schwer, weil ja, recht betrachtet, das Sittliche gar oft auch der Vorteil des einzelnen und der Gesellschaft ist. Insofern scheint das Sittliche nur ein Ausfluſs des Nützlichen zu sein. Man denke jedoch an die rein ästhetischen Urteile. Wir haben oben die anfänglichen ästhetischen Urteile deshalb so ausführlich besprochen, um zu zeigen, daſs der Mensch es lernt, ohne Rücksicht auf Nutzen, nach bloſs ästhetischen Beziehungen zu urteilen. Wem wird es beikommen, jenes anfängliche ästhetische Vorziehen oder gar unsere Kunst aus bloſsen Nützlichkeitsrücksichten abzuleiten oder als bloſs sinnlich Angenehmes anzusehen! Die alte Psychologie würde sagen, die (ästhetische) Urteilskraft erwacht allmählich und macht sich neben dem unteren Begehrungs- und Gefühlsvermögen geltend. Wir können hier noch einen Schritt weiter gehen, da wir die Urteilskraft nicht als ein besonderes Vermögen ansehen, sondern sie betrachten als eine

Wirkung der einzelnen Vorstellungen und ihrer mannigfaltigen Verbindungen. Insofern müssen wir sagen, auch die ästhetischen und sittlichen Urteile gehen aus dem anfänglich rohen Mechanismus der Vorstellungen hervor. Allerhand Erfahrungen, sinnliche Gefühle, Begehrungen bilden den Boden auch für die höchsten Gebilde des menschlichen Geistes. Allein die Wirkung ist hier wie so oft ihren Bedingungen weder gleich noch auch nur ähnlich. Man mag immerhin die reinsten Erweisungen ehelicher Liebe und Treue im letzten Grunde in phylogenetischer und ontogenetischer Beziehung aus dem Geschlechtstrieb entsprungen denken. Wir sagen mit *Wallaschek,* sonst einem Vertreter der egoistischen Moral: „wer die Wirkungen vor lauter Ursachen nicht sieht, wird nur an letztere glauben“,[1]) wird in unserem Falle nur den Geschlechtstrieb sehen und das tatsächliche Vorhandensein einer selbstlosen Liebe leugnen.

So haben sich die sittlichen Urteile aus anfänglich eigennützigem, rohem Sinnenleben des Menschen entwickelt. Wie ja auch die theoretische Forschung, welche die Wahrheit um dieser selbst willen sucht, zumeist ausgegangen ist aus Erfahrungen von Schaden und unternommen wurde, um Schaden abzuwehren und die Naturkräfte in des Menschen Dienst zu nehmen. Der Selbsterhaltungstrieb zwang zur Erforschung der Lebensbedingungen, die Not machte erfinderisch. Allein war die Forschung einmal eingeleitet, dann führte der Forschungstrieb auch weiter, machte sich frei von dem Dienst des Nutzens und führte zur selbständigen Theorie, zur Liebe der Wahrheit, um der Wahrheit willen. Ja in verhältnismäſsig frühen Zeiten wurde die Philosophie als bloſse Forschung um der Wahrheit willen, abgesehen von jedem anderen Zwecke, für das höchste, sogar sittliche Gut angesehen.[2])

In ähnlichem Sinne wird man die sittlichen Urteile, welche von jedem Nutzen absehen, wird man das Gewissen das Erzeugnis einer langsamen Entwicklung nennen. Und darum ist es auch nicht anders zu erwarten, als daſs die Menschen im Laufe der Entwicklung sehr verschiedene Stufen der Beurteilung eingenommen und ein und dieselbe Handlung bald von diesem, bald von jenem Gesichtspunkt aus betrachtet, bald gelobt, bald getadelt haben. Dabei ist auſserdem nicht zu vergessen, daſs die Sitten

---

[1]) *Wallaschek*, Studien zur Rechtsphilosophie, 1889. S. 289.
[2]) *O. Flügel*, Idealismus und Materialismus der Geschichte, 1898. S. 174.

und Meinungen der Völker zum gröſsten Teil durch alles andere eher als durch moralische Erwägungen bestimmt worden sind. Selten haben die Menschen aufrichtigen Sinnes nach Recht und Unrecht bei ihrem Handeln geforscht. Das ist allezeit die Aufgabe einzelner hervorragender Geister gewesen. Den Sitten und Meinungen ganzer Völker oder der groſsen Masse ist meistens nur ein wenig sittliche Überlegung beigemischt gewesen.[1])

Genauer besehen ist übrigens die Verschiedenheit des Urteils keineswegs so groſs, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Nur gar zu oft hält man sich bei Beurteilung der Sittlichkeit der Individuen und Völker lediglich an die äuſsere Erscheinung. Das sittliche Urteil ergeht aber ausschlieſslich über Willensverhältnisse; es ist also nötig, den Willen, die Absicht jeder Handlung oder Sitte ins Auge zu fassen. In den meisten Fällen ist es nicht die sittliche Einsicht, sondern die theoretische Erkenntnis, welche einer Berichtigung bedarf. Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Ideen.

Wie sehr auch die Rechtsbestimmungen der einzelnen Völker und Zeitalter von einander abweichen mögen, ihnen allen liegt die Idee zu Grunde, der Streit miſsfällt. Kein Volk ist ohne Rechtsbestimmungen, und jede dieser Bestimmungen hat den Zweck, Streit zu schlichten oder ihm vorzubeugen. Freilich sind die Mittel dazu, nämlich die besonderen Rechtsbestimmungen höchst verschieden. Was also voneinander abweicht, ist nicht die sittliche Einsicht, welche allgemein einen rechtslosen Zustand oder das Faustrecht verurteilt, sondern die theoretische Einsicht, welche die tauglichsten Mittel für den Zweck eines friedlichen Zusammenlebens der einzelnen Stammsglieder zu wählen hat. Zu diesem Behufe, nämlich dem Streit vorzubeugen und ihn zu schlichten, bedarf es vielfacher Rücksichtnahme auf die geschichtliche Vergangenheit, auf die Lebensweise, die Kulturstufe, die Sitten, ja zuweilen auf die augenblickliche politische Lage eines Volkes und auf vieles andere. Daſs also bei dem einen Volke und zu der einen Zeit zu Recht besteht, was anderwärts für Unrecht gilt, wen kann das befremden? Oder wer kann daraus den Schluſs ziehen, das Urteil über Recht und Unrecht sei überhaupt nur relativ?

Desgleichen ist allen Völkern die Einsicht gemeinsam, daſs

---

[1]) *Salter*, Die Religion der Moral, 1885. S. 89.



Verbrechen zu strafen sind, und dafs die Strafe im Verhältnis zu der Schwere des zu bestrafenden Vergehens stehen müsse. Das ist die sittliche Einsicht. Welches Verbrechen nun schwerer sei, und also eine härtere Strafe verdiene, welche Strafe nach dem Gefühl eines Volkes als hart empfunden werde, ferner wer der eigentliche Urheber der Tat sei, ob ein einzelner oder eine gröfsere Anzahl von Personen, die gleichsam zu einer Einheit mit jenem verknüpft gelten, das sind theoretische Überlegungen, welche unter verschiedenen Voraussetzuugen auch verschiedene Ergebnisse haben müssen.

Am meisten fällt die Verschiedenheit des Verhaltens hinsichtlich des Wohlwollens in die Augen, weil wir geneigt sind, Wohl und Wehe nach unseren Gefühlen zu beurteilen. Man hat sich indessen streng an den Begriff des Wohlwollens zu halten, der darin besteht, fremden Willen zu fördern. Im vorstehenden haben wir sehr zahlreiche Handlungen kennen gelernt, welche nach unseren Begriffen entsetzliche Roheiten und Grausamkeiten sind, in Wirklichkeit indes denen, welchen sie zugefügt werden, als Wobltaten oder doch nicht als Wehetaten erscheinen. Es sei nur erinnert an die Totenopfer, an das Töten der Alten und Schwachen. Deren Streben ist auf den Tod gerichtet, will man also ihren Willen fördern, ihnen wohltun, so darf man ihnen den Tod nach herkömmlicher Weise nicht versagen (aufserdem heifst es *volenti non fit injuria*, dem Wollenden geschieht kein Unrecht); eine Schonung nach unseren Begriffen würde ihnen als Schmach und Grausamkeit erschienen sein. Desgleichen empfindet der indianische Kriegsgefangene die ausgesuchteste Marter als Ehre. Erst wenn infolge der Kultur der Wert des Menschenlebens und die Empfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz steigt, der Aberglaube abnimmt und noch vieles andere hinzukommt, ändern sich die Wünsche der sonst dem Tode Geweihten; und demnach hat sich auch das Verhalten derer, die ihnen wohltun oder sich ihren Wünschen widmen wollen, zu ändern. Wiederum aber kann auch die höchste Stufe der Sittlichkeit nicht allein gleichgültiger gegen persönliches Mifsgeschick machen, sondern kann es sogar erwünscht, weil dienlich zur eigenen sittlichen Vervollkommnung, erscheinen lassen. Es ist mir lieb, dafs du mich gedemütigt hast, damit ich deine Rechte lerne (Psalm 119, 71). Wir rühmen uns auch der Trübsal dieweil wir wissen, dafs Trübsal Geduld bringt (Römer 5, 3).

Man denke ferner „die Güte kennt zuweilen die Welt nicht, es kann ihr hier und da begegnen, übel zu tun, wo sie wohlwollte.“[1]) Jedenfalls handeln diejenigen *bona fide,* welche so oft einen Kranken quälen durch Mittel, mit welchen sie zu helfen meinen; oder die, welche ein Kind töteten, von dem sie nach ihrem Aberglauben meinten, es werde, wenn es am Leben bleibe, zeitlich und ewig unglücklich; vorausgesetzt, daſs dergleichen Morde noch nicht untersagt waren. Selbst die Grausamkeit der Inquisitoren erscheint im milderen Lichte, wenn man bei ihnen, oder doch bei einigen derselben voraussetzen darf, daſs sie das Wohl des Ganzen im Auge hatten, um dessentwillen sie den einzelnen opferten, welcher nach ihrer Meinung sehr vielen schädlich werden muſste, wenn er frei wirken durfte. So beschwichtigt auch wohl heutzutage ein Richter sein Mitleid mit einem Zuverurteilenden durch die Erwägung, daſs Mitleid mit diesem einzelnen Grausamkeit gegen sehr viele andere wäre.

Hier überall ist es nicht die sittliche Einsicht, welche irrt, sie lobt Wohlwollen und verurteilt Übelwollen; nur die theoretische Überlegung, welche die Mittel zum Wohltun wählt, oder den fremden Willen zu kennen meint, irrt und bringt die groſse Verschiedenheit hervor.

Weit geringer ist die Verschiedenheit der Urteile hinsichtlich der Idee der Vollkommenheit und der inneren Freiheit. Starkes, umfassendes, zielbewuſstes, ausdauerndes, erfolgreiches Handeln und Wollen ist allgemein einem schwächlichen Wollen vorgezogen worden. Und ebenso bekannt ist die Gewissenhaftigkeit, die peinliche Ängstlichkeit, mit der zumal Naturvölker das beobachten, was ihrer Überzeugung nach das Gute ist, die Sitte, die religiösen Forderungen u. s. w.

Denken wir nun gar an die mittelbaren Tugenden, so weist schon der Name auf theoretische Überlegung hin, welche die rechten Mittel zur Tugend zu wählen hat. Uns ist es eine sehr geläufige Betrachtung, einem Naturvolke aber eine überaus langwierige, daſs Fleiſs, Mäſsigkeit, Sparsamkeit, Keuschheit u. s. w. notwendige Mittel zur Sittlichkeit sind und insofern geradezu den Wert einer Tugend selbst in Anspruch nehmen können. Es ist ferner ein theoretischer Irrtum, nach welchem das Weib und der Sklave für unvollkommenere Geschöpfe, als der freie Mann, ge-

---

[1]) *Herbart*, prakt. Ph. 101 bei Hartenstein VIII, 42; bei Kehrbach II, 362.

halten werden. Wo diese Meinung aber einmal herrscht, da wird man auch nach derselben handeln. Man erwarte also z. B. die Monogamie da nicht, wo die Ebenbürtigkeit des Weibes nicht auch theoretisch anerkannt ist. Und wie langsam hinkt oft die Tat der Einsicht nach. Wie lange hatte man die Gleichheit aller Menschen erkannt und gepriesen, und wie schwer war es, die Sklaverei auch nur unter denen auszurotten, welche diese Einsicht gewonnen hatten! Wer ferner nicht einzusehen vermag, dafs Geld ein produktiver Gegenstand sei, und dafs das Darlehn den Borger in den Stand setzt, sich Wohlstandsquellen zu erschliefsen, die auch nach der Rückzahlung des Darlehns noch andauern, der mufs das Zinsnehmen als höchste Ungerechtigkeit verurteilen.

Weiter ist ersichtlich, die sogenannte Entwicklung der sittlichen Begriffe betrifft in vielen Fällen deren Anwendung auf die besonderen Verhältnisse des Lebens. So wird z. B. hingewiesen, wie sich im Laufe der Zeit das Urteil über die Sklaverei geändert habe; aber diejenigen, welche an der Sklaverei keinen Anstofs nahmen, hatten ohne Zweifel dasselbe sittliche Urteil, als wir, die wir sie verwerfen. Wurden ihnen die Verhältnisse des Wohlwollens und der Billigkeit als ein „Fall" der allgemeinen Moral vorgelegt, so haben sie sicherlich ein ebenso richtiges Urteil darüber gehabt als wir, sie fühlten auch wohl die Verpflichtung, diese Ideen im Leben zu verwirklichen, und hatten zum Teil gewifs selbst den guten Willen. Aber die Unterordnung des besonderen Falles, nämlich der Sklaverei unter die allgemeine Regel, welche die Ideen geben, fehlt; dafs jener *in abstracto* so richtig beurteilte „Fall" eben hier seine Anwendung findet, leuchtet nicht sofort ein. Daran wird vielfach gar nicht gedacht. Die Gewohnheit, der tägliche Anblick, der Umstand, dafs niemand daran Anstofs nimmt, stumpft das Gefühl ab. Das täglich sich Wiederholende zieht am wenigsten die Aufmerksamkeit auf sich und macht das Urteil gar nicht rege. Ein späteres Jahrhundert begreift vielleicht unsere Gleichgültigkeit gegen das viele menschliche Elend, was uns umgibt, nicht; es würde aber sehr irren, wenn es diese Gleichgültigkeit auf Mangel der sittlichen Einsicht oder auf bösen Willen zurückführen wollte. Zu allermeist ist es die Gewohnheit, welche dagegen abstumpft, oder wohl auch die Meinung, es lasse sich nicht ändern. Wissen dann erleuchtete Wohltäter des menschlichen Geschlechtes die allgemeine Aufmerkkeit darauf zu lenken und die betreffenden Zustände so darzu-

legen, dafs das sittliche Urteil rege wird, dann begreift man nicht, wie man so lange blind sein und schreiende Mifsstände ruhig dulden konnte. Gelingt deren Abstellung, wird dem menschlichen Elend gesteuert, so erregt alsdann ein einzelner Fall von Elend weit mehr Mitleid, als vorher vielleicht das Verkommen einer ganzen Menschenklasse, weil die Gewohnheit dagegen stumpf gemacht hatte.

Weil es nun oft mehr theoretische Meinungen, Mangel an Aufmerksamkeit, Ungelenkigkeit des Denkens sind, was die grofse Verschiedenheit des sittlichen Verhaltens der Völker bedingt, als eigentliches Verkennen der sittlichen Ideen selbst, so ist auch ersichtlich, wie grofs der Einflufs der Kultur und der Verstandesbildung auf das Sittliche ist, weniger auf das Hervortreten der sittlichen Urteile selbst, als vielmehr auf deren Auslegung und Anwendung im praktischen Leben.

Überhaupt liegt den Reden von der Entwicklung der Moral vielfach eine ganz falsche Vorstellung von den Geisteskräften und ihrer Entwicklung zu Grunde. Man hegt dabei oft die Meinung von besonderen Kräften oder Vermögen, welche Ursachen der Vernunft und des sittlichen Urteils sind und welche vorhanden, wenn schon als gebunden oder schlafend gedacht werden, auch wo sie nicht wirken; es komme eben nur darauf an, diese Kraft zu wecken, ihr etwas zu tun zu geben und weiter zu bilden; dann könne sie weiter ins Unendliche fort entwickelt werden. In Wahrheit geht aber Vernunft nicht dem vernünftigen Denken und Tun voran, sondern ist selbst nur ein zusammenfassender Name für alle Fälle, in welchen vernünftig gedacht und gehandelt wird; ist Wirkung, nicht Ursache. Wo die Willensverhältnisse, welche den sittlichen Ideen zu Grunde liegen, vollkommen begierdefrei aufgefafst werden, da bedarf es nicht erst noch einer besonderen Kraft oder Vernunft, welche urteilt, sondern da erzeugt das ebenmäfsige Vorstellen der betreffenden Willensverhältnisse selbst das sittliche Urteil. Letzteres erfordert daher zu einem Zustandekommen die beiden Bedingungen, einmal dafs die Willen in den bestimmten Verhältnissen vorgestellt und zum anderen dafs sie willenlos, unparteiisch oder gleichschwebend vorgestellt werden. Dafs alles Einmischen von Leidenschaften, Vorurteilen, Begierden das sittliche Urteil am Hervortreten hindert und falsche Urteile eingibt, davon ist schon oft die Rede gewesen. Jetzt nur noch einige Worte über die erstere Bedingung, über das Vorstellen der Willensverhältnisse überhaupt. Die betreffenden Willen können

vorgestellt werden als wirkliche, wenn wir sie an uns selbst oder an andern Personen als gegeben auffassen, oder als bloſs mögliche, wenn die Phantasie sich denkbare Fälle vergegenwärtigt. Das letztere erfordert eine Art dichterischer, jedenfalls leicht beweglicher Phantasie, welche die verschiedenen Verhältnisse sich vorführt. Jede Phantasie setzt aber erst die Wahrnehmung voraus; auch der kühnsten Einbildungskraft steht kein anderer Stoff zur Verfügung als der, welcher zuvor wahrgenommen ist; ihr Werk ist nur die Mannigfaltigkeit der Verknüpfung oder Trennung. Also muſs immer erst wirkliches, objektiv gegebenes Wollen das Urteil erzeugt haben, bevor die Phantasie ein bloſs mögliches Wollen sich vorstellt, kombiniert und hierdurch das sittliche Urteil weckt. Das wirkliche Leben macht das sittliche Urteil zuerst hervortreten. Wo nun das Leben völlig eintönig ist, werden auch nur wenige und immer dieselben Willensverhältnisse der Beurteilung vorliegen; und gleiche Ursache, gleiche Wirkung: es werden unter solchen Bedingungen auch immer nur die nämlichen wenigen Urteile sich geltend machen. Wird aber das Leben reich an Beziehungen der Personen untereinander, so müssen sich die sittlichen Urteile reichlicher und mannigfaltiger erzeugen. Besondere Verhältnisse lassen auch die betreffenden Urteile mit besonderer Schärfe hervortreten. Ausgedehnter Handel z. B. pflegt zwar in Wirklichkeit die Bevölkerung lügnerisch und trügerisch zu machen; in der Theorie aber hat er zur Folge, daſs das Urteil über Treue, Wahrheit, Pünktlichkeit u. s. w. sehr streng wird. Der Parlamentarismus erzeugt gehässiges Parteileben, läſst eben darum *in thesi* Unparteilichkeit als besonders hohes Gut erscheinen. Hier liegen wiederum Gründe vor, aus denen eine verschiedene sittliche Beurteilung bei verschiedenen Völkern und Zeiten sehr erklärlich wird, namentlich daſs oft gewisse Urteile so gut wie gar nicht vorhanden sind, weil die Verhältnisse fehlen, worauf sie sich beziehen, und daſs andere Urteile sich mit so groſser Einseitigkeit geltend machen.

So kann man allerdings sagen, das Leben bilde das sittliche Urteil und bilde es aus, aber nicht, indem es eine vorhandene, angeborene Kraft weckt und stärkt, sondern indem es erst die betreffende Kraft, richtiger das Urteil, durch die Willensverhältnisse, welche das Leben dem Beschauer bietet, erzeugt und zwar so oft von neuem und immer gleich erzeugt, wie oft sich dem Urteilenden die nämlichen Verhältnisse in der gleichen Weise darbieten.

Überschaut man nun die verschiedenen sittlichen Urteile unter den Völkern, so kann man sich dabei einem doppelten Eindrucke hingeben, einmal daſs sich doch sehr vieles und gerade die Grundzüge der Moral und des Rechtes im ganzen gleich bleiben, und zum anderen, daſs tatsächlich eine Entwicklung zum Vollkommeneren nicht zu leugnen ist. Beides schlieſst einander nicht aus. Dem letzteren Eindrucke überlassen sich diejenigen, welche wie etwa *Helvetius* eine durch und durch relative Moral lehren. Alles, was gut oder böse heiſst, beruht lediglich auf Herkommen, Gewohnheit, Vorurteil (auf Sitte, nicht Natur, wie die alten Sophisten sagten). In Wahrheit gibt es nichts absolut Gutes. Was bei diesem Volke als Tugend gepriesen, wird bei dem anderen als Laster gebrandmarkt, und umgekehrt. Was heute gelobt wird, kann morgen getadelt werden. Allein als so willkürlich, so veränderlich zeigen doch die Tatsachen Sitte und Recht nicht. Es läſst sich auch unschwer in gewisser Beziehung wieder etwas sich Gleichbleibendes erkennen. *Levingstone* bemerkt: „niemand gewinnt wohl viel Einfluſs in diesem Lande (der Neger) ohne Reinheit und Redlichkeit. Die Taten eines Fremden werden von jung und alt scharf beobachtet. Selten wird selbst bei den Heiden ein Urteil gefällt, das unschön oder unbarmherzig wäre“ (*Ratzel* I, 143).

Nach einer guten Tat, sagen die Tonga-Insulaner, haben wir ein schönes Gefühl, deshalb handeln wir gut (*Waitz* IV, 116).

Man sieht dies auch, wie die Betschuanen sich ihren Häuptling Motleme († 1818) idealisieren: Er war, heiſst es, gerecht und richtete nach den Regeln der Billigkeit, er war sanftmütig und zugänglich; Witwen und Waisen nahm er in seinen besonderen Schutz. Den jungen Männern, die keine Frauen kaufen konnten, gab er Weiber von den seinen. Er war mäſsig im Essen und Trinken, trank nur Wasser und Milch; war gern in Gesellschaft von Kindern, hat schöne Sprüche hinterlassen, wie: es gibt im Himmel ein mächtiges Wesen, das alle Dinge geschaffen hat. Das Gewissen ist der Mahner in der Brust, es zeigt ihm unveränderlich seine Pflicht; wenn er recht tut, lächelt es ihm, wenn er unrecht tut, nagt es an ihm. Alles vergeht, so auch ich, aber ich gehe zu meinen Vätern.

Man könnte hierher auch den Umstand rechnen, daſs alle Völker ideale Interessen heucheln, auch dann, wenn sie materielle Interessen verfolgen. Man würde das Gute nicht heucheln, wenn man nicht voraussetzte, daſs das Gute die Herzen für sich ge-

wönne. Man lese z. B. die Proklamationen an das Heer, an die Bürger vor Ausbruch eines Krieges. Die eigentlich treibenden Motive sind meist materielle Interessen, Brotfragen, aber genannt werden andre: Ehre, Ruhm, Gerechtigkeit, Kultur. Man will lieber zu strafen scheinen, als zu rauben. Man schämt sich des Egoismus, und der fadenscheinigste Idealismus wird geheuchelt. Handelsvölker wie die Karthager und Engländer können weniger als andre die egoistischen Interessen verbergen und sind darum auch besonders verachtet. Es gibt, sagt daher *Voltaire,* tausend verschiedene Auslegungen des Moralgesetzes, nämlich unter 1000 verschiedenen Umständen, aber die Grundlage bleibt immer dieselbe, die Grundlage ist die Idee des Rechten und des Unrechten. Und noch rückhaltloser äufsert sich in diesem Sinne *Buckle:* „Es findet sich ohne Zweifel nichts in der Welt, was so wenig Veränderung erlitten hat, als jene grofsen Grundsätze, welche die Moralsysteme ausmachen. Anderen Gutes tun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsere Nächsten zu lieben wie uns selbst, unseren Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten, unsere Eltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten. Dies und dergleichen sind die Hauptsätze der Moral: aber sie sind seit Jahrtausenden bekannt, und nicht ein Titelchen ist ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Textbücher, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht.“ [1]) Ebenso erklärt *Condorcet:* „Die Moral aller Völker ist dieselbe geblieben.“ [2]) Und *Mackintosh*: „In der Moral gibt es keine Entdeckungen. Mehr als 5000 Jahre sind verflossen, seit der Pentateuch geschrieben wurde: und wer kann sagen, dafs seit jener fernen Zeit die Regel des Lebens sich in einer wesentlichen Hinsicht verändert habe. Wenn wir die Gesetze des *Manu* mit derselben Absicht erforschen, werden wir zu demselben Schlusse kommen. Man schlage die Bücher der falschen Religionen auf, und man wird finden, dafs ihr Moralsystem in allen Hauptfragen das nämliche ist. Die Tatsache ist klar, in der praktischen Moral sind keine Fortschritte gemacht worden. Die Tatsachen, die zur Bildung moralischer Regeln führen, sind dem einfältigsten Barbaren ebenso zugänglich und

---

[1]) *Buckle*, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von *Ruge*, 1860. I, S. 153.

[2]) S. bei *E. L. Fischer*, Über das Gesetz der Entwicklung auf psychischem Gebiet. 1875. S. 112.

naheliegend, als dem aufgeklärtesten Philosophen. Die Moral ist bis jetzt ohne Entwicklung geblieben und wird es nach meiner Meinung auch ferner bleiben."[1]) Es ist gewiſs, „daſs aus den übereinstimmenden sittlichen Anlagen des menschlichen Bewuſstseins schlieſslich übereinstimmende sittliche Anschauungen sich entwickelt haben. Gegenteilige Behauptungen beruhen entweder auf übertreibenden Schilderungen der Vorstufen des sittlichen Bewuſstseins oder auf einer übermäſsigen Betonung jener spezifischen Färbungen des sittlichen Lebens, welche die wechselnden Bedingungen des Kultus und des nationalen Charakters mit sich bringen. Kein Unbefangener kann sich der Überzeugung verschlieſsen, daſs die Unterschiede hier schlieſslich nicht gröſser sind als auf intellektuellem Gebiete, wo trotz aller Abweichungen der Anschauungen und Denkrichtungen doch die Allgemeingültigkeit des Denkgesetzes feststeht.[2])

Ohne Zweifel behaupten *Mackintosh* und namentlich *Buckle* zu viel, zumal wenn man auf das Leben der Naturvölker blickt. Aber es kann nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein, woher die tatsächlichen Verschiedenheiten der Moral rühren. Der hohe Standpunkt des absoluten Urteils muſste eben erst erstiegen werden. Daher auch *Mackintosh* anderwärts bemerkt, daſs *Kant* der Vertreter der absoluten Moral, den schon vollendeten und entwickelten Zustand des menschlichen Bewuſstseins vor Augen habe, die schottische Schule dagegen mehr auf diejenigen Zustände eingehe, wo sich das sittliche Bewuſstsein neben und aus dem sinnlichen Triebe entwickelt.[3]) Nur in den einfachsten Beziehungen zwischen mein und dein sagt daher *Schaeffle*, in den mehr sich gleichbleibenden Verhältnissen von Privaten zu Privaten, Familienmitgliedern zu Familienmitgliedern, Mann und Frau, Eltern und Kindern erlangen die objektive Sitte und das Recht schon früh ein unverbrüchliches Ansehen über die einzelnen. Für diese Verhältnisse, aber auch nur für diese besitzt *Buckles* Behauptung von der geschichtlichen Stabilität der Moral einige Wahrheit. Diese Behauptung ist aber gänzlich falsch für die Moral für die verwickelteren Verhältnisse in Staat, Kirche, Volks-

---

[1]) *Life of Mackintosh* 199—222. *Livingstone* meint, daſs mit Ausnahme der Polygamie der Afrikaner dieselben Begriffe über Sittlichkeit habe, als wir.

[2]) *Wundt*, Ethik. 1886. S. 32.

[3]) S. bei *J. H. Fichte*, Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England. 1850. S. 589.



wirtschaft u. s. w.[1]) Was hier fehlt, ist indes nicht sowohl eine neue Moral, die etwa Übelwollen und Betrug lobte, sondern wie *Schaeffle* selbst sagt, nur die Übertragung der Anwendung der sonst gültigen Privatmoral auf die öffentlichen und verwickelteren Verhältnisse. Die Versuche solcher Anwendungen haben bekanntlich wieder ihre Schwierigkeiten, Verfehlungen, kurz ihre Geschichte; diese berührt jedoch die einmal erkannten Ideen nicht.

Fragt man nun: gibt es also eine Entwicklung der sittlichen Ideen, oder gibt es keine? so läfst sich diese Frage als eine Vexierfrage behandeln. Man kann sagen, wie wir dies oben auch getan haben, ästhetisch falsche Urteile gibt es überhaupt nicht; wo nicht ästhetisch richtig geurteilt wird, da wird eben gar nicht ästhetisch, sondern nach anderen Rücksichten geurteilt. Wenn ihr auf Völker hinweist, die tatsächlich in sittlicher Beziehung ganz anders als wir geurteilt haben, so antworten wir: jene Völker haben eben nicht ästhetisch oder willenlos geurteilt. Doch treten wir der Frage näher, indem wir zuvörderst einen Blick auf die Entstehung falscher theoretischer Urteile werfen. Erblicken wir z. B. in der Ferne eine Gestalt, die einem Bekannten gleicht, so entsteht zunächst ein Schwanken: ist er's, ist er's nicht? Endlich erkennen wir die Farbe seiner Kleidung; es ist diejenige, welche er zu tragen pflegt. Das Urteil entsteht: er ist's. Ist er's nun doch nicht, so haben wir uns zwar geirrt, aber wir konnten nicht anders. Mit alleiniger Rücksicht auf den uns im Augenblicke bekannten Inhalt der Vorstellung seiner Person und des Bildes der entgegenkommenden Gestalt mufste die Vorstellung, er sei es, mit dem Subjekte sich verbinden. Hätten wir näher zugesehen, so hätten wir vielleicht wahrgenommen, dafs der Gang der Gestalt anders beschaffen, die Statur kleiner sei, als die unseres Bekannten; der Inhalt der Vorstellung des Fremden wäre dann ein anderer, dem Inhalt der Vorstellung unseres Freundes unähnlicher, wohl gar entgegengesetzter geworden, und das richtige Urteil (das Unterbleiben der Verbindung beider Vorstellungen) mit gleicher psychologischer Notwendigkeit erfolgt: er ist es nicht! jedoch wir kannten eben diesen Inhalt nicht. Unser Urteil erfolgte unter dem Drucke des uns eben bekannten und gegenwärtigen Inhalts mit Notwendigkeit, und ist daher nach diesem betrachtet auch nicht

[1]) *Schaeffle* a. a. O. I, 417.

falsch, aber der Inhalt selbst war es. Mit Rücksicht auf den uns bekannten Inhalt der Vorstellungen urteilen und schlieſsen wir daher immer richtig, folglich können alle Regeln, den Irrtum zu vermeiden, nur auf Berichtigung und Verständigung des Inhalts unserer Vorstellungen gerichtet sein.[1]) Unter den gerade obwaltenden Voraussetzungen folgt das betreffende Urteil mit Notwendigkeit als solches und kein anderes. Ist es falsch, so sind die Voraussetzungen als seine Bedingungen falsch.

Genau ebenso verhält es sich mit den ästhetischen und sittlichen Urteilen. Letztere sind die notwendige Wirkung des vollendeten Vorstellens gewisser Willensverhältnisse. Werden die betreffenden Verhältnisse wirklich vollendet d. h. willenlos, unparteiisch vorgestellt, sind also die Verhältnisse einfach genug, daſs sie leicht von jedem im vollendeten Vorstellen erfaſst werden können, dann kann auch darüber nur in einer ganz bestimmten, für alle Intelligenzen in gleicher Weise geurteilt werden. Das Urteil ist dann richtig, absolut und allgemein gültig. Wird hingegen über dieselben Verhältnisse in verschiedener Weise geurteilt, ist das Urteil nach unseren geläuterten Begriffen falsch, so ist das ein sicheres Zeichen, daſs die betreffenden Verhältnisglieder sich nicht im vollendeten, gleichschwebenden Vorstellen befanden; daſs vielmehr der Urteilende in irgend einer Weise befangen war. Spricht man daher von einer Wandelung der sittlichen Urteile, so kann man nur eine Wandelung der betreffenden Vorstellungen der Willensverhältnisse im Auge haben. Wollte man sagen: nein die Willensverhältnisse werden von einem Volke und Individuum genau so vorgestellt, wie von dem anderen, nur das Gefühl ist ein anderes, welches sich erzeugt, das Urteil ist darum auch anders, welches gefällt wird, so heiſst das: gleiche Ursachen bringen verschiedene Wirkungen hervor. Das Gefühl ist ja nichts Selbständiges, kein besonderes Vermögen noch eine selbständige Kraft neben und auſser den Vorstellungen, sondern nur die notwendige Wirkung der betreffenden Vorstellungen, welche es erzeugen. Kommen gewisse Vorstellungen von Willensverhältnissen zum Bewuſstsein, so erzeugt sich stets als notwendige Folge ein bestimmtes Gefühl und Urteil. Ist letzteres falsch oder abweichend in den verschiedenen Personen, so liegt dies daran, daſs jene Willensverhältnisse in den einzelnen in verschiedener

[1]) *R. Zimmermann*, Philosoph. Propädeutik. Wien 1867. 289.

Weise zum Bewufstsein kommen. Soll also ein falsches sittliches Urteil berichtigt werden, so kann dies nur geschehen, indem das Vorstellen der Willensverhältnisse zur Vollendung gebracht wird, dieselben also willenlos angeschaut werden. An sich aber ist das falsche sittliche Urteil unter den obwaltenden Umständen ebenso notwendig als oben das falsche theoretische Urteil unter falschen oder unvollständigen Voraussetzungen. Wie sich alle Annäherung an die Wahrheit nur aus der Berichtigung und Vervollständigung der Begriffe ergibt, so ist der Fortschritt zu richtigen sittlichen Urteilen ganz und gar abhängig von der unparteiischen, willenlosen, ebenmäfsigen Anschauung der Willensverhältnisse. Dazu gehört erstens, dafs überhaupt die Willensverhältnisse in der Wirklichkeit vorhanden sind und sich der Auffassung darbieten. Das Leben kann eintönig oder vielgestaltig, reich oder arm an solchen Beziehungen sein. Nur über das, was sich der Anschauung darbietet oder was späterhin die Phantasie daraus bildet, kann geurteilt werden. Wie die Kultur hier von Einflufs auf das sittliche Urteilen sein mufs, liegt auf der Hand.

Die andere Bedingung ist die Unparteilichkeit des Urteilens. Das echte ästhetische Urteil erfordert eine Stetigkeit des Blicks, eine gleich gehaltene Klarheit des Geistes, die den wenigsten Menschen so natürlich ist, dafs sie lange bestehen könnte ohne absichtliche, von den herrschenden apperzipierenden Vorstellungsmassen ausgehende Anstrengung. Ein untergeordneter Geist ist derselben kaum fähig; auch in dem wohlgeordneten verursacht sie auf die Länge eine Spannung, nach welcher Erholung eintreten mufs."[1]) Wir haben oben darauf hingewiesen, wie schwer es Naturvölkern wird, in allen Stücken unparteiisch also ästhetisch zu urteilen. Hierauf bezieht sich ein sehr grofser Teil dessen, was über die Entwicklung und die Wandelungen der sittlichen Urteile vorgebracht wird. „Wie der Irrtum seine Naturgeschichte hat, so hat auch der falsche Geschmack die seinige. Wie aus Sand, Kies und Erz die Edelsteine, so scheiden sich aus den wandelbaren Gemütszuständen die unveränderlichen, von keiner Individualität, sondern nur von der Qualität des Vorgestellten abhängigen ästhetischen Urteile allmählich heraus. Aber die Ausscheidung geschieht nicht rein und bleibt nicht rein. Das Schöne

---

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* VI, 379 u. VIII, S. 395 ff. IX, 432; bei *Kehrbach* VI, 277.

und das Beliebte, das Gute und das Angenehme (und Nützliche) werden immer von neuem verwechselt. Darum ist die sittliche Beurteilung im Strome der Zeit und der Meinung bald untergetaucht, bald wieder hervorgekommen; sie hat müssen vielfältig und bei den dringendsten Angelegenheiten wiederholt werden, ehe sie ein passendes Wort, ehe sie Auktorität gewinnen konnte.[1])

Und auf die Auktorität oder die Macht der sittlichen Ideen, das wirkliche Leben zu gestalten, bezieht sich der dritte Punkt, den man bei der Entwicklung derselben im Auge behalten mufs. Hier ist es nun, wo theoretische Irrtümer und Vorurteile oder Mangel an folgerechtem Denken oder an Aufmerksamkeit auf die besonderen Lebensverhältnisse die Wirkung der Ideen trüben und hemmen können, wie dies ja so oft geschehen ist und noch geschieht, selbst wenn der gute Wille vorausgesetzt wird.

Die Frage, wiefern das sittliche Urteil einer Entwicklung und Wandelung unterliegt, beantwortet sich nun dahin: das sittliche oder allgemein das ästhetische Urteil im eigentlichen Sinne, als ein Urteil über Glieder eines ästhetischen Verhältnisses, welche sich im vollendeten Vorstellen der willenlosen Beurteilung darstellen, ist absolut, ist keiner Schwankung noch Wandelung unterworfen; wo es überhaupt auftritt, tritt es sofort vollendet auf und bleibt sich stets und überall gleich, wie sich jede Wirkung unter gleichen Bedingungen gleichbleibt. Gleichwohl haben in Wirklichkeit die Beurteilungen sittlicher Beziehungen eine Entwicklung, weil es schwer war, zum absoluten Urteile zu gelangen. Die Wandelung bezieht sich also streng genommen nicht auf das ästhetische Urteil als solches, sondern auf den Weg zu demselben, auf die Bedingungen, unter denen es entsteht. Und da nun alle wahre Geschichte als Wissenschaft darauf ausgeht, die Bedingungen des Geschehens darzustellen, was sie erzählt, so hat auch das ästhetische Urteil seine Geschichte.

Fragt man nun, ob wir denn jetzt sicherlich beim absoluten Urteil angekommen sind, oder ob die Entwicklung noch fortgehe, so dafs wir vielleicht in tausend Jahren eine ganz andere Moral haben würden, so antworten wir: etwas Wahreres als das Wahre, etwas Schöneres als das Schöne, etwas Besseres als das Gute gibt es nicht und kann auch nicht gedacht werden. Einen höheren

---

[1]) *Herbart* bei *Hartenstein* VI, 374 u. 359; bei *Kehrbach* VI, 273.



Grad des Vorstellens, als den des vollendeten Vorstellens kann es für Vorstellungen nicht geben; und weil das ästhetische Urteil die notwendige Wirkung eines solchen Vorstellens ist, so gibt es auch kein Urteil, welches richtiger als das richtige sein könnte. Und wo die Bedingungen die gleichen sind, mufs es sich auch immer in vollkommen derselben Weise erzeugen. In dieser Gleichförmigkeit und Stetigkeit des Beifalls und des Tadels, die auf die nämliche Veranlassung überall in der nämlichen Weise hervortreten, besteht die Absolutheit, Notwendigkeit und Allgemeinheit der sittlichen Ideen. [1])

Alles kommt nur darauf an, dem Menschen die betreffenden Verhältnisse zur vollendeten Anschauung zu bringen. Die höchste Kultur, selbst die praktische Philosophie kann hierbei nichts anderes tun, als den Urteilenden so zu disponieren, dafs er die betreffenden Verhältnisse unbefangen und vollständig auffafst, und mufs dann erwarten, dafs aus dem begierdelosen Anschauen das Urteil unwillkürlich entspringt. Jeden einzelnen nun in der angegebenen Weise zu disponieren, dafs er selbst in jedem Falle richtig urteilt, haben wahre Propheten immer als ihre Aufgabe betrachtet. Sie beabsichtigen nicht, für jeden einzelnen Fall Gesetze zu geben, sondern den Menschen auf den Standpunkt zu heben oder ihm den Geist zu geben, vermöge dessen ein jeder selbst sein eigner Gesetzgeber ist und in sich jene Stimme vernimmt: das ist der Weg, den ihr gehen sollt, sonst nicht zur Rechten noch zur Linken. (Jesaias 30, 21.) Ihr habt die Salbung und wisset alles. (1. Joh. 2, 20.) Jeder einzelne urteilt ganz selbständig für sich und trifft doch mit dem Urteile aller anderen, die ebenso selbständig und begierdelos urteilen, zusammen. Eine allgemeine Gesetzgebung nach idealen Maximen ist zugleich mit dem Gefühle allgemeiner Freiheit verbunden.

Ist nun das Urteil in der angegebenen Weise entstanden, so

---

[1]) „Die ethischen Prinzipien, obschon in ihren einzelnen Gestaltungen keineswegs unwandelbar, stehen doch auf zu fester Basis, als dafs sie den Anprall eines Gegners zu fürchten hätten, welcher es übersieht, dafs die von ihm bekämpfte Sittlichkeit und Humanität, für welche er den rohen Egoismus substituieren möchte, das Resultat eines mehrtausendjährigen Bemühens der Menschheit, aus eben diesem als unleidlich gefühlten Egoismus herauszukommen, ist, und dafs daher zu Gunsten des Kampfes ums Dasein die Humanität abschaffen einfach die ganze spezifisch menschliche Entwicklung von der Stufe der Gorilla an rückgängig machen hiefse." *Hugo Spitzer*, Beiträge zur Deszendenztheorie. 1886. S. 503.



ist es als solches keiner Vervollkommnung weiter fähig. Jede Abänderung des Urteils wäre nur eine Verschlechterung, die aus einer unvollkommenen Auffassung der Verhältnisglieder hervorginge. Nachdem einmal die letzteren richtig aufgefaſst sind, und das darüber ergehende Urteil völlig unparteiisch zu stande gekommen ist, gibt es für das sittliche Urteil so wenig einen ferneren Fortschritt, als man je dahin kommen wird, zu sagen $2 \times 2 = 5$ oder Entgegengesetztes ist einerlei, oder die falsche Quinte (in der Musik) gefällt.[1]) Darum legt man mit Recht den sittlichen Ideen Absolutheit, Allgemeingültigkeit, Unveränderlichkeit und Ewigkeit bei. Sie sind zwar wie alle anderen Geistesprodukte im Laufe der Zeit entstanden und haben eine Entwicklungsgeschichte; sind sie aber einmal erzeugt, so gibt es keinen Fortschritt über sie hinaus, jeder scheinbare Fortschritt wäre Rückschritt in die Barbarei. In dem Sinne kann man *Bastian* zustimmen, wenn er erklärt: „Wir mögen mit vollster Beruhigung, ja selbst mit höchster Befriedigung zugeben, daſs in den einfachsten Anfängen des Menschenlebens sich noch nirgends die Gesetze der Moral eine Geltung erkämpft haben. Sie verdanken ihre Entstehung erst dem Austausch der Ideen, dem schaffenden Wechselverkehr der Geister und gerade deshalb, als der resultierende Sproſs geistiger Eltern sind sie erhaben über Zeit und Raum ihres ewigen Fortbestandes um so sicherer."[2]) Das kann man zugeben, sagt *Ranke*, daſs die früheren Begriffe der Moral unvollkommen waren, aber seitdem das Christentum und mit ihm die wahre Moralität und Religion erschienen ist, konnte hierin (in der Moral als Theorie, nicht in der Moralität als Gesinnung) kein Fortschritt mehr stattfinden.[3]) „Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."[4])

---

[1]) Womit natürlich weder ein Fortschreiten der Moral als Wissenschaft noch viel weniger der Moralität als der sich im kleinen und groſsen betätigenden Gesinnung geleugnet werden soll.

[2]) *L. v. Ranke*, Berchtesgadener Vorträge, S. 11. Über die Frage des sittlichen Fortschritts vgl. *Barths* Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. Bd. 23, 75 u. 455.

[3]) *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. III, 259.

[4]) *Goethe* an *Eckermann*. 1832. III, 254.





Abriss der

LOGIK

und die Lehre von den Trugschlüssen.

Vierte Auflage.

Nebst einer Vorrede von **Sempronius.**

Herausgegeben von

O. Flügel.

1901. XVI u. 120 Seiten. Preis 1 M 60 Pf., eleg. geb. 2 M 30 Pf.

Idealismus und Materialismus

der

Geschichte.

Von **O. Flügel.**

1898. V und 221 Seiten. Preis 3 M, geb. 3 M 80 Pf.

Die Bedeutung

der

Metaphysik Herbarts

für die Gegenwart.

Von **O. Flügel.**

1902. VII und 218 Seiten. Preis 3 M, geb. 3 M 80 Pf.

Über die Phantasie.

Ein Vortrag

von **O. Flügel.**

Zweite Auflage.

(Pädagog. Magazin 10.)

1895. Preis 30 Pf.

Das Seelenleben der Tiere.

Von **O. Flügel.**

Dritte Auflage.

1897. IV und 176 Seiten. Preis 2 M 40 Pf., geb. 3 M 10 Pf.

F. H. Th. Allihn's

Grundriss der Ethik.

Neu bearbeitet und erweitert

von **O. Flügel.**

1898. XII und 272 Seiten. Preis 4 M, eleg. geb. 5 M 20 Pf.

Die Sittenlehre Jesu.

Herausgegeben von

O. Flügel.

Vierte Auflage.

1897. 86 Seiten. Preis 1 M 20 Pf., geb. 1 M 70 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



